Mügge, Theodor,

Illustrirte Kriegsgeschichte unserer Zeit mit Plänen, Karten und Portraits von Staatsmännern und Heerführern

Frankfurt a. M. 1859

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 $\mathcal{h}$. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachteu Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

Illustrirte

Kriegsgeschichte

unserer Zeit.

Dargestellt

von

Theodor Mügge.

Mit Plänen, Karten und Portraits von Staatsmännern und Heerführern.

gr. 8°. In Lieferungen von 4—5 Bogen.

Preis jeder Lieferung nur 7½ Ngr.

4. Lieferung mit Verona, Mantua, Peschiera und dem Portrait von Garibaldi.
(Die Pläne von Verona, Mantua sind dem 3. Hefte beigegeben.)

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn & Comp.

1859.

Zur Nachricht. Da Dr. Mügge die detaillirten Berichte unseres Correspondenten über die Schlacht von Solferino bei Schluß dieses Heftes noch nicht in Händen hat, die Berichte der Zeitungen aber nicht ausreichend sind, geben wir, um die Ausgabe dieses Heftes nicht zu verzögern, die Schlacht [illegible]

Die Verlagshandlung.

Vier Monate Geschichte.

Am Neujahrstage 1859 war, wie gewöhnlich, großer Gratulationsempfang in den Tuilerien. Mehr als 3000 Personen, berichtet der Moniteur, hatten die Ehre, vor dem Kaiser vorbeizuschreiten; aber dieser geschwätzige Moniteur berichtet nicht, was sich begab, als der Kaiser Napoleon die Gratulationen der versammelten Diplomaten in Empfang nahm und doch widerhallte bald davon, nicht allein Paris, sondern ganz Europa.

Der Kaiser wandte sich an den österreichischen Gesandten, Baron von Hübner. „Es thut mir leid, mein Herr Botschafter," sagte er, „daß unsere Beziehungen zu dem österreichischen Kabinet so schlecht sind, doch seien Sie versichert, daß meine persönlichen Gefühle für Ihren Kaiser sich nicht ändern werden" *).

Eine allgemeine Bestürzung folgte dieser völlig unerwarteten, wenig höflichen Anrede. Herr von Hübner selbst war davon höchst betroffen, und außer den wenigen Eingeweihten des Kaisers, ging es allen so, selbst seinen eigenen Ministern.

Mit fliegender Eile verbreitete sich die Nachricht davon durch alle Kreise

*) Je regrette Mr. l'Ambassadeur que nos relations avec le cabinet d'Autriche soient si mauvaises, mais soyez assuré que mes sympathies personelles pour vôtre Empereur ne changeront pas.

und durch die Zeitungen über das Land fort in andere Länder, wo sie mit demselben Erstaunen und mit derselben Besorgniß aufgenommen wurde.

Durch den schwülen Gewitterhimmel, welcher am Ende des Jahres 1858 über Europa lagerte, fuhr diese Neujahrsgratulation wie ein Blitz, der das Gewölk zerreißt.

Das Jahr 1858 hatte angefangen mit dem gräulichen Mordversuch des Italieners Orsini, am 14. Januar, auf den Kaiser Napoleon; es war hingegangen mit den Hetzereien gegen England, dem Versuch durch Drohungen die englische Justiz einzuschüchtern, das englische Volk vor dem Zorn der französischen Obersten bange zu machen, mit der Aussicht auf einen plötzlichen Stoß durch die westmächtliche Allianz und auf einen Krieg, der die Räuber- und Mörderhöhle England ausfegen sollte, um der volksbeglückenden Civilisation des Beherrschers der Franzosen Platz zu machen. Aber das englische Volk fürchtete sich nicht, weder vor dem drohenden französisch-russischen-amerikanischen Bündniß gegen die hölzernen Wälle Englands, noch vor dem geheimen Bündniß seiner eigenen regierenden Staatsmänner, Lord Palmerston an der Spitze, gegen die Landesrechte und Freiheiten dieses unliebsamen Bollwerkes gegen Despotenmacht und Willkürherrschaft. Die allzugefälligen Verehrer des französischen Volksbeglückers mußten die Ministerplätze räumen. Der civilisirende französische Kaiser aber hielt es noch nicht für an der Zeit, seine civilisatorische, von der Vorsehung ihm gewordene Aufgabe, gegen England auszuführen. Er war noch nicht bereit dazu; seine Flotte noch nicht fertig, Cherbourg noch nicht fertig, somit verlief sich der Zorn der Obersten wieder und der Kaiser schrieb bedauernde Briefe nach England, wie sehr es ihn betrübe, in dem Lande, das er so sehr und vor allen liebe, so verleumdet und verkannt zu werden.

Das Jahr 1858 aber hatte bei alledem schon Hader und Streit genug und war an Blut und Gewalt überreich. Kaum war das Eine abgethan, sorgte der französische Kaiser dafür, daß kein Mangel an solchen Dingen entstand, bei denen er mitsprechen, wo möglich entscheiden, die französische bewegliche Nation beschäftigen und ihr die Ueberzeugung verschaffen konnte, daß ihr Beherrscher die Welt regiere. Es schien ausgemacht, daß, wo er Ja! sage,

Niemand sich unterstehen dürfe, Nein! sagen zu wollen; eben so ausgemacht, daß das französische Volk das auserwählte, auf der höchsten Stufe aller Macht und aller Civilisation stehende, sei.

So wurde in Neapel Streit begonnen und weitreichende, hinterhaltige Gedanken lagen darin verborgen; so wurde das kleine Portugal gedemüthigt, gegen alles Recht und Gesetz; so mußten die Franzosen in China kämpfen und der Christenverfolgung wegen, gegen den Kaiser von Anam ziehen; so wurde eine Expedition gegen Madagaskar bereitet, eine andere, so hieß es, gegen Marokko. Frankreich durfte sich nicht langweilen, doch besonders war dafür zu sorgen, daß die Armee sich nicht langweilte. Diese Armee, welche den Kaiser zum Kaiser gemacht hatte, diese Prätorianer, Obersten und Generale, welche Lohn forderten und Arbeit, — Arbeit, welche wiederum guten Lohn versprach.

Eine unbestimmte Furcht vor der Zukunft ergriff die Völker mehr und mehr. Je größer und allgemeiner die Friedensbedürftigkeit war, um so mehr wuchs die Sorge vor den geheimen Plänen des immerdar neue Händel suchenden, kriegerischen großen Nachbars. Daß das Kaiserreich der Friede sein sollte, war längst als hohle Phrase erkannt worden und viel zu viel Entgegengesetztes geschehen, um das allgemeine Mißtrauen nicht für wohlbegründet zu halten. Dazu kam die moralische Verwilderung und Verschlechterung, welche sich im Gefolge dieser Zustände über alle Länder und Völker verbreitete. Die Gier nach Geldgewinn und Genußsucht, die Ausbeutung aller materiellen Interessen, die Verschwendung und der Leichtsinn, der Betrug und die Nichtswürdigkeit der Gesinnung, gingen Hand in Hand. Alles schien feil, alles käuflich zu werden; jedes Mittel gerecht, um sich in Luxus und sinnliche Ausschweifungen stürzen zu können; die Höchsten und Ersten wetteiferten in Börsenspiel und trügerischen Speculationen; Ehrenhaftigkeit und sittliche Bedenken waren verspottet und vergessen, sowohl bei Männern, wie bei Frauen.

Die fürchterliche Krisis vom Jahre 1857 schrillte mit ihren Nachwehen in das nachfolgende Jahr hinein und öffnete wenigstens insoweit die Augen, daß man die Wirthschaft in Paris und dies Napoleonische Beglückungssystem

als die treibende Ursache aller Uebel erkannte. Von dort waren diese verlockenden Bethörungen ausgegangen, diese Aufstachelung aller Leidenschaften, um in ihrem Taumel zu vergessen, was dafür verloren ging. Jene schmachvoll entrissenen, edelsten Güter an Freiheit und Rechten, für welche sybaritische Vergnüglichkeiten, Schwelgereien und jedwede eitle Thorheit, Entschädigung gewähren sollten. — Zugleich damit zeigte sich in dem sittlichen Verfall des Familienlebens der Verfall der Staaten, die tyrannische Willkür, die abhängigen knechtischen Beamten, die feigen und feilen Richter, die fürchterliche Gewalt der Polizei, die grausame Mißhandlung unfügsamer Männer, endlich die fortwachsende Verschuldung der Staaten mitten im Frieden.

Und bei allen diesen Uebeln streckten sich wiederum alle Finger und alle Vorwürfe gegen Frankreich und Paris aus. Durch Gewaltthaten war dieser Herrscher dort auf seinen Thron gestiegen, durch Eidbruch und Blutvergießen hatte er Verfassung und Volksrechte umgestürzt; mit Gefängnissen und Tod, mit den Kerkern von Mazzas, den Pesthöhlen von Lambessa und Cayenne, den Bajoneten seiner Soldaten, den Schaaren seiner Beamten und den Banden seiner Polizei hielt er seine Herrschaft aufrecht. Er suchte die Priester zu gewinnen, um die Volksmasse zu ködern, er suchte die Arbeiter zu versöhnen, durch Arbeit und billiges Brod nicht allein, sondern auch indem er sie Theil nehmen ließ an der allgemeinen Genußsucht. Mit Hülfe der Priester, der Bauern und Arbeiter richtete er sein unbeschränktes Regiment auf, das den gebildeten, dritten Stand niederwarf, die Leute von Ehre, Talent und Ruf, welche stolz genug waren sich nicht zu beugen, von sich stieß, dagegen aber eine Rotte von Anhängern und Vertheidigern versammelte, welche mit den Brocken des großen Räubers reichlich gefüttert wurden, vom Senator herab bis zum Lohnschreiber der geknebelten Presse und zum Polizeispion.

Gegen den Herbst hin war eben von dieser abhängigen, dienstbereiten Presse eine neue Beunruhigungs- und Beschäftigungsfahne aufgezogen worden, die wohl im Stande war, alle Befürchtungen und Besorgnisse zu verschärfen. Es war im Grunde ein längst bekannter alter Gegenstand, aber einer,

welcher längere Zeit in die Tasche gesteckt worden war, um ihn zur gelegenen Stunde als Medusenschild wieder hervorzuholen.

Seit Jahren hatten viele weiter blickende Männer es vorhergesagt, daß Louis Napoleon, wenn er die Zeit für gekommen halten würde, seine geheimen Pläne auszuführen, damit in Italien beginnen werde. Er hatte dies auch selbst nicht verheimlicht, denn schon in den 1839 erschienenen Napoleonischen Ideen steht es geschrieben, daß man, um die traditionelle Politik seines Hauses auszuführen und das von seinem Onkel angebahnte Napoleonische Weltreich wiederum herzustellen, zuerst Italien erobern, dann sich des Rheins und Belgien's bemächtigen; dann England demüthigen und ihm die Seeherrschaft entreißen; zuletzt endlich Rußland besiegen müsse.

Italien's revolutionaire Erhebung und Sardinien's erbitterter Kampf gegen das siegreiche Oesterreich; der Italiener glühende Wünsche nach einem einigen Italien, ihr ingrimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft und den Ehrgeiz des Hauses Savoyen, den König von Italien zu liefern, alles stimmte und paßte für die Napoleonischen Entwürfe; Oesterreich aber arbeitete ihnen in verblendeter Weise in die Hände, da es, statt die verwandte, befreundete Königsfamilie in Turin zu versöhnen, statt das strebende, ehrgeizige Sardinien zu schonen und an sich zu ziehen, Abneigung mit Abneigung vergalt, Stolz mit Stolz, Härte mit Härte; zuletzt sogar die diplomatischen Verbindungen abbrach und Drohungen hören ließ, die den Piemontesen das Schlimmste ahnen ließen.

Es ist bekannt wie diese Erbitterung immer höher wuchs, wie Oesterreich sich zu schützen suchte, indem es sich in die Arme der Kirche warf und sich ihr durch das Konkordat überlieferte, wie Sardinien dagegen sich unter dem nationalen Banner an die Spitze des italienischen Fortschrittes und der italienischen Freiheit stellte und mit äußerster Anstrengung aller Kräfte, weit über Macht und Mittel hinaus, sich für eine Sicherstellung der Zukunft vorbereitete.

In dieser Zukunft hatte Louis Napoleon von Anfang an eine abwartende, undurchdringliche Stellung angenommen; bald den Italienern einen heimlichen Wink gebend, bald wieder Oesterreich die Hand drückend, fast der

Revolution schmeichelnd, dann wieder sie erstickend und den Papst mit französischen Bajoneten in Rom behütend; hier die Leiden des italienischen Volks beklagend, dort keine Aenderung weder anrathend, noch gestattend; im Geheimen über Plänen brütend, welche die Welt erschüttern müßten, offen jeder Einmischung abgeneigt und die muratistischen Umtriebe aufs schärfste mißbilligend — so schleppten sich Jahre hin, ohne daß die italienische Frage sichtlich weiter kam. Auf der mühsam und eifrig errungenen Pariser Conferenz wurde sie beiläufig angeregt, sofort jedoch wieder beseitigt und von Neuem in den Winkel geschoben; allein dies Spiel wurde gefährlicher für ihn selbst, als der Hexenmeister es dachte.

Der Fanatismus der italienischen Flüchtlinge konnte es nicht länger ertragen. Er schickte seine Mörder gegen den Mann aus, der Frankreich's Freiheiten vernichtet hatte, der mit Rußland fraternisirte, mit Oesterreich zärtliche Blicke wechselte, und von welchem Italien kein anderes Loos hoffen durfte. Die Bomben Orsini's und dessen Testament mit dem prophetischen Vermächtniß, entweder Italiens Retter, oder Wohlthäter zu sein, oder andere glücklichere Mörder zu erwarten, scheinen einen tiefen Eindruck gemacht und die entscheidende Wendung bewirkt zu haben.

Im Sommer 1858 wurde in den Bädern von Plombières die Verbindung mit dem Hause Savoyen, die Heirath des Prinzen Napoleon, die Erhebung Italien's, „der Krieg gegen Oesterreich", beschlossen und von dieser Zeit an begannen die geheimen Rüstungen und Vorbereitungen, die Thätigkeit in den Arsenalen und Häfen; von derselben Zeit an erhielten auch die Zeitungen Befehl, die italienischen Zustände zu besprechen; die öffentliche Meinung gegen Oesterreich aufzuregen, in verletzenden, herabwürdigenden Artikeln Oesterreichs Verhalten und Verhältnisse zu beurtheilen und ein Feuer anzuschüren, in dessen Hintergrunde sich das Kriegsfeuer spiegelte.

Alles geschah nach den Geboten des Kaisers und bald waren die Gemüther beunruhigt von den feindlichen Angriffen in der Presse, bald verbreiteten sich drohende Gerüchte über bevorstehenden Krieg; bald auch erhitzten sich die aufgereizten Leidenschaften, denn die Zeitungen in Oesterreich schwiegen nicht zu den Ausfällen der französischen Schreiber gegen ihr Land.

Sie gaben es ihnen zurück und hatten Grund genug, die napoleonische Herrschaft, den moralischen Verfall der französischen Nation in Recht und Sitte und die Wege des Verderbens, auf welche ihr Beherrscher sie geleitet, mit brennenden Farben zu malen. Jetzt war Louis Napoleon nicht mehr der Retter der Menschheit, der weise, edle und staatskluge Besieger der Revolution und entarteter wilder Fanatiker, sondern es wurden ihm und den Franzosen ganz andere Bilder vorgehalten, und so mehrte sich, je näher am Ende des Jahres, die düstere, verbitterte Stimmung. Die Aengstlichkeit stieg aber weiter, als im December die Revolte in Serbien ausbrach, durch welche Fürst Alexander genöthigt wurde, seinen Sitz zu räumen und ihn dem alten Milosch Obrenowich zu überlassen.

Fürst Alexander war ein Anhänger Oesterreich's gewesen, der alte Milosch dagegen bekannt als die Kreatur Rußlands. Die französischen Blätter jubelten laut, daß Oesterreich Aerger und Schaden daran habe und sprachen ohne Rückhalt aus, daß dies schon Ursache genug sei, um Milosch zu unterstützen; allgemein auch verbreitete sich dadurch um so leichter die Meinung, daß Rußland und Frankreich ihre Hände bei diesen Vorgängen im Spiele gehabt. Russische und französische Agenten waren in allen slavischen Donauländern keine Seltenheiten. Der Beherrscher der Franzosen blieb jedoch noch immer schweigsam; er ließ schreiben und sprechen, er behielt sein undurchdringliches Gesicht bei, das selbst seine nächsten Günstlinge oft nicht zu enträthseln vermochten.

Plötzlich nun an jenem Neujahrstage, mit jenem Neujahrsgruße an Herrn von Hübner riß er den Vorhang herunter und alle die bangen Ahnungen wurden zur Gewißheit. Ueber die gesammte Handelswelt verbreitete sich ein panischer Schrecken, welcher sich noch mehr steigerte, als man erfuhr, daß eine Note des Grafen Walewski gleich hinterher, jede Einmischung Oesterreichs in die serbische Angelegenheit als unstatthaft erklärt habe. Es war jedoch Serbien nicht, es war Italien, wo sich das Ungewitter aufthürmte und von woher der Donner rollte. In Oesterreich wurde dies sofort mit Gewißheit empfunden.

Unerhört mußte man es nennen, daß der unumschränkte Kaiser der

Franzosen bei einem feierlichen Empfange in seinem Hause dem Botschafter einer Großmacht so unliebsame Worte sagte; da es jedoch geschehen, mußte die drohende und beleidigende Absicht recht überlegt sein und der Unfall als ein wichtiges, weit greifendes Ereigniß betrachtet werden. Es konnte nur auf Italien berechnet sein, um den Italienern Muth zu machen; dem Könige Victor Emanuel und seinem Minister, Cavour, aber das verabredete Zeichen zu geben, daß die Stunde da sei, um den Faden weiter zu spinnen. Man erwartete in nächster Zeit so eben die sardinische Thronrede zur Kammereröffnung und sagte im Voraus von ihr, daß sie die Erhebung Italiens predigen werde.

Der erste Eindruck in Paris auf Börse, Handel und Gewerbe war jedoch derartig, daß einige weiße Salbe zur Beruhigung nöthig schien. Schon am 4. Jan. brachte der Constitutionell einen authentischen Wortlaut der kaiserlichen Anrede, worin es statt „unsere Verhältnisse sind so und so", hieß „unsere Verhältnisse sind nicht mehr so gut als früher", und als dies nichts helfen wollte, folgte am 7. Januar eine Moniteurnote nach. „Seit einigen Tagen, hieß es darin, ist die öffentliche Meinung durch alarmirende Gerüchte in Aufregung versetzt worden, die Regierung hält sich für verpflichtet, diesen Gerüchten ein Ziel zu setzen, indem sie erklärt, daß nichts in unseren diplomatischen Beziehungen zu den Befürchtungen berechtigt, welche diese Gerüchte zu erregen bezwecken.

Trotz der Geschraubtheit dieser Erklärung fanden sich doch manche gläubige Helfer, welche alles auf eine plötzliche Reizbarkeit oder Verstimmung des Kaisers schieben wollten; allein diese bessere Meinung dauerte nur wenige Tage. Die Ausfälle in der französischen Presse auf Oesterreich hörten nicht auf, sie wechselten nur ab mit den Beruhigungsartikeln der Regierungsblätter, obwohl diese abhängige, unterthänige Presse mit einem Fingerschütteln zum Schweigen gebracht werden konnte. Dies lag jedoch durchaus nicht in der Absicht. — Bald blieb die französische Presse auch nicht allein, denn auch in Petersburg entstand großer Jubel. Die Petersburger Zeitung beklagte Italien's Schicksale und Leiden in wärmster Weise und auf diese Zeichen und nachdem Herr von Hübner mehrere Unterredungen mit dem Grafen Walewski

gehabt, entschloß sich die österreichische Regierung bedeutende Verstärkungen, zunächst 30,000 Mann vom dritten Armeecorps, nach Italien zu schicken.

Plötzlich verbreitete sich das Gericht über die bevorstehende Heirath des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clothilde, Tochter des Königs von Sardinien, von dessen erster, österreichischen Gemahlin. Anfangs geläugnet, blieb bald kein Zweifel mehr übrig, als der Prinz seine Reise nach Turin antrat; mit diesem Ereigniß jedoch mußte die drohende Gefahr wachsen und schnell verbreitete sich die Nachricht, daß ein Offensiv- und ein Defensivbündniß der Preis sei, den Victor Emanuel für die Hand seines fünfzehnjährigen Kindes erhalten habe. Damit zugleich fast wurde die Thronrede des Königs von Sardinien bekannt und vervollständigte den Schrecken.

„Der Horizont, an welchem das neue Jahr aufsteigt", sagte der König, „ist nicht ohne Wolken. Unser Land ist klein, allein es hat sich eine große Geltung im Rathe Europa's verschafft, durch die Größe der Ideen, welche es vertritt und die Sympathien, welche es einflößt. Diese Lage ist nicht ohne Gefahren, denn wie sehr wir auch die Verträge ehren, so können wir doch nicht unempfindlich bleiben bei dem Schmerzensschrei, der aus so vielen Punkten Italien's zu uns aufsteigt. Stark durch Einigkeit, voll Vertrauen auf unser gutes Recht, erwarten wir vorsichtig und entschlossen die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung."

Der König hätte sagen können: „die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung von Paris". Dies wurde am 10. Januar gesprochen; am 10. reis'te der Prinz Napoleon von Paris nach Turin ab, am 21. erfolgte der offizielle Antrag um die Hand der Prinzessin, am 30. Januar fand die Vermählung statt. — Auf den 7. Februar wurde die gesetzgebende Versammlung nach Paris einberufen. Das Schutz- und Trutzbündniß wurde von den Journalen als unläugbare Thatsache veröffentlicht.

Und nun entstand bis in den Februar hinein ein Lügen und Trügen von allen Seiten. Die Rede des Königs von Sardinien sollte keine Bedeutung haben, die Heirath des Prinzen Napoleon eine bloße Familiensache sein. Der Kaiser, sprach der Moniteur vom 24. Januar, müsse wünschen, daß seine Familienverbindungen der traditionellen Politik Frankreich's ent-

sprächen, doch niemals werde er die großen Interessen des Landes davon abhängig machen; alle die ausgesprengten Gerüchte von dem abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse wurden als Lügen erklärt.

Zugleich bemühten sich die abhängigen Journale, den Krieg zwar als möglich, doch als nicht wahrscheinlich darzustellen. Nur wenn die Verträge verletzt werden sollten, habe man solch Aeußerstes zu besorgen, sprach die Patrie. Die Verträge also wurden damit zum ersten Male in den Vordergrund geschoben, bald sollten sie es noch mehr werden. Sie traten aus dem Halbdunkel hervor, mit welchem man sie fortgesetzt zu umhüllen suchte, dann wurden sie immer mehr und mehr der Ziel- und Kernpunkt, auf welchen sich alle Blicke richteten.

Die napoleonische Politik hielt sich fern davon, das verfängliche Wort auszusprechen, die Vorarbeit mußte wiederum durch die Journale geschehen. In England war das Toryministerium nicht geeignet für die napoleonischen Pläne. Die Königin hatte in der Thronrede bei Eröffnung des Parlaments von der „Aufrechthaltung der volksrechtlichen Verträge" gesprochen, auf welchen die Rechtssicherheit Europa's beruhe. Lord Derby drohte in einem Anfalle brittischer Derbheit, jeden niederzuschlagen, der zuerst das Schwert ziehen werde und die Times sprach in ihren wuchtigen Artikeln mit vollem Nachdruck von den verderblichen Kriegsplänen des französischen Kaisers und wie ihm allein die Kriegsschuld, wenn es dazu komme, beizumessen sei, da Oesterreich ihm keinerlei Ursache dazu gegeben habe.

Aber Louis Napoleon wußte, daß in England, wenn keine Sympathien für ihn selbst, doch um so mehr für das italienische Volk zu finden seien. Er wußte ebenso wohl, daß der österreichische Absolutismus wenige Freunde bei den Engländern habe, endlich war er sicherlich auch von Anfang an überzeugt, daß er schon Mittel und Wege finden werde, um nicht der zu sein der losschlüge und nicht der zu scheinen, der die Aufhebung oder Abänderung der Verträge von 1815 verlangte. Ganz im Gegentheil dazu betheuerte er vielmehr, wenn diese Verträge ihm und dem französischen Volke auch nicht gefielen, so seien sie doch einmal da und müßten beachtet werden; damit zugleich aber wurden in der Presse mit aller Schärfe die Verträge zergliedert,

durch welche die Oesterreicher ihre italienischen Provinzen verbürgt erhalten hatten und sie wurden geschieden und gesondert von den Separatverträgen, welche Oesterreich später mit den verschiedenen, italienischen Fürsten abgeschlossen. Daß eine Revision dieser Verträge erfolgen müsse, daß der österreichische Einfluß, welcher sich über ganz Italien ausgedehnt, aufhören müsse, daß diese österreichische Suprematie über Italien das größte Unglück des italienischen Volkes und der Quell aller Uebel sei, daß Oesterreich jede Verbesserung der Zustände Italien's damit verhindere und der furchtbare Druck, die Demoralisation, die Knechtung und Erniedrigung Italien's sein Werk sei, von seiner Macht und seinen Bajoneten abhängig, welche überall die schlechtesten Regierungen beschützten, dies wurde in zahllosen Variationen in Frankreich, in Sardinien, in England und auch in Deutschland in den Zeitungen abgehandelt und fand Beifall und Anerkennung genug.

In materieller Beziehung durch geordnete Verwaltung, Förderung der Industrie und des Ackerbaues, gleichmäßige Vertheilung der Lasten u. s. w. hat Oesterreich für Italien so viel gethan, daß selbst die Italiener eingestehen müssen, es sei viel Gutes und Löbliches geschehen, läugnen aber darf man nicht, daß dies einem Volke nicht genügen kann, das nach nationaler und staatsbürgerlicher Freiheit strebt, daß somit mancher Grund zur Klage vorhanden war, wenn man auch hinzufügen muß, daß Oesterreich bei seinem politischen Systeme keine liberalen Bestrebungen dulden konnte. Eben der Liberalismus war es, mit dem Sardinien sich Oesterreich gegenüberstellte; Oesterreich hatte diesem in den Jahren 1821 und 1830 den Fuß auf den Nacken gesetzt, hatte ihn 1848 zum dritten Male gedemüthigt, allein es hatte den Fehler begangen, großmüthig zu sein, ohne die Klugheit zu besitzen, auf Mittel zu sinnen, den losgegebenen Feind nun als dankbaren Freund näher an sich zu ziehen. Die Gegensätze blieben stehen, wie sie waren, die Niederlage Sardinien's und der Untergang Karl Albert's hatten nichts daran verändert. Victor Emanuel war seines Vaters Nachfolger auch in der Idee des einigen Italien's und der eisernen Königskrone, die ihm bestimmt war. Er setzte dem österreichischen Absolutismus die freie Verfassung Sardinien's, den österreichischen Bündnissen mit den italienischen Fürsten, das

sardinische Bündniß mit dem italienischen Volke, dem österreichischen Konkordat mit dem Papst, die religiöse Duldsamkeit entgegen. Aus diesen unversöhnbaren Gegensätzen mußte der gegenseitige Haß glühender ausschlagen; hier die tiefe Verbitterung Oesterreichs, dort aufgestachelter Ehrgeiz neben den edlen und reinen Gefühlen der Vaterlandsliebe, hier die Sieger im Bewußtsein ihrer Macht, dort die Besiegten im Gefühle ihres Rechtes und der Schmach. Wie man aber auch urtheilen mag, so hat Oesterreich wenigstens nicht politisch klug gehandelt, daß es Sardinien dahin kommen ließ, sich in die Arme des längst darauf wartenden Napoleoniden zu stürzen.

Was folgen würde, mußte es sich vorhersagen.

Oesterreichs politische Fehler steigerten sich dadurch, daß es Sardinien von sich wies, ohne sich dafür Louis Napoleons Bündniß zu sichern. Es war der größte seiner Fehler, daß es keinen Theil an dem Kriege gegen Rußland nahm. Die bewaffnete Neutralität, welche es unter den ungeheuersten Kosten behauptete, trägt jetzt ihre Früchte. Hätte es die ihm angebotene französische Waffenbrüderschaft damals angenommen, in welcher anderen, freilich auch möglicher Weise in welcher schlimmen Rolle für Deutschland — würden wir es jetzt vielleicht erblicken? Es stieß die Hand Louis Napoleons zurück, ohne damit Rußlands Zorn zu versöhnen, und der Kaiser der Franzosen nahm die Hand des kleinen Königs von Sardinien und die Besaglieris marschirten zum Erstaunen Europa's nach Sebastopol, wo sie anscheinend nicht das Geringste zu suchen hatten. Sie säbelten sich mit den Russen herum, welche plötzlich einen Feind erhielten, an den sie wahrlich nicht gedacht hatten. Das tief verschuldete Sardinien brachte diese Opfer auf Befehl des Erwählten des Herrn, im Namen der Civilisation, im Interesse der Menschheit. Dafür nahm der Erwählte nach dem Frieden seinen Pflegling bei der Hand und führte ihn in den Sitzungssaal der Großmächte auf den Pariser Congreß, wo Graf Cavour zum größten Aerger Oesterreichs Platz nahm, ohne daß dies es zu verhindern vermochte. Denn wer mit thatet, der auch mit rathet! Der Würfel für Oesterreich war damals schon gefallen.

Von diesem Augenblicke an mußte Oesterreich wissen, was es zu erwarten hatte; es mußte es um so mehr wissen, als Graf Cavour die italie-

nische Frage zur Sprache brachte, welche freilich diesmal noch mit Hülfe der befreundeten Großmächte alsbald beseitigt wurde; allein es war ein Zeichen, das nicht verkannt werden konnte.

Von jener Zeit an bohrten sich die Leidenschaften und Zerwürfnisse in Italien tiefer und tiefer. Zwiespalt und Haß brach an allen Orten hervor. Man vermied jede Berührung mit den Oesterreichern, man rauchte keine österreichischen Cigarren mehr, man ächtete österreichische Stoffe und Fabrikate, man reizte und verhöhnte die österreichischen Beamten und Soldaten, man verband sich, keinen Ort zu besuchen, den Oesterreicher besuchten, wer diese auch sein mochten; endlich fehlte es auch nicht, nach italienischer Sitte, an Dolchstößen und Meuchelmorden für angebliche Verräther.

So stand es, als das neue Jahr hereinbrach, und mit welchem Jauchzen wurde der napoleonische Neujahrswunsch in Italien empfangen, mit welcher Begeisterung die sardinische Thronrede. Allein die Politik des Beherrschers der Franzosen war nicht gewillt, Schlag auf Schlag folgen zu lassen. Als der erste Streich gethan war, lag es in seiner schlauen Berechnung ihn erst verwinden und verdauen zu lassen. Menschen und Völker mußten sich zunächst daran gewöhnen, er selbst aber bedurfte Zeit, um so still und heimlich, als es immer geschehen konnte, seine Vorbereitungen zu betreiben. Bei alledem meldeten die Zeitungen jedoch bald von der gewaltigen Thätigkeit in allen Waffenplätzen und von Befehlen nach der afrikanischen Kolonie ergangen, die kriegsgeübtesten Divisionen nach Frankreich zu schaffen; sie meldeten von neu erfundenen, fürchterlichen Waffen, von Rüstungen zu Wasser und zu Lande, doch die kaiserlichen Organe erklärten alles für Lügen und Verläumdungen. Nichts besonderes geschehe, Alles bewege sich gewöhnlich und herkömmlich, die Divisionen in Afrika müßten der Ordnung gemäß abgewechselt werden, und um die zitternden Börsen zu beruhigen, um wo möglich alle, selbst die Diplomaten und Cabinete zu täuschen, lautete die Thronrede überaus sanftmüthig und friedlich. Nach einer Einleitung, die von zweideutigen Friedensbetheurungen strotzte, sagte der Kaiser Napoleon den am 7. Februar versammelten Senatoren und Deputirten: „Seit einiger Zeit beunruhigen der Zustand Italiens und dessen anormale Lage, in welcher die Ordnung nur

durch fremde Truppen aufrecht erhalten werden kann, mit Recht die Diplomatie. Nichts desto weniger ist dies kein genügendes Motiv, um an einen Krieg zu glauben, welchen die Einen ohne legitimen Grund zu haben, mit ihren Wünschen herbei sehnen, und bei welchem die Anderen in ihren übertriebenen Befürchtungen Gefallen finden, um Frankreich die Gefahren einer neuen Coalition zu zeigen. Ich werde unerschütterlich auf dem Wege des Rechtes, der Gerechtigkeit, der nationalen Ehre verharren und meine Regierung wird sich weder fortreißen, noch einschüchtern lassen, weil meine Politik nie herausfordernd und nie verzagt sein wird. Fern von uns sei daher dieser trügerische Lärm, dies ungerechte Mißtrauen. Der Friede, so hoffe ich, wird nicht gestört werden! Nehmen Sie also ruhig den gewohnten Lauf Ihrer Arbeiten auf. Ich habe Ihnen offen die Lage unserer äußeren Beziehungen auseinandergesetzt, die Bewegung, welche sich eben zeigt, ohne den Anschein von dringender Gefahr, muß mit Recht überraschen, denn sie deutet gleichzeitig auf zu großes Mißtrauen und zu große Befürchtungen. Man scheint einerseits an der Mäßigung, von der ich so vielfache Beweise gegeben, anderseits an der wirklichen Macht Frankreich's zu zweifeln. Glücklicherweise ist die Masse des Volks fern davon, ähnlichen Eindrücken zugänglich zu sein. Heut ist es meine Pflicht Ihnen von Neuem auseinander zu setzen, was man vergessen zu haben scheint. Welche Politik habe ich beständig befolgt? Europa zu beruhigen, Frankreich seine wahre Stellung wieder zu geben, unsere Allianz mit England eng zu befestigen und mit den Continentalmächten Europa's den Grad meiner Intimität nach der Gleichartigkeit unserer Ansichten und der Natur ihres Benehmens, Frankreich gegenüber, zu regeln."

Nachdem der Kaiser alsdann gerühmt, was er Großes und Gutes gethan, fährt er fort: „Seit dem Friedensschlusse haben meine Beziehungen zu dem Kaiser von Rußland den Charakter der aufrichtigsten Herzlichkeit angenommen, weil wir über alle streitigen Punkte einig geworden sind. Eben so sind meine Beziehungen zu Preußen von gegenseitigem Wohlwollen beseelt. Dagegen haben sich das Wiener Cabinet und das Meine, ich sage es mit Bedauern, oft in Meinungsverschiedenheit über wesentliche

Fragen befunden, und es bedurfte eines sehr versöhnlichen Sinnes um zu ihrer Lösung zu gelangen."

Nachdem der Kaiser alsdann Sardinien's gedenkt, welches „während des Krieges so ergeben und während des Friedens so treu" war, nachdem er die Heirath des Prinzen Napoleon's, seines vielgeliebten Vetters, erwähnt: als natürliche Consequenz der Gemeinsamkeit der Interessen beider Länder und der Freundschaft beider Souveraine; auch hervorhebt, daß das Interesse Frankreichs überall da sei, wo es gelte eine gerechte civilisatorische Sache geltend zu machen; fährt er dann fort: „Diese Auseinandersetzung, conform Allem, was ich mich bemüht habe seit zwei Monaten dem Inlande wie dem Auslande zu beweisen, wird Sie überzeugen, daß meine Politik nicht einen Augenblick aufgehört hat, dieselbe zu sein, welche sie immer war: Fest, aber versöhnlich!

So rechne ich auf Ihr Vertrauen wie auf die Unterstützung der Nation, die mir ihre Geschicke anvertraut hat. Sie weiß, daß nie persönliches Interesse oder kleinlicher Ehrgeiz meine Handlungen leiten werden. Wenn man gestützt durch Volkswillen und Volksgesinnung den Thron bestiegen hat, so erhebt man sich durch die Schwere der Verantwortlichkeit über die niederen Regionen, wo sich gemeine Interessen mit einander streiten, denn man hat als ersten Bewegungsgrund, wie als letzten Richter: Gott, sein Gewissen und die Nachwelt!"

Diese gut berechnete, schlau durchdachte Rede, mit allen pomphaften Phrasen von Recht, Gott und Gewissen, aus dem Volkswillen hervorgegangen, in größter Mäßigung den Frieden wollend, den Frieden liebend und auf dessen Erhaltung vertrauend, brachte bei der Masse der ängstlich Hoffenden eine gute Wirkung hervor. Oesterreich trug die Schuld, Oesterreich allein hinderte und hemmte, wie in Italien, so an der Donau, so in der ganzen Welt die civilisatorischen, uneigennützigen Bestrebungen, welche zum Heile der Menschheit dieser civilisatorische, tugendvolle Kaiser beabsichtigte. Die Course fingen an zu steigen, die Börsenmänner nickten wieder vergnüglich nach Paris hin, das österreichische Regierungsorgan, die Wiener

Zeitung, sagte am 12. Februar, man müsse die französische Thronrede friedlich nennen und dürfe auf Erhaltung des Friedens hoffen.

Ob dies ernstlich gemeint war, läßt sich um so weniger annehmen, da weiter blickende Männer nichts als heuchlerische und hinterlistige Windmacherei in dieser Thronrede erkennen wollten. Auch von Paris kamen schon nach wenigen Tagen Warnungen, nicht zu viel zu vertrauen; denn statt die Rüstungen zu mäßigen, wurden sie seit dieser Zeit im ungeheuersten Maßstabe eifriger betrieben, und bald genug klärte sich auch genügend auf, weßhalb die Friedenstrompete so rührend geblasen wurde.

Ein paar Tage vor der Thronrede erschien nämlich in Paris eine Schrift „Napoleon III. und Italien", deren Verfasser der Staatsrath La Gueronniere war. Das Buch predigte ohne Weiteres den Umsturz der Verträge von 1815; denn, heißt es im Eingange, wenn diese Verträge, welche die Rechtssicherheit Europa's stützen sollen, es jetzt in Gefahr bringen, so geschieht dies, weil sie nicht mehr der Nothwendigkeit oder den Bedürfnissen, aus welchen sie entstanden, entsprechen. Die politische Weisheit räth somit, etwas Anderes an deren Stelle zu setzen. Und was sollte nun an Stelle dieser veralteten Verträge gesetzt werden? Italien müsse vereinigt werden und zu dieser nationalen Einigung der Papst den Mittelpunkt bilden. Der heilige Vater, als Dalai-Laa, mit der obersten, geistlichen und weltlichen Macht ausgerüstet, die förderative Vereinigung der italienischen Staaten leiten. Die österreichische Herrschaft wurde dabei scharf beleuchtet, und es sei nicht zu verkennen, daß es mit ihr nun überhaupt ein Ende nehmen müsse. Die Bemerkungen des Verfassers erstreckten sich aber nicht auf Italien allein, seine Schrift war zugleich eine Apologie des Staatsstreichs vom 2. December, sie proklamirte überhaupt das Recht der Gewalt.

Deutschland wurde gnädigst versichert, daß es für seinen Rhein nichts zu befürchten habe, überhaupt seien auch die Oesterreicher in Deutschland ganz achtbare Leute, nur in Italien könne man sie nicht länger gebrauchen.

Diese Schrift, von der man sehr bald erfuhr, daß sie unter unmittelbarer Theilnahme des Kaisers Napoleon entstanden und ausgeführt worden, was allerdings nach dem üblichen System entschieden abgeläugnet wurde,

mußte das ungeheuerste Aufsehen erregen. Sie wurde ausgegeben am 4. Februar und binnen zwei Tagen in 35,000 Exemplaren verkauft. Am 7. folgte die Thronrede, und welch neues Erstaunen, sie so friedlich und honigsüß zu finden! Allein es gehörte dies ganz folgerecht zu den napoleonischen Manövern und paßte dazu. Die Schrift „Napoleon III. und Italien" streute den Zündstoff aus, warf kranke Meinungen und Behauptungen, Gefahr drohende Darstellungen und Schilderungen über das, was recht und nothwendig sei, in die Masse; die kaiserliche Rede dagegen löschte die Lunte wieder aus, und beruhigte, ohne jedoch bestimmt zu widerlegen.

Es war dies ein schon oft geübtes Spiel. Man hatte es gegen England, gegen Neapel, gegen Rußland, gegen die Türkei und gegen Deutschland, Belgien und die Schweiz benutzt, um durch Flugschriften und Zeitungsartikel die aufregendsten Behauptungen und Beleidigungen auszusprechen, welche die kaiserliche Regierung als Mißgriffe und Ueberschreitungen, welche sie leider nicht zu hindern vermöge, von sich abwies, um ihrerseits die steruhig, friedlichste und versöhnlichste Sprache zu führen.

Diesmal jedoch war man bei weitem nicht so gläubig. Es wurde zu bald bekannt, welchen Antheil die Tuilerien an dieser Schrift genommen und, während das Oel des Friedens aus den kaiserlichen Worten und Noten träufelte, welche furchtbaren Vorbereitungen im immer höheren Maße unter fortgesetztem Läugnen statt fanden.

Mißtrauen und Furcht mußten bei allen verständigen Leuten zunehmen, wenn sie die Zustände der Völker und Länder und die Staatsleitungen durch die Diplomaten betrachteten. Ueberall zeigte sich die Auflockerung der europäischen Verhältnisse, die Schwäche und die Zerrissenheit der Nationen, die Unzufriedenheit unterdrückter Parteien und die Unvernunft einer siegreichen Reaktion, welche auf politischem wie auf religiösem Gebiete die Gedanken und Forderungen des Jahrhunderts bekämpfte, das Errungene verwarf und zerriß und die europäische Civilisation in überwundene Standpunkte zurückzujochen suchte.

Eine allgemeine innere Auflösung war die Folge, und wie Alles schwankend und ungewiß geworden, so auch die diplomatischen Bündnisse und alten

Allianzverhältnisse. England, kaum aus dem orientalischen Kriege hervorgegangen, bekämpfte mit Anstrengung den großen Aufstand in Indien und hielt mit Mühe sein verblassendes Bündniß mit Frankreich aufrecht, während der mächtige Alliirte sich ersichtlich auf den Tag vorbereitete, wo die über den Canal ausgestreckten Hände loslassen würden. Nicht nur Cherbourg zeugte dafür, nicht nur die ungeheueren Anstrengungen für die Flotte, noch mehr die immer stärker hervortretende Zärtlichkeit für Rußland. Ueber den Trümmern von Sebastopol war die erste Annäherung erfolgt und seit jener Zeit alles geschehen, um die neue Freundschaft zu befestigen. Was konnte diese anderes bezwecken, als Dinge, vor denen alle anderen Staaten Europa's zu fürchten hatten? bei deren Vorstellung ein leises Zittern durch alle Staatsmänner, am stärksten aber durch alle österreichischen Staatsmänner beben mußte. Oesterreich hatte den ingrimmigsten Haß der Russen auf sich geladen. Im Jahre 1848 war es von ihnen gerettet worden, darauf hatte es die berühmten Worte des Fürsten Schwarzenberg wahr zu machen versucht: „Die Welt wird darüber erstaunen, wie undankbar wir sein können". Allein es hätte noch viel undankbarer sein müssen, um die Politik der Undankbarkeit zu rechtfertigen. Fürst Schwarzenberg hätte sich nicht damit begnügt, die Pläne des Kaisers Nicolaus durch Waffnungen und Beobachtungsheere zu durchkreuzen, er würde auf den rettenden Czaaren losgeschlagen haben. Dazu konnte sein Nachfolger sich nicht aufschwingen. Jetzt nun, nach dem „ritterlichen Kampfspiele", in welchem von Anfang an jeder Theilnehmer feierlich betheuerte, das heilige Rußland solle kein Dorf verlieren, kroch die Gefahr für diese Tollheit drohend sowohl gegen Oesterreich, wie gegen England heran. Der französische Kaiser allein erntete Ruhm und die Freundschaft der Besiegten; es fraternisirten der Kaiser und der Czaar, der Zuave und der Kosacke. Der Haß Rußlands verblieb den Engländern, die ohne den geringsten Gewinn die ungeheuersten Opfer gebracht hatten, er blieb den Oesterreichern bis zur nationalen Erbitterung, die ihre Schulden um hundert Millionen vermehrt hatten, um Gewehr bei Fuß zuzusehen, wann es etwa Zeit sei, die Donauländer österreichisch zu machen. Louis Napoleon hatte Rußland gerettet, seine Hand schützend darüber gehalten, in den pariser Con-

ferenzen seine Sache vertreten, das erkannte Rußland dankbar. Mit ihm Hand in Hand zu gehen, war von ganz anderen Vortheilen begleitet, als mit Oesterreich um eine Erbschaftstheilung des kranken Mannes feilschen zu wollen.

Rußlands und Oesterreichs Interessen mußten sich immer an der Donau begegnen, Frankreich dagegen hatte dort nichts zu suchen. Das große Slavenreich mit seinen Nebenreichen, ausgedehnt bis an den Bosporus, konnte willig angeboten werden, wenn das mittelländische Meer dafür ein französischer Binnensee würde, Italien und Aegypten französische Vasallenstaaten. Die Theilung der Oberherrlichkeit in Europa zwischen Frankreich und Rußland war kein Plan von heute und gestern, keine Chimäre, ausgeheckt im Kopfe eines Narren. Sie war verabredet worden in jener Julinacht des Jahres 1807, wo auf dem Floße im Niemen Alexander und Napoleon brüderlich beisammen in einem Bette schliefen und sich ihre geheimen Entwürfe in die Ohren flüsterten. In derselben Nacht schon wurde auch an der Ausführung gearbeitet. Napoleon willigte ein, daß Rußland Finnland und die Donaumündungen erobere, Alexander dagegen sprach seinen Segen über das eroberte Italien aus und daß Napoleon Spanien und Portugal hinzufüge. Dann im September 1808 erschienen die beiden Herrscher vom Westen und vom Osten in Erfurt und musterten dort die Schaar der dienenden Vasallenkönige, doch dies napoleonische Weltreich scheiterte an dem fanatischen Widerstande der Spanier, und scheiterte an dem allzufrüh ausbrechenden Streit mit dem russischen Compagnon. -- Das gedemüthigte zertretene Deutschland erhob sich und der Weltherrscher endete in Helena; allein mit ihm starben seine Pläne nicht.

Schon die letzten Bourbons nahmen das Bündniß mit Rußland wieder auf und im Jahre 1829 waren die geheimen Unterhandlungen im vollen Gange. Der großmüthige Nicolaus, „unser zweiter Vater“, wie Herr von Gerlach ihn in der preußischen Kammer nannte, der Schwiegersohn Friedrich Wilhelm's III., war so liebevoll väterlich für Deutschland und Preußen und für den Schwiegervater gesinnt, daß er nicht allein die Balkanländer, sondern auch Preußen bis zur Weichsel in die eigene Tasche stecken mochte, wie

Alexander das Gouvernement Bialistok im tilsiter Frieden eingesteckt hatte. Dafür sagte der großmüthige Herr den deutschen Rhein an Frankreich zu, und schon war es nur die Julirevolution, welche diese diplomatischen Umtriebe beendete.

Jetzt, wo abermals eine Napoleonide auf Frankreichs Thron saß, wo ein französisch-russisches Bündniß immer gewisser sich vorbereitete, mußten den Staatsmännern alle Befürchtungen, welche sich damit verknüpften, einfallen. Es war auch laut genug in den Zeitungen davon die Rede und wurde eindringlich genug bewiesen, welche Gefahren für die Sicherheit und Selbständigkeit aller anderen europäischen Staaten darin liege, anderseits erkannten die beiden Mächte eben so gut, wie nothwendig es sei, sich gegen das Mißtrauen der Völker vertheidigen zu lassen, so daß von dieser Zeit an die französische Presse fortgesetzt zu beruhigen suchte, die Russen aber ein besonderes Journal, „den Nord" dafür gründeten, der alles überzuckerte oder versöhnte, was befürchtet oder behauptet worden, einen bitteren Geschmack oder Knutengeruch hatte. Und hierbei unterstützte ein großer Theil der englischen und deutschen Presse in auffälliger Weise die französisch-russischen Bestrebungen. Was wurden für Anstrengungen gemacht, das russische Marine-Etablissement in Villafranca, als das harmloseste Ding von der Welt darzustellen! Was wurden für Gründe hervorgesucht, um zu beweisen, daß Rußland gar nicht daran denken könne, welterobernde Absichten zu haben!

Es war so geschwächt, daß ein Krieg zu den Unmöglichkeiten gehörte, es war mit inneren Reformen bis über die Ohren beschäftigt. Es baute Eisenbahnen, es legte Schulen an, es war überall auf civilisatorischen Wegen, sogar politische Reformen standen in Aussicht, vor allen Dingen die Bauernemancipation, die Aufhebung der Leibeigenschaft. In Summa: es besaß kein Geld und hatte keine Leute, endlich aber war der Charakter des neuen Kaisers ein so friedfertiger, humaner edler und offener, daß von einer Politik im Sinne des Testaments Peter's des Großen gar nicht mehr die Rede sein konnte.

Mit diesem Vertrauen war es leicht alle Warnungen zu verlachen. Man glaubte nicht in Wien, nicht in Baden daran, nichts änderte sich in der bis-

herigen Wirthschaft. Der große Alliirte half ja in China und versicherte seine zärtliche Freundschaft und Lord Palmerston benutzte seine Muße, besuchte ihn in Frankreich und kam im schönsten Einverständniß zurück, verlegener und verschmitzter, als er gegangen war.

Inzwischen erschien aber auch der Großfürst Constantin aus Petersburg auf dem Schauplatze. Ein russisches Geschwader besuchte die französischen Häfen und die des Mittelmeeres; der Großfürst selbst besuchte Paris. Ueberall wurden die Russen mit Auszeichnung empfangen, doch von den Aeußerungen des Großfürsten über Oesterreich und England erzählte man sonderbare Geschichten. Es wurde jedoch verbreitet, der Großfürst habe in Paris durchaus nicht gefallen, der Kaiser sei von dessen Benehmen und Sitten wenig erbaut, der Besuch dieses Prinzen sei keinesweges ein Vortheil für etwaige russisch-französische Pläne, — die näher standen, waren freilich anderer Meinung. Der Großfürst Constantin ist ein Mann von umfassendem Geiste und ungemeinen Kenntnissen, von großer Festigkeit des Charakters entschlossen und thatkräftig. Er ist das Haupt der altrussischen Partei, der entschiedene Gegner der Bauernemancipation, der für den Thron in Stambul bestimmte Herrscher, der entschiedene, stolze und rücksichtslose Gegner Oesterreichs. Das Erscheinen einer solchen Persönlichkeit in Paris, die Reisen und Untersuchungen im Mittelmeer, die russischen Kriegsschiffe, welche es von jetzt an durchkreuzten, alles hätte die Diplomatie steigend beunruhigen müssen, wenn die Diplomatie nicht ihre Unfähigkeit und Ermattung überall und vornehmlich auf dem Pariser Congreß so glänzend bewiesen hätte. Wenn Rußland in einen neuen Krieg gestürzt wurde, war die Bauernemancipation über Bord geworfen und dies das lebhafteste Verlangen der russischen Adelspartei; wenn man den kranken Mann am goldenen Horn nicht zur Ruhe kommen ließ, war er sicherlich verloren, denn der Krimkrieg und was seine Aerzte für ihn gethan, hatten ihn nicht gesunder gemacht. Und was war nicht alles seit dem vertraulichen russisch-französischen Handschütteln geschehen? Der Häuptling aus den schwarzen Bergen, der edle Danielo reiste nach Paris und wurde dort wohl empfangen. Seine Viehräuber und Kopfabschneider waren darauf in die Hezegovina eingebrochen, hatten gesengt und

gemordet, eine türkische Heerschaar treulos überfallen und abgeschlachtet. Sobald es jedoch Ernst wurde, der Sultan besser rüstete, Oesterreich einzuschreiten drohte, war auch der civilisatorische Retter Frankreichs bei der Hand, gebot Stillstand, schickte Kriegsschiffe an die Dalmatische Küste und ließ die räuberischen Banden der Czermagorzen, als ritterliche, christliche Helden von seiner Presse verherrlichen, denen die Sympathie der Christenheit zukäme. In gleicher Weise verfuhr der Beherrscher Frankreichs in den Streitfragen über die Zukunft der moldau-wallachischen Fürstenthümer und in derselben Weise begünstigte er die Revolution in Serbien. Ueberall wurde von zahlreichen Agenten die christliche Bevölkerung gegen die Türken aufgehetzt, überall entstanden Unruhen, Mordthaten, Ueberfälle, und es ließ sich der Zusammenhang derselben nicht verkennen, wie es sich nicht verkennen läßt, daß Zweck und Ziel aller dieser Vorgänge ein allgemeiner und großer Christenaufstand ist, der dem kranken Manne, somit dem Reiche der Türken in Europa, den Gnadenstoß geben muß. Und diesen russisch-französischen, mit Energie und Geschick geleiteten, consequenten Bestrebungen gegenüber entfaltete sich die völlige Schwäche der europäischen Diplomatie und die Rathlosigkeit der Diplomaten. Sie riethen der Pforte zur Nachgiebigkeit, als die montenegrinischen Räuber ihre Unterthanen mordeten, sie riethen zur Nachgiebigkeit, als der getreue Fürst Alexander verjagt wurde, sie riethen zur Nachgiebigkeit als Kouzas Doppelwahl erfolgt war, wie hätten die beiden mächtigen Verbündeten wohl bei Verfolgung ihrer Politik vor solcher gehorsamen Fügsamkeit stutzig und bedenklich werden sollen?

Für wen aber arbeitete und arbeitet denn der Kaiser Napoleon so unermüdlich in den Donauländern? Für wen anders als für Rußland. Und was erwartet er dafür und hat er zu erwarten, da seine Interessen in jenen Ländern gering und untergeordnet sind? Eben das, was Napoleon der Erste erwartete, als er Alexandern erlaubte, Finnland zu erobern und die Donaumündungen. Freie Hand für ihn in Italien, wo Rußlands Interessen bedeutungslos bleiben müssen. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß zwischen beiden Mächten ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen wurde, dies kann vielleicht mit Recht geläugnet werden, denn

es kann bei Verabredungen geblieben sein, welche jedoch ohne Zweifel derartig lauten, daß Schutz und Trutz sich ganz von selbst verstehen.

Ein russisch-französisches Bündniß kann kein anderes Ziel haben, als die Völker Europa's zu unterjochen, aus den Provinzen der europäischen Türkei russische Vasallenstaaten zurecht zu schneiden und die slavischen Provinzen Oesterreichs einer ähnlichen Bestimmung entgegenzuführen; Italien aber wird dann in derselben Weise mit Frankreich zu verbinden sein. Unteritalien mag den Murat's angewiesen, in Mittelitalien ein Thron für den Prinzen Napoleon aufgerichtet und Oberitalien von dem abhängigen Schwiegerpapa regiert werden, bis endlich ein neuer 2. März 1806 erscheint, und Italien, wie damals vom ersten Napoleon, im gesetzgebenden Körper, als Theil des französischen Weltreichs erklärt werden kann.

Der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen hat bisher wahrhaft sclavisch die Fußstapfen seines großen Onkels verfolgt, von eigenem Geiste, eigenen genialen Ideen hat er nichts hinzugethan, aber er hat es als traditionelle Familienpolitik bekannt, die Pläne des gewaltigen Vorfahren eben so auszuführen, wie Rußland das Testament Peters des Großen. Wie dies nur erfüllt werden kann, durch Besiegung und Unterwerfung aller Nachbarvölker, so auch die napoleonische Weltherrschaft und Louis Napoleon hat dies offen ausgesprochen in den Napoleonischen Ideen, welche mit aller Klarheit erst Italien, dann Deutschland, dann England und endlich selbst Rußland die Unterwerfung ankündigen.

Einem so gewaltsamen, schlauen und vor nichts erschreckenden Herrscher gegenüber, der an der Spitze des kriegslustigsten und ruhmbegierigsten Volkes über ungeheure Mittel gebietet, bleibt nichts übrig als die Coalition aller bedrohten Völker zum solidarischen Einstehen für ihre Selbstständigkeit; allein wie wäre dies möglich gewesen, bei dieser allgemeinen Zerrissenheit, Parteiauflösung und den selbstsüchtigen Sonderinteressen?! Rußland voll Haß gegen England und Oesterreich, lüstern nach besserem Erfolg seiner vor Jahren gescheiterten Entwürfe, England mit Krämersinn seine nächsten und seine Handelsinteressen berechnend, Oesterreich so lange Zeit ein System verfolgend, das ihm die Sympathien der liberalen Parteien aller Völker entziehen

mußte, vor allem die Sympathien des protestantischen Nord-Deutschlands; Preußen endlich in Schwäche versunken, unter Leitung einer unfähigen Regierung, die nur zu wohl geeignet war, weder die Achtung im eigenen Lande, noch die des Auslandes zu erringen, noch weniger also geeignet, in die europäischen Geschicke kräftig und leitend einzugreifen, oder in Deutschland durch Kühnheit und Festigkeit Vertrauen einzuflößen.

Zwar hatte sich seit dem letzten Jahre durch die Krankheit des Königs eine Aenderung der bisherigen Regierungsgrundsätze angebahnt, welche zuletzt zur Einsetzung der Regentschaft und zum Sturz des Ministeriums Manteuffel-Westphalen führte; allein wie erfreulich und kräftigend diese Wendung zu einem gemäßigt constitutionellen Staatswesen für Preußen sich erwies, so wurde die reaktionäre Partei dadurch doch bisher nur mehr zurück gedrängt, als überwunden, während nach außen hin, bei den meisten deutschen Regierungen die reaktionäre Strömung um so lebhafter sich Wien zuwandte und um so mißtrauischer auf Berlin blickte.

Preußen that mit seinen zögernden und ungewissen Reformen, welche überall auf Bedenken und Mäßigungen stießen, diesen deutschen Regierungen zu viel, während es dem preußischen wie dem deutschen Volke nicht genug that. Es bemühte sich, den Vermittlungsweg überall einzuschlagen, aber dieser konnte eben so wenig die Junkerpartei im preußischen Herrenhause bekehren, wie in der Bundesversammlung zu Frankfurt die österreichische Majorität. Eben das letzte Jahr zeigte auch hier fortgesetzte Zerwürfnisse, fortgesetzte feindliche Gesinnung gegen Preußen, welche zu verschiedenen Malen wie bei den Verhandlungen über die dänische Frage und über Rastatt bezeichnend genug hervorbrach. Die Bamberger Politik warf Preußen, bei allem was es vorschlug, Hindernisse entgegen; es wurde unaufhörlich und geflissentlich beleidigt, war nahe daran, auch den letzten, schon halb zermürbten Schutzwall seines gesunkenen Ansehens, den Zollverein in Stücke zerfallen zu sehen und mitten unter diesen Bemühungen, Preußen in Deutschland herunter zu bringen, die so eifrig betrieben wurden, schien man in Wien noch ganz unbekümmert darum zu sein, wie bald man Preußens Waffenbrüderschaft nöthig haben würde.

Seit dem Anfange des neuen Jahres, wo die französischen Pläne auf Italien sich lichteten, trat jedoch bald zweierlei Absicht der napoleonischen Politik deutlich hervor, „die Absicht England neutral zu erhalten und Preußen von Oesterreich zu trennen." Zu beiden war Grund und Aussicht genug vorhanden. Englands Handelspolitik und die Rücksichten auf seine großen industriellen Interessen ließen wohl annehmen, daß es diese uns opfern würde, wenn dringende Gründe dafür eintreten. Bei einem Kampfe in Italien, der obenein nur geführt werden sollte, nicht um Oesterreich aus seinem gesicherten Besitz zu werfen, sondern nur die Ueberschreitungen seines Rechtes zu verhüten, konnten Englands Interessen sich nicht gefährdet sehen. Eben so wahrscheinlich erschien es aber auch dem Rechenmeister in den Tuilerien, daß es keiner Hexerei bedurfte, um Preußen ruhig zu halten. Louis Napoleon hatte immer in Berlin ein freundschaftliches Verhältniß begünstigt; es hatte an gegenseitigen Beweisen dafür nicht gemangelt. Er hatte, als Oesterreich in der Neuenburger Frage eine zurechtweisende und drohende Sprache begann und seine Haltung darnach nahm, diese unangenehme Sache geordnet; auch kannte er genau die Stimmung in Berlin, wußte von allen Kränkungen, welche Preußen erfahren, und was auf dessen Kerbholz zur einstweiligen Abrechnung mit Oesterreich stand. Endlich aber bedachte er eben so wohl die neuerlich eingegangene Familienverbindung zwischen den englischen und preußischen Königshäusern, wie die nahe Verwandtschaft des Letzteren mit dem russischen Verbündeten.

Den ganzen Februar über beeiferten sich die französischen Journale mit Beweisen, daß Preußen nicht den geringsten Grund habe, sich Oesterreichs anzunehmen. Diesem übermüthigen und feindlichen Nebenbuhler, der bis zur Stunde nicht aufgehört habe, Preußen in Deutschland zu beschädigen, wo er dies irgend vermöge; zu gleicher Zeit auch hielten sie die eindringlichsten Ermahnungen an Deutschland doch um Gottes Willen nicht zu glauben, daß ihm irgend ein Schaden geschehen solle, indem sie thaten, als sei von einem Wunsche oder Verlangen nach dem Rheine in Frankreich niemals die Rede gewesen und als sei es die allerschönste und lächerlichste Verläumdung, der noblen, großmüthigen, französischen Nation und ihrem für Civilisation begei-

sterten Beherrscher dergleichen räuberische Absichten zuzumuthen. Einzig und allein wolle er jetzt nur den von Oesterreich geknechteten und bedrückten Italiënern zu ihrem Rechte helfen, eine hochherzige Nation hochherzig befreien, ohne irgend welche selbstsüchtige Absicht, einzig im Interesse des leidenden Italiens dem beizustehen die Pflicht des Vaterlandes der Civilisation sei.

Diesen Declamationen entgegen, antworteten die Wiener Zeitungen in treffendster Weise. Sie zogen den heuchlerischen Betheuerungen jede Haut ab, behaupteten Oesterreichs Recht in starrster Consequenz, erinnerten die Italiener daran, wie es ihnen ergangen sei, als der erste Napoleon sie befreite, unter welcher Tyrannei sie geseufzet, als die Franzosen sich zu Herren Italiens gemacht und wie Italien gejubelt habe, als 1814 diese Franzosenherrschaft endete. Zugleich auch wandte die österreichische Presse sich mit warmer Beredtsamkeit an Deutschland, und indem sie auf die Gefahren hinwies, welche das deutsche Volk erwarteten, sobald Oesterreich überwunden und vernichtet sei, erklärte sie's für Pflicht des Gesammtvaterlandes, Oesterreich nicht zu verlassen; nicht einen Arm solle es sich vom Körper hauen lassen und die Schmach ruhig ertragen, sondern helfen, da es noch Zeit sei, und den gemeinsamen Feind bändigen, wenn dieser seine frevelnden Absichten auszuführen wage.

Die patriotische Stimmung wurde dadurch besonders in Süddeutschland gewaltig angeregt, allein wie heilsam und wohlberechtigt auch diese Aufregung war, so gingen manche Organe der Presse darin zu weit, indem sie auf die minder Eifrigen, namentlich auf P r e u ß e n eine Fluth von Vorwürfen und Anschuldigungen schütteten, das in undeutscher und selbstsüchtiger Weise Oesterreich verlasse und die deutsche Sache seinen Sonderinteressen opfere. Diese Verdächtigungen wurden in Preußen mit Unwillen zurückgewiesen und dagegen geltend gemacht, daß Preußen nicht allein ein Bundesstaat, sondern auch eine Großmacht sei. Daß es als solche sein volles Bestreben sein müsse, den Frieden wo möglich zu vermitteln, und daß die Kriegesgefahren noch nicht so nahe und drohend seien, um daran zu verzweifeln. Für Deutschlands Interessen würde Preußen mit Gut und Blut einstehen, speciell österreichische Interessen habe Oesterreich jedoch allein zu vertreten.

Der Unterschied zwischen dieser Auffassung und der süddeutschen lag darin, daß diese von Preußen und Deutschland begehrten, Oesterreichs Sache sofort für eine allgemeine vaterländische zu erklären, während Preußen und die mit ihm gleich denkenden Staaten zwischen österreichischen und deutschen Angelegenheiten und Interessen unterschieden.

Während sich so die Gemüther der Deutschen spalteten und erhitzten und namentlich die mit Oesterreich nahe vereinten Höfe von München und Sachsen auf's lebhafteste für Oesterreich auf die öffentliche Meinung wirkten, daneben auch Preußens bekannte Widersacher: Würtemberg, Hannover und Hessen, alle die einst in Bregenz getagt und in Bamberg gegen Preußen sich verbündet, sich vereinigten, um, wenn nicht anders, so mit Hülfe des Art. 47 der Bundesacte und durch Majoritätsbeschluß Preußen zu zwingen, für Oesterreich die Trompeten blasen zu lassen — während dessen hatten England und Preußen eindringlich und wiederholt, sowohl in Paris wie in Wien, ihre guten Dienste zur Vermittlung des Streites angetragen und in Turin ihren guten Rath und ihre Warnungen ertheilt.

Es gehörte zu den bekannten diplomatischen Künsten des ersten Napoleons solche Anerbieten immer wohlgefällig anzunehmen, um damit den Schein der größten Friedfertigkeit und Kräftigung zu bewahren, eben so wie es zu den schlauen Künsten desselben gehörte, um jeden Preis die Gegner zu trennen und die Anderen so lange neutral und unthätig zu erhalten, bis er mit dem Einen fertig geworden, worauf dann die übrigen an die Reihe kamen.

Ganz in derselben Weise nahm Napoleon der Dritte die Anerbietungen Englands, hinter welches sich Preußen stellte, mit Vergnügen an und versicherte feierlichst, daß er nichts lieber wünsche, als eine ehrliche, ehrenhafte Aussöhnung. In Wien dagegen war die Aufnahme der beiden Mächte bei weitem nicht so glänzend, vielmehr bald die Aeußerung einer hohen Person bekannt, daß Oesterreich nicht Vermittler, sondern Verbündete brauche.

Hierdurch wohl bedenklich gemacht, trat England nicht mit bestimmten Vorschlägen hervor, allein es gestattete seinem Gesandten in Paris, Lord Cowley einer persona grata am kaiserlichen Hofe und, wie man meinte, völlig vertraut mit den Absichten des Kaisers, nach Wien zu reisen

und gewissermaßen auf eigene Hand, nachdem man ihn vorher in London gehört und approbirt, sein Heil zu versuchen.

So erschien der Lord am 2. März in Wien und verhandelte eine ganze Woche lang mit dem Grafen Buol und dem Kaiser selbst unter Zuziehung des Gesandten Preußens und Rußlands über die Vermittlung. Er stieß ersichtlich bei diesen Bemühungen auf hartnäckigen Widerstand, für welche die von dem Grafen Buol erlassene, bemerkungswerthe, in London vorgelesene Note vom 25. Februar, zeugt, welche Sardinien's Ehrgeiz und politische Intrigue alle Schuld beimißt; dasselbe thut die Rechtsdeduktion der Wiener amtlichen Zeitung vom 8. März, in welcher die Specialverträge mit den italienischen Staaten überall gerechtfertigt und der Entschluß kund gegeben wurde, nichts davon sich abbringen zu lassen. Oesterreich vertheidige bei der Aufrechthaltung dieser Vorträge neben seinem Rechte und seinem Besitzthum auch die Grundlagen der Selbständigkeit und Freiheit der europäischen Staatenfamilie überhaupt.*)

(Schluß folgt.)

*) Wir geben in diesem Hefte vorläufig nur die erste Hälfte, des Aufsatzes „Vier Monate Geschichte" um die Leser noch unmittelbar in die jüngsten Tagesereignisse einführen zu können, und lassen die zweite Hälfte im zweiten Heft nachfolgen.

Die Verlagshandlung.

Der Kriegsschauplatz.

Zwischen Alpen und Apeninnen liegt ein Tiefland, das beide trennt, den größeren Theil Oberitaliens bildet und unter dem Namen der Lombardischen Ebene bekannt ist. Die Alpen stürzen an der italienischen Seite jäh hinab und ihre Wasser sammeln sich sowohl in verschiedenen großen Seen, wie den Garda, Como, Iseo, Luganosee und den Lago Maggiore, wie sie auch zahlreiche Flüsse in die Ebene hinabsenden, welche dadurch mit einem Netz von kleineren und größeren Wasseradern überzogen wird. Der Sammelpunkt für alle, die große Ebene von Westen nach Osten durchschneidend, ist der Po, der nach einem Laufe von mehr als 80 Meilen in's Adriatische Meer fließt. Von den Cottischen Alpen, am Monte Viso in einer Höhe von 6000 Fuß entspringend, fließt er durch Gebirgsthäler in tiefem Bett bei Turin vorüber, zwischen Hügeln sich fortwindend, welche ihn auf seiner rechten Seite bis Casale begleiten, wo er in die Ebene eintritt und diese nicht mehr verläßt. Schon bei Turin ist der Po ein mächtiger und rasch fließender Strom von 300 Schritt Breite. Von Casale an wird sein Bett flach, er theilt sich in Arme, welche viele größere und kleinere Inseln einschließen, Dämme und Deiche suchen seinen Ueberschwemmungen Einhalt zu thun, und seine Breite wächst bis auf 1200 Fuß und darüber.

Von Casale ab vereinigen sich auch die bedeutendsten Nebenflüsse mit dem großen Hauptstrome. Nahm er früher schon bei Turin die Dora Ri-

garia, dann weiter hinab, Stura, Mallone, Orco und Dora Baltea auf, so folgen nun die wasserreiche Sesia, die Agogna und der Ticino, der Ausfluß des Lago Maggiore. Von der rechten Seite sind die Zuflüsse weniger bedeutend. Der wasserarme Apennin hat wenig zu bieten. Die Alpenströme Tanaro und Bormida, welche sich bei Alessandria vereinigen, und die Scriria sind die bedeutendsten.

Ein Blick auf die Landkarte reicht hin um zu erkennen, daß das Königreich Sardinien zum größten Theile ein Berg und Gebirgsland ist. Sein Norden wird von den höchsten Gebirgen Europa's gefüllt, mit der Meeresküste paralell läuft die Kette der Seealpen, welche mit ihren Ausläufen bis in den Süden reichen und östlich, in der Provinz Genua, sich mit den Bergen der Apenninen vermischen. Savoyen, Nizza, Genua und ein großer Theil Piemonts sind gebirgig; aber von der linken Seite des Po, bis zu dem Grenzflusse Ticino im Westen reicht Sardiniens Antheil an der lombardischen Ebene, und dies ist der fruchtbarste Theil des Landes. Das gesammte Königreich hat 1330 Quadratmeilen Flächenraum, auf welchem 4,800,000 Menschen leben. Davon muß eine halbe Million und 430 gevierte Meilen auf die Insel Sardinien abgerechnet werden.

Die Geschichte des Landes hängt zusammen mit der Geschichte des uralten Fürstengeschlechtes, das diesen Staat begründete. Graf Berthold von St. Maurice, den der letzte König von Arelat, Rudolf III, im Jahre 1016 zum Grafen von Savoyen eingesetzt, wird als der Stammvater dieses Geschlechts betrachtet, das die Herrschaften umher eroberte, erkaufte und erheirathete, in den Kämpfen der Welfen und Gibellinen klug bei den deutschen Oberlehnsherrn aushielt und im Jahre 1416 von Kaiser Sigismund die Herzogswürde erhielt. Mailand reichte damals über die ganze Po-Ebene, bis an die Berge. Stücke davon abzureißen, um ihr Land mit Theilen des alten Lombardenstaates zu vergrößern, war die Aufgabe der Herzoge von Savoyen, nachdem sie ihren Hofsitz nach Turin verlegt. — Dieß gelang ihnen zuerst, als sie am spanischen Erbfolgekriege Theil nahmen, wodurch das Sesiathal und Alessandria, wie auch das ehemals deutsche Markgrafenthum

Montferrat ihnen zufiel; überdies aber machte der Utrechter Friede, 1713, den Herzog von Savoyen zum Könige von Sardinien.

Schon im Jahre 1735 fügte König Karl Emanuel III. nach dem Wiener Frieden seinem Staate ein zweites Stück von Mailand hinzu: Toskana und Novara; dann 1743 ein weiteres Stück, in Folge des österreichischen Erbfolgekriegs, durch den Vertrag zu Worms, welcher Land und Städte bis zur Algogna sardinisch machte.

Bis dahin hatte sich Sardinien auf Kosten Oesterreichs, als Bundesgenosse der Franzosen und Spanier vergrößert; dies änderte sich, als die französische Revolution begann. Am 25. Juli 1792 schloß Victor Amadeus III. mit Oesterreich ein Bündniß gegen Frankreich, wodurch Savoyen und Nizza alsbald verloren gingen, der französischen Republik abgetreten werden mußten, um den Rest zu retten. Alle Unterwürfigkeit kam jedoch zu spät. Obwohl der König jetzt Oesterreich den Krieg erklärte, wurde 1798 Piemont von den Franzosen besetzt, der König am 9. December zur Abdankung gezwungen und der gesammte Staat dem französischen Reiche einverleibt. — Victor Amadeus III. war 1796 gestorben, sein Sohn Karl Emanuel IV. erhielt Erlaubniß, sich nach der Insel Sardinien zu begeben, welche die Franzosen nicht erobern konnten, da die englischen Flotten das Meer beherrschten. Im Jahre 1802 am 4. Juni dankte Karl, welcher bis dahin in Tagliari weiter regiert hatte, zu Gunsten seines Bruders Victor Emanuel I. ab, und widmete sich geistlichen Uebungen, wurde 1817 Jesuit und starb 1819.

Der neue König blieb in Cagliari, bis 1814 Napoleons Sturz erfolgte. Am 20. Mai kehrte er nach Turin zurück und wurde mit Jubel empfangen. Die Franzosenwirthschaft war so hart und drückend gewesen, daß das Volk alles alte Leid darüber vergessen hatte, den Fürsten aus dem alten Herrscherstamme also voll Freuden aufnahm.

Vergolten wurde es ihm schlecht genug. Der König kam aus der Verbannung mit ähnlichen Grundsätzen zurück wie die Bourbons aus ihrem Asyl. Das Alte wurde hergestellt, wo es irgend anging; gleich auch kamen Pfaffen und Jesuiten in Schaaren. Die strengste Censur wurde eingeführt, dem Adel seine alten Vorrechte zurückgegeben, pomphaftes Hofgepränge sollte die

Ehrfurcht vermehren, Steuer- und Abgabendruck vollendete die Mißstimmung. Der König hatte nicht nur Glück gehabt, sondern Verdienst und Würdigkeit und wäre er ein Mann von Einsicht und Erkenntniß gewesen, er hätte ein glorreiches Andenken hinterlassen können. Nicht allein hätte er alles Verlorene zurückerhalten, sondern das Herzogthum Genua obendrein. Das ganze Savoyen kam 1815 durch den Pariser Vertrag vom 20. November 1815 wieder in seine Hände, um ihn zum Herrn der Alpenpässe zu machen, aber in sieben Jahren brachte er es dahin, daß 1821 ein Militäraufstand ausbrach, wie in Neapel, der, wie dort, durch Oesterreichs Kriegsschaaren gedämpft wurde. Die Oesterreicher besetzten das Land, der König aber dankte ab und übergab seinem Bruder Karl Felix die Krone.

Der in den Aufstand verwickelte Vetter und nächste Thronerbe, Prinz Albert von Savoyen-Carignan, mußte aus dem Lande gehen, dann begannen die Hochverrathsprozesse und die Auflösung und Bestrafung der revolutionären Regimenter. Oesterreichische Truppen blieben mehrere Jahre im Lande, es mußten dafür jährlich 6 Millionen Gulden bezahlt werden; den Jesuiten ward der Schulunterricht übergeben, der Prinz von Carignan erkaufte sich Vergebung, indem er den Zug der Franzosen, um die Spanische Constitution zu vernichten und den Absolutismus herzustellen, als Freiwilliger bis nach Cadix begleitet. Die Reaktion wurde nun so vollständig in Sardinien, daß 1825 ein königliches Edikt das Lesen- und Schreibenlernen Allen verbietet, die sich nicht über den Besitz von wenigstens 1500 Lire ausweisen konnten. Studiren sollte Niemand, der nicht wenigstens eben so viel an Renten besaß. Die klassischen Schriftsteller des Alterthums durften nur in verstümmelten Ausgaben erscheinen, die Werke der berühmtesten Autoren wurden verboten, selbst Uebersetzungen von Göthe's, Wieland's und Schiller's Schriften. Im Jahre 1831 starb Karl Felix und der verbannte, vormals liberale Prinz von Carignan, kam als Karl Albert auf den Thron. Was man von ihm gehofft, erfüllte sich nicht, es blieb wie es war. Im Jahre 1833 wurde eine Militärverschwörung entdeckt, in deren Folge 14 Hinrichtungen stattfanden; 1834 folgte der sogenannte Savoyer-Zug von den Flüchtlingen in die Schweiz, Italienern, Deutschen und Polen veranstaltet, welcher alsbald

kläglich scheiterte. Es schien noch viele Jahrelang, als ob der König Karl Albert das Versprechen, welches er seinem Verwandten auf dem Todtenbette gegeben haben sollte, nichts zu ändern an den Staatsgrundsätzen, getreulich halten wollte, denn liberal gesinnte Männer wurden häufig hart verfolgt, in Ketten geworfen, in Hochverrathsprozesse verstrickt; endlich aber wandte sich der König der nationalen Partei zu. Der Gedanke, Italien zu befreien, Italiens Retter und sein König zu werden, wurde das bewegende Axiom seiner Handlungen, die Spannung mit Oesterreich nahm zu, nachdem dies so lange sein Uebergewicht in Turin geltend gemacht und zur Befestigung eine Erzherzogin mit dem ältesten Sohne des Königs vermählt hatte. Der Sturm brach los im Jahre 1848. Oesterreich schien verloren, in mehreren Schlachten ward es geschlagen, Mailand von dem Könige erobert, aber statt seine Siege energisch zu verfolgen, ließ Karl Albert sich zu neuem Waffenstillstande verleiten und zeigte sich so schwankend, daß der Verdacht an Verrätherei entstand. Verrath war es nicht, aber heillose Schwäche. Als der Krieg erneut wurde, fand Karl Albert Oesterreich besser gerüstet und in dem greisen General Radetzky einen Feldherrn, dem er nicht gewachsen war. Die blutige Niederlage bei Novara entschied des Königs Untergang. Von dem Schlachtfelde floh er, die Krone niederlegend, aus dem Lande und starb bald darauf in Oporto.

Sein Sohn Victor Emanuel II. verhandelte sofort mit dem Sieger um den Frieden, rasch und ohne Verlust an Land und Leuten erhielt er ihn, da Oesterreich die Dazwischenkunft Frankreichs fürchtete. Oesterreich selbst begnügte sich, das zu behalten, was es besaß und nichts von Besitz und Recht zu opfern. In seiner Noth hatte es sich in London erboten, ein Nebenreich aus seinen italienischen Ländern zu machen, das sich selbst regieren, Gesetze und Verfassung geben, nur zur Erhaltung des Gesammtstaats beitragen und einen Erzherzog als oberstes Regierungshaupt annehmen sollte. Es wäre wohl noch weiter gegangen, wenn die Umstände es forderten, jetzt aber, nach seinem Siege, gab es gar nichts, und so entwickelte sich die Geschichte der letzten zehn Jahre, in welchen von Turin aus König Victor Emanuel, und seine Minister d'Azeglio und später Cavour die freie Ver-

fassung Sardiniens ausbildeten und die Befreiung Italiens, wie den Haß gegen Oesterreich, zum Leit- und Ausgangspunkt ihrer Handlungen machten.

Die Piemontesen sind meist ein kräftiges und schönes Volk. Die Bergbewohner besonders abgehärtet und von muthigem Sinn. Der Adel ist zahlreich und zum Theil vermögend. In den bergigen Theilen des Landes gibt es große Grundbesitzer, in den Städten wohnt ein sich gut nährender, auch wohlhabender Bürgerstand, an der Küste, besonders in Genua, ist der Handel bedeutend, die Genuesen sind noch immer reiche, genau rechnende Kaufleute. Das Landvolk hat in den Bergen viele kleine Eigenthümer, je weiter nach der Ebene, je mehr aber verschwindet der freie Besitz und es treten Pachtverhältnisse an dessen Stelle. Grund und Boden gehören dem Adel und den Mittelklassen, in den Städten den Signori und Padroni, denen die Ackerbauern Grundrenten zahlen. — Zwischen Po und Tessin liegen die reichsten und besten Marschen in dem fetten Schlammboden. Reis, Mais und Waizen sind die Hauptproducte. Reisbau ist vorherrschend in allen Tiefgegenden und wo die Bewässerung durch Canäle zu erreichen ist. In der Lomelina, der Gegend Valenza gegenüber, und in dem großen südlichen Bogen, den der Po von Vercelli aus bildet, herrscht die üppigste Fruchtbarkeit. — Die zahllosen Wasserfäden, Flüsse, Bäche und Gerinne, verbunden mit unzähligen Canälen, machen jedoch, daß außer auf den Landstraßen, für Wagen und Pferde kein Fortkommen ist. Wo das Land zum Reisbau eingerichtet wurde, muß es einen Theil des Jahres unter Wasser gesetzt und in Sumpf verwandelt werden, wo dies nicht der Fall, stehen die nützlichen Maulbeerbäume auf dem höheren Boden in langen Reihen, ohne welche die überall betriebene Zucht des Seidenwurms nicht möglich wäre. Zwischen den Reihen der Maulbeerbäume gedeihen die Weizenfelder, von beiden Seiten eingefaßt von Rebengewinden, welche von Baum zu Baum ziehen. Jedes Stückchen Boden ist nutzbar gemacht, somit sind der Pfade nur wenige; die Landstraßen aber haben zu beiden Seiten meist tiefe, breite Schlammgräben, über welche man so leicht nicht auf die Felder und Plantagen gelangen kann.

Man kann aus dieser Beschreibung sehen, wie schwer es einem Heere wird, auf diesem Boden rasch vorwärts zu kommen, und wie dies fast un-

möglich wird, wenn anhaltendes Regenwetter eintritt. In der lombardischen Ebene ist die Sommerhitze erstickend, kein Schatten, keine Kühlung erquicken den erschöpften Wanderer auf den staubumhüllten Straßen, eben so verrufen ist jedoch der aschgraue, gleichmäßig eingehüllte Himmel der Lombardei, wenn der Regen unaufhörlich herabfließt. Es regnet an wenigen Stellen Europa's mit solcher Ausdauer wie hier zu gewissen Zeiten, und dazu kommt, daß alle Flüsse Gebirgsflüsse sind, welche eben so leicht Wassermangel zeigen, wie über ihre Betten steigen, zur Frühjahrszeit aber, bei der Schneeschmelze in den Hochgebirgen, regelmäßige Ueberschwemmungen verursachen.

Wenn nun obenein die Bauern leicht im Stande sind, ihre Reisfelder durch Anstauungen oder Oeffnung der Schleusen unter Wasser zu setzen, so kann man sich leicht vorstellen, wie die Operationen eines Heeres erschwert werden. Die Häuser der Dörfer liegen hier meist sehr zerstreut, nur in der Nähe der Kirche findet sich eine mehr zusammenhängende Gruppe oder Straße, selten jedoch wird ein Caffeehaus fehlen, darin auch selten es an Gesellschaft mangeln. Die italienischen Landleute, die Pächter und Meier in ihren Schoßjacken und spitzen Hüten, den nie fehlenden baumwollenen Regenschirm unter dem Arm, scheinen mehr Zeit zu haben, als unsere Bauern, und ihre langen gebräunten Gesichter mit den dunklen, lebhaften Augen und dunklen Haaren, verbunden mit der gleichmäßigen Tracht, geben ihnen eine eigenthümliche, brüderliche Familienähnlichkeit.

Kommt man aus dem Tieflande in die Hügel, so herrscht hier Seidenzucht, Wein- und Obstbau vor. Die Straßen führen oft steil und schmal zwischen den Hügelwänden hin. Grundstücke und Gärten sind mit Mauern umgeben und diese bilden mit den massiven Häusern enge Defileen, welche auch ein schwächerer Feind mit Glück hartnäckig vertheidigen kann, besonders ist dieß der Fall in dem Lande zwischen Alessandria und Turin. — Was die Städte endlich anbelangt, so sind diese meist alt, bestehen aus festen massiven Gebäuden und sind mit Mauern, zuweilen auch mit alten Thürmen und Festungswerken versehen, auch wohl mit einem Schlosse, das sich zur Vertheidigung eignet. Eigentliche Festungen besaß Sardinien bisher nur zwei: Genua und Alessandria. Turin hat ein festes Schloß, das 1565 er-

baut wurde. Tortona eine Citadelle, außerdem gibt es verschiedene Forts und Schlösser zur Deckung der Paßübergänge, wie das Fort von Bard im Thale von Aosta, das den Paß über den St. Bernhard bewacht, so die Schlösser von Fenestella und Exilles u. s. w.

Alessandria wurde 1723 zur Festung gemacht, doch erst der alte Napoleon machte aus ihr einen festen Platz ersten Ranges, der ein Eckstein seines Reiches sein sollte. Er ließ es von Chasseloup befestigen und alle Sorgfalt und Kunst darauf verwenden. Die Stadt liegt am Einfluß der Bormida in den Tanaro und dem Winkel zwischen beiden Flüssen. Die umwallte Stadt auf dem rechten Ufer des Tanaro, auf dem linken eine Citadelle von 6 Bastionen. Als Alessandria in die Hände der Oesterreicher fiel, vernichteten sie die Werke der Stadt und ließen nur die Citadelle übrig. Karl Albert aber stellte sie her, und während der beiden letzten Jahre vor Ausbruch des jetzigen Krieges wurden neue Befestigungen und ein verschanztes Lager hinzugefügt, welches die gesammte sardinische Armee nöthigen Falls aufnehmen sollte. Für diese neuen Werke wurden die bekannten 100 Kanonen durch Sammlungen in Italien Frankreich und England zusammengebracht.

Die sardinischen Ingenieure empfanden aber bald, daß Alessandria den Po nicht vertheidigte, von dem es mehrere Stunden entfernt liegt. Um eine Festungsgruppe für die Polinie herzustellen, mußte noch ein anderer Platz am Po damit verbunden werden und hierzu wurde Casale ausgewählt, 3½ Meilen von Alessandria gelegen, die alte Hauptstadt von Montferrat, welche früher als starke Festung gegolten hatte, deren Werke aber ganz verschwunden waren. Seit 1850 wurde gebaut und drei größere geschlossene Werke, ein Brückenkopf und zwei Forts angelegt. Der Brückenkopf auf dem linken Poufer ist durch vorgeschobene Lünetten verstärkt, die beiden anderen Forts, ein geschlossenes Kronwerk und ein Steinwerk liegen im Osten und Süden der Stadt. — In dieser starken Stellung, gestützt auf beide Festungen, concentrirte sich beim Beginn des Krieges das sardinische Heer und erwartete dort die Ankunft der Franzosen, die mit überraschender Schnelle auch alsbald in Genua und, von den Alpen niederstürzend, in Turin erschienen,

worauf sie von beiden Seiten mit Hülfe der Eisenbahn rasch in Casale und Alessandria einrücken konnten.

Die Vortheile der von Sardinien mit energischen Anstrengungen und großen Opfer erbauten Eisenbahnen, bewiesen sich jetzt in ganzer Wichtigkeit. Der Mittelpunkt des sardinischen Systems ist Turin, wo die Alpenbahnen von Pinerola und Coni, Saluzzo und Susa münden: von Turin läuft ein Bahnstrang über Chivasso, Vercelli, Novara nach Mailand, welcher von Novara aus, eine Zweigbahn nach Arona am Lago Maggiore nördlich schickt, südlich aber einen anderen Zweig mit Vercelli, Mortara, Valenza und Alessandria, während von Mortara ein Strang nach Vigevano führt. So wird im Norden und Westen ein Netz von Bahnen hergestellt. Die andere große, östlich laufende Staatsbahn führt durch das Thal des Tanaro über Asti und Seizzano nach Alessandria, schickt von dort eine südliche Flügelbahn nach Aqui und theilt sich in zwei Arme, deren östlicher über Tortona nach Stradella an die Grenzen nach Piacenza führt, auch weiter nach Bologna und Ancona projectirt ist; der andere Arm senkt sich südlich hinab nach Novi gegen die felsige Bergkette Bocchetta, welche sie in verschiedenen Tunneln, die längsten in Europa, durchbricht und mit deren Hülfe sie Genua erreicht.

Das ganze System ist vollkommen strategisch angelegt, alle wichtigen Plätze des Landes werden dadurch verbunden und zahlreiche Flügelbahnen erleichtern die militärischen Bewegungen nach allen Seiten hin.

Was endlich das höhere Gebirgsland betrifft, das einen großen Theil des Landes einnimmt, so fällt dieß auf der Nord- und Ostseite fast senkrecht in die Poebene hinab; vom Süden her läuft es in Hügelketten aus bis an das rechte Pousfer, zwischen Bormida und Scrivia aber setzt sich die Ebene bis nach Novi hin fort.

Um nach Frankreich zu gelangen, hat man 1) zunächst die prächtige Straße über den Simplon, von Napoleon 1801 angelegt und 1806 vollendet. Sie steigt von Domo Dossala aufwärts zu dem 6000 Fuß hohen Hospiz und senkt sich dann in dem Schweizer Kanton Wallis hinab, somit, so lange die Schweiz ihre Neutralität aufrecht erhalten kann, ist dieser Weg von den Franzosen nicht zu benutzen.

2) Die Straße über den großen St. Bernhard ebenfalls über neutrales Gebiet laufend und sehr beschwerlich, zum Theil nur Saumpfad.

3) Die Straße über den Mont Cenis, über einen 6,300 Fuß hohen Gebirgssattel von Piemont nach Savoyen führend, doch vortrefflich angelegt und wohl erhalten, an dem 11,000 Fuß hohen Mont Cenis vorüber. Diese Straße war für den Uebergang der Franzosen, die aller vortheilhafteste. Der Schienenweg von Lyon nach Chambery ist nicht allein fertig, sondern auch darüber hinaus, die Bahn bis St. Jean de Maurienne. Von hier aus beginnt die prächtige, ebenfalls von Napoleon 1805 erbaute Alpenstraße, längs der Ufer des Arco über St. Michel, Modane und Verney nach Lans le Bourg. Von dort aus beginnt das Steigen bis auf den Kamm, wo das Wirthshaus und Posthaus steht und ein Hochplateau mit einem See sich ausdehnt. Nach Susa geht es steil hinab, worauf man dann in zwei Stunden mit der Eisenbahn nach Turin gelangt; der ganze zu machende Weg von St. Jean aus, beträgt einige vierzig Stunden und eine Heersäule braucht wenigstens vier Tagemärsche um nach Susa zu gelangen. Dennoch und obwohl der Mont Cenis viel von Schneewehen und wildem Wetter zu leiden hat, ist es der vorzüglichste Weg. Auch die Straße von Grenoble führt dorthin, alles was aus dem Rhonethal nach Piemont herüber will, hat keine bessere Passage, der Mont Cenis ist die Hauptverbindung mit Frankreich.

4) Führt von Grenoble allerdings auch eine Straße über den Mont Genevon, welche noch besser sein würde, allein eine Armee hat 50 Stunden zu marschiren, ehe sie nach Susa kommt, auch ist der Weg sehr beschwerlich.

5) Außer diesen führen verschiedene Saumstraßen hinüber, für militärische Benutzung sind sie jedoch nicht geeignet.

6) Führt über die Seealpen von Nizza aus über den Col di Tenta eine Paß- und Poststraße, 5700 Fuß hoch und 30 Stunden lang. Sie ist für ein Heer sehr mühselig und schwer zu benutzen, überdieß auch so weit entfernt von der Mitte Frankreichs und seinen Hülfsquellen, daß sie außer

Betracht kommt; dasselbe ist mit einigen anderen Nebenwegen der Fall. Es bleibt somit nur noch:

7) Der Seeweg von Marseille und Toulon nach Genua und dieser ist von dem größten Theile des französischen Heeres eingeschlagen worden, wird auch fortgesetzt als die bequemste und leichteste Verbindung mit Frankreich dienen, bis nicht etwa dieser Weg durch eine andere Seemacht erschwert oder abgeschnitten wird.

Daß die hohen Gebirgsgegenden spärlicher bevölkert sind, als das Hügelland und die Ebene, ergibt sich aus den Verhältnissen. In seinem größeren Theile ist Sardinien jedoch dicht bewohnt, ganz besonders in den Theilen, welche zur lombardischen Ebene gehören. In einzelnen Gegenden der österreichischen Lombardei steigt die Bevölkerung bis auf 11,000 Köpfen auf die Quadratmeile, im Venetianischen bis auf 8000, eben so viele sind für die Poebene Piemonts zu rechnen. Die Durchschnittszahl ergibt für das sardinische Reich auf dem Festlande 4,500 Einwohner für die Meile.

Aus dieser Beschreibung des Landes läßt sich ermessen, wie es an den meisten Orten fast unmöglich ist, einen Waffenkampf zu ermöglichen. Die Reiterei ist nur an wenigen Stellen zu Angriffen in Regimentern zu benützen, nur in Schwadronen läßt sie sich anwenden und zum Vorpostendienst gebrauchen. Die Artillerie kam häufig nicht von den Straßen herunter, um in die Alleen der Maulbeerbäume zu gelangen, die nur zu benutzen sind, so lange sie günstig laufen. Wo der tiefe Boden zum Reisbau bestimmt ist, kann sich Artillerie gar nicht bewegen, denn die Kanonen versinken darin. In dem Feldzuge von 1848—49 führte jeder österreichische Geschützzug Brücken mit sich, um von der Landstraße über die tiefen Schlammgräben auf die Felder gelangen zu können, und um auf diesem schwierigen Boden die Gefechtsleitung nur einigermaßen zu ermöglichen, waren jedem Brigadechef eine große Zahl Ordonnanzoffiziere beigegeben, welche in fortgesetzter Thätigkeit die Befehle des Commandirenden überbrachten und ihm Berichte erstatteten.

Blickt man auf das Land, auf die Lage der Hauptstadt, auf die Pässe, Flüsse, Gebirge und Eisenbahnen, so leuchtet es ein, daß ein angreifendes Heer möglichst schnell, wenn es dieß irgend vermag die Poebene durchschneiden

und den Widerstand dort überwinden muß, um in das Hügelland zu gelangen, wo doch leichter zu manövriren und zu schlagen ist. War das österreichische Heer, welches am 29. April über den Tessin vordrang, wirklich wie man annahm 130,000 Mann stark, so schien es allerdings mächtig genug, um mit seinem rechten Flügel einen Schlag auf Turin auszuführen und in Susa die von den Alpen niedersteigenden gewiß in keinem besonders kampffertigen Zustande sich zeigenden, französischen Brigaden zu empfangen. Drang das Centrum von Valenza und Candia auf Alessandria und Casale vor, der linke Flügel aber zu gleicher Zeit von Piacenza auf Tortona und Novi und gelang es diesem, sich dieser wichtigen Plätze zu bemächtigen, in Novi sich festzusetzen und den Franzosen den Eisenbahnweg von Genua durch die Bocchetta abzuschneiden, so war das sardinische Heer in Alessandria und Casale von beiden Seiten eingeschlossen. Man nahm nicht mit Unrecht an, daß dies der kühne, österreichische Operationsplan sei, eine rasche und vernichtende Entscheidung wäre die wahrscheinliche Folge gewesen.

Unmöglich ist es zu sagen, was ein energisches rasches Vorgehen verhinderte; inzwischen läßt sich dreierlei erkennen. Zunächst 1) der Aufschub, den die diplomatischen letzten Friedensbemühungen bewirkten und welche in die militärischen Ausführungen ganz unerwartet Stockungen brachten.

2) Die Ungunst des Wetters, der wochenlange, schreckliche Regen, der in diesem Tief- und Sumpflande alle Flüsse über ihre Betten trieb und dem vordringenden Heere die schrecklichsten Schwierigkeiten und Leiden bereitete.

3) Die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher die Franzosen zur Stelle waren, und welche eben sowohl ihre kriegerische Tüchtigkeit beweist, wie damit bewiesen wurde, daß trotz allen Abläugnens und Schwörens, die Armee gerüstet und zum Feldzuge vollständig bereit stand.

Hätte Kaiser Franz Joseph statt der drei Bedenktage in Turin nur einen gesetzt, und hätte er nicht auf seinen Minister gehört, der ihm rieth, die Antwort aus Paris auf den letzten, englischen Vorschlag abzuwarten, so wäre es wohl anders gekommen.

Als Angreifer galt Oesterreich so wie so, aber in Politik und Krieg rechtfertigt der Erfolg die Handlungen.

Ueber den Mont Cenis.

Wenn man von Lyon um 6 Uhr 30 Minuten früh mit der Eisenbahn abfährt, kann man in Chambery, der Hauptstadt Savoyens, zu Mittag speisen und wenn man sich dort nicht aufhalten will, erreicht man mit dem Zuge 2 Uhr 35 Minuten das Ende der Bahn in St. Jean de Maurienne. Von dort auf der wohlerhaltenen Straße im Thale des Arco, bis nach Lans le Bourg, am Fuße des Mont Cenis, sind 30 Wegstunden, mit der Post über den Gebirgssattel bis nach Susa hinab kann man bei gutem Wetter in 10 Stunden fahren, zuweilen ist auch noch weniger Zeit nöthig, bei schlechtem Wetter aber bei weitem mehr, und schlechtes Wetter ist hier wohlfeil im allergrößten Theile des Jahres. — Napoleon, d. h. der alte, hat die schöne Gebirgsstraße im Jahre 1805 durch den Ingenieur Giovanni Fabbroni anlegen lassen, der sie binnen 5 Monaten mit 3000 Arbeitern fertig brachte, und seit dieser Zeit ist sie sorgfältig erhalten worden. Alle Vortheile wurden bei diesem Straßenbau benutzt; Sprengungen und Brückenbauten gibt es in Fülle; für den Reisenden auch 26 Zufluchtsorte zum Schutz gegen Lavinen und Ungemach. Bald läuft der Weg auf der linken, bald auf der rechten Seite des Arco, der in seinem tiefen Bette rauscht, und je weiter man in den Schoß des Hochgebirges eindringt, um so wilder und enger wird das Thal und um so riesiger ragen zu beiden Seiten die hohen, nackten Felsketten zu beiden auf, deren Häupter sich unter Schnee und Eis verstecken.

Am 14. Mai kam ich in St. Jean an mit einem Zuge französischer Dragoner, Artillerie, Gepäck- und Munitionswagen, die zu einer langen Colonne gehörten. St. Jean war gefüllt mit Wagen, Pferden und Mannschaften, ein Gewühl in diesen stillen Bergen, dessen malerische Scenerie sehr beeinträchtigt wurde, durch den grauen, düsteren Himmel, den Nebel, der in dichten Massen von den Bergen niedersank, und den feinen, kalten Regen, welcher daraus hervorsprühte. Von Post war nicht mehr die Rede, alle Pferde verbraucht, die Fortschaffung während der nächsten Tage ungewiß; jeder mochte für sich sorgen wie er konnte. Der Zufall verschaffte mir Gelegenheit zu einem Platze in einem Wagen, der einen französischen Armeelieferanten nach Turin bringen sollte, und welcher sich meiner Noth mit liebenswürdiger Freundlichkeit annahm.

Nach einer Stunde schon ging es fort, um vor der Nacht noch St. Michel zu erreichen und dort ein Unterkommen zu finden. Beides gelang, obwohl die Straße hart mitgenommen war und der Regen stärker wurde. Ich bemerkte jedoch hier schon, daß für die Ausbesserung des Weges gesorgt ward, überall waren Arbeiter thätig, welche die entstandenen Löcher ausfüllten und den Schmutz und Schlamm fortzuschaffen suchten. An beiden Seiten lag hochaufgeworfener schmutziger, durchgeweichter Schnee, der sich in Wasser auflöste, das die Straße überschwemmte. Das Regenwetter war auch hier anhaltend und zuweilen so heftig gewesen, daß die marschirenden Soldaten mühsam vorwärts kommen konnten, Fuhrwerke nur mit größter Anstrengung.

Aber die Franzosen überwinden alle Hindernisse, sagte mein Begleiter stolz lachend. Das ist der Vorzug unserer Nation, daß sie unter den größten Mühseligkeiten den Muth nicht verliert.

Ein eigenthümliches Volk ist es allerdings. Dieser schien keinesweges ein besonders schwärmerischer Anhänger des Kaisers zu sein, denn so vorsichtig er war, entschlüpften ihm doch verschiedene Aeußerungen, welche nicht allzu kaiserlich klangen; dagegen war er voller Eifer für den Krieg, um die nation italienne von ihren Bedrängnissen zu befreien, und auf einige Zweifel von meiner Seite, ob der Kaiser bei seinem Systeme die Freiheit der Italiener wohl billigen könne, rief er lebhaft: Italien wird auf Frankreich zu-

rückwirken, dies System wird sich nicht lange mehr halten können. Wir werden dadurch selbst auf einen anderen Standpunkt gebracht, vorläufig aber steht Frankreichs Ehre und Ruf auf dem Spiele. Mag über die Ursachen dieses Krieges gestritten werden, qu' importe! Der Krieg ist da und muß ausgefochten werden.

Merkwürdiger Weise sagen die meisten Franzosen dasselbe. Die italienische Sache an sich hat weit weniger Reiz für sie, wie der französische Ruhm, und da sie ihre Waffen wirklich für unwiderstehlich halten und ebenso ihrer Eitelkeit, der Retter einer unterdrückten Nation zu sein, auch nicht wenig geschmeichelt wird, so gibt es selten Einen, der nicht fest überzeugt wäre, daß die grande nation mit diesen autrichiens fertig werden würde, wie man die Hand umkehrt.

Diese Bemerkung konnte ich am folgenden Tage noch besser machen, als wir mit dem Abend Lans le Bourg erreichten. Das wilde Wetter, die Regengüsse, hörten nicht auf. Der Nebel umschleierte das Thal so dicht, daß nichts zu sehen war von allen den Naturschönheiten des Hochgebirgs. Nichts als die schmutzige, löcherige Straße, gefüllt mit Wagenzügen und Soldatenzügen, mit Lärm und Getöse, mit finsteren, grimmigen Gesichtern und mit Lippen, denen es nicht an Flüchen fehlten. Die rothen Hosen in die Höhe gestreift, die Kapis in's Genick geschoben, wateten die Scharen durch den Schlamm, häufig ohne alle Neigung uns Platz zu machen. Dann und wann gab es spöttische Reden, verächtliches Gelächter oder ein sacré mille tonnerres! schallte uns nach, was uns freilich nicht schadete. In Modane stand eine Wagenburg ineinander gefahren, die nur nach vieler Mühe und langer Zeit sich entwirrte; die Straße selbst aber wurde immer schlechter und ihre Steigerung machten sich fühlbar, obwohl sie so einsichtig angelegt ist, daß steile Strecken nirgends vorkommen. Endlich erreichten wir Lans le Bourg, einen Flecken voll Wirthshäuser, aber vollgepfropft mit Menschen und Thieren, welche am nächsten Morgen den Paß hinauf wollten, der bald von hieraus im Zickzack in die Höhe führt. Nach einigem Suchen und Fragen waren wir unter Dach und Fach. Freilich mit der Aussicht auf ein nothdürftiges Strohlager, aber dennoch geborgen und in lustiger Gesellschaft.

In der Gaststube zeigten sich alle Tische besetzt, theils von Soldaten und Offizieren im bunten Gemisch, aus spitzen Flaschen den gelben Wein trinkend und aus kurzen Pfeifen rauchend, theils von Reisenden der verschiedensten Art, die durcheinander schwatzten und schrieen und sprachen. An Landwein, Brot und vortrefflichem Käse, der Lans le Bourg seit langer Zeit berühmt macht, fehlte es nicht. Glückliche und Bevorzugte konnten noch zu Eiern, Forellen oder einem Stücke Fleisch gelangen und die große Nation hat die löbliche Eigenschaft, genügsam zu sein, wenn sie muß und bei einem Glase Zuckerwasser alle Sorgen zu vergessen.

Im Uebrigen war diese Nation doch nicht allein hier vertreten. In einem Winkel an der Ofenecke saß ein Engländer, einen ungeheuren Plaid über beide Schultern, eine schottische Mütze auf dem Kopfe, beide Ellenbogen aufgestützt und mit einem Reisebuche und einer Landkarte so tiefsinnig beschäftigt, als sehe und höre er von der übrigen Welt gar nichts. In der anderen Ecke tranken ein paar schmutzige, magere Herren mit langen, scharfgeschnittenen Gesichtern, schwarzen Bärten und ernstem Wesen. Der eine trug lange Ohrringe und beide sprachen französisch, doch ein unverkennbares savoy'sches Patois, indem sie dabei messende Blicke auf die Gruppen der Soldaten warfen.

In Savoyen sind die Franzosen keineswegs beliebt. Das Land hat das Glück, zu Frankreich zu gehören, genugsam gekostet und nicht vergessen; die Piemontesen aber finden vielleicht noch weniger Sympathie und in Chambery sowohl, wie an anderen Orten, kann man heftige Aeußerungen genug über die furchtbaren Steuerlasten, über die Regierung in Turin und über den Krieg hören, der Savoyen nichts angeht. Die Oesterreicher sind hier auch gar nicht so verhaßt, denn Land und Leute sind nicht italienisch, wollen somit auch nicht befreit werden.

Die Blicke der knochigen, schwarzbärtigen Männer ließen sich daher wohl erklären, ebenso auch die Mienen, mit welchen sie die Gesellschaft an der anderen Seite des großen Tisches betrachteten, wo es außerordentlich munter und lebhaft herging; denn es saßen daselbst drei Damen, jung, geschwätzig, lachlustig und auch gar nicht häßlich. Ihre dunklen, üppigen Locken fielen auf

elegante Reisecapoten, die ihren amazonenhaften Ausputz vervollständigten. Sie waren mit einem frugalen Abendbrot beschäftigt und in ihrer Gesellschaft ein paar Herren, welche ihre Reisebegleiter sein mußten, nebst einer Zugabe von mehreren jungen Offizieren, welche diese interessante Bekanntschaft an Ort und Stelle gemacht hatten, der sie mit Vergnügen sich widmeten.

Mein Begleiter zog sich von dieser Gruppe zurück, welche uns einladend anblickte, als sie unsere Grüße erwiederte, und flüsterte mir lachend zu: Eine wahre Auswanderung geht in Paris jetzt vor sich. Unsere demi monde will bei der Beglückung der Italiener nicht zurück bleiben. Wir sind ein romantisches Volk, mein Bester. Das klassische Italien ist das Land der Kunst, der Poesie und der Liebe. Hunderte von unseren reizenden Versucherinnen haben sich schon aufgemacht, den Italienern den Genuß und das Verständniß des Lebens beizubringen, oder von ihnen noch einige Geheimnisse zu lernen. Die freien Genies aller Art, die Helden, denen das de vor ihrem Namen nie fehlt, Abenteurer und Glücksritter aus allen Kreisen der Gesellschaft, schließen sich an und Tausende werden nachfolgen, nur fürchtet man, daß der Kaiser so grausam sein dürfte, diese liebenswürdige Vermehrung seiner Streitkräfte zurück zu jagen, was sehr zu bedauern wäre; denn wer soll unseren Gardeoffizieren die Zeit vertreiben und den romantischen Geist beim Heere wach halten, wie diesen Italienern einimpfen, die doch jedes Falls zu Franzosen gemacht werden müssen!

Sein Gespött wurde unterbrochen, denn soeben trat ein neuer Reisender in's Zimmer, welcher seinen Mantel abwarf, das Regenwasser von seiner Mütze schüttelte und mit einem buana sera Signori! sich anmeldete. Es war ein schöner, junger Mann, von kriegerischem Anstand, schlank und schnurrbärtig, in Offizieruniform und, wie bald aus seinem Gespräch mit den Damen und Helden hervorging, kam er von Turin und hatte in Chambery militairische Aufträge zu verrichten. Die erste Frage der Damen war, ob auf dem Cenis Schnee läge und grimmige Kälte sei. Er versicherte, daß es keinen Schnee dort gäbe, dagegen sei der Boden leicht gefroren, ganz vortrefflich zur Reise; nirgends die geringste Gefahr. In der Poststation Ra-

masse und im Hospiz gäbe es den besten Wein und die prächtichsten Forellen, 12 und 16 Pfund schwer, in solcher Menge, daß alle Völker der Erde sich daran erquicken könnten.

Nach dieser Versicherung, die allgemeinen Beifall fand, gesellte er sich dem Kreise bei, und wurde um Neuigkeiten befragt, wo die Oesterreicher seien? was die Armee thue? ob es zur Schlacht gekommen? ob diese barbares, têtes carrées auch gehörig geschlagen seien.

Geschlagen? rief er, mehr als zwanzig Male sind sie geschlagen. Ich habe das vier und zwanzigste Siegesbulletin, das soeben in Turin herausgekommen, in der Tasche. Dreihundert sind bei Valenza mit einem Male gefangen genommen.

Sind sie nach Mailand schon davongelaufen? schrie eine der Damen, so müssen wir eilen, wenn wir sie sehen und einholen wollen.

Vorläufig kann das am Po geschehen, sagte einer der Savoyer in seinem Basse.

Der piemontesische Offizier sah sich um, fuhr aber fort: Wie Spreu zerstäubten sie, wo wir uns auf sie warfen. Vom rechten Poufer sind sie fortgeblasen, aber hören sie die schönste und neueste Neuigkeit, meine Damen und Herren: Der Kaiser ist in Alessandria! Am 12. ist er gelandet, von dem begeisterten Volke und den Soldaten im Triumph empfangen. Hier ist die Beschreibung, meine Damen. Die Illumination, der Einzug in Alessandria und hier der prächtige Tagesbefehl, welchen der Kaiser sogleich erlassen hat. Die Bajonette sollen vornehmlich angewandt werden, nichts als die Bajonette. In kurzer Zeit wird es keine Oesterreicher mehr geben, sie werden alle gespießt sein. Unsere Freunde aus Frankreich verstehen es, mit solchen Braten umzugehen, wir aber auch. An der Sesia hat eine Schwadron unserer Speerreiter, vierhundert Husaren gespießt, und jetzt ist die große Armee da. Der Marschall Canrobert hat 50,000 Mann unter seinem Befehl. In einem Tage sind 14,000 Mann ausgeschifft worden. Genua's Hafen ist gefüllt mit französischen Schiffen, überall weht die Tricolore, überall werden unsere Freunde wie Brüder empfangen.

Italia farà da se! sagte der Savoyer mit seiner tiefen Stimme.

Der junge Offizier sah sich nochmals um und maß den knochigen Mann mit einem langen Blicke.

Zweifeln Sie etwa daran? fragte er, seinen Schnurrbart streichelnd.

Durchaus nicht, antwortete der Savoyer.

Oder — an unserer Tapferkeit?

Eben so wenig, besonders wenn vier und zwanzig Siegesbulletins den Beweis liefern.

Nur sind die Oesterreicher bei alledem noch immer am Po, setzte der Zweite hinzu, statt in Mailand oder Wien.

Wäre das fürchterliche Wetter nicht, rief der junge Offizier in prahlerischem Tone, so würde wahrhaftig kein weißer Röck mehr diesseit des Ticino gesehen werden.

Es ist richtig, das Wetter that es, versetzte der Savoyer bedächtig. Ich war damals in Gravellona und habe die Colonnen eindringen sehen. Es war am 29. um 4 Uhr Nachmittags. Zwanzig Bataillone und 8 Batterien kamen.

Und sie fingen gleich an zu plündern, schrie der Offizier.

Das thaten sie nicht, sagte der Savoyer, sie hielten strenge Zucht und Ordnung. Am folgenden Tage wurden zwei, die eine Kleinigkeit gestohlen hatten, sofort erschossen. Geliefert freilich mußte werden, was sie nöthig hatten.

Das ist Kriegsgebrauch, rief einer der französischen Offiziere. In Feindes Land lebt jede Armee von des Feindes Mitteln.

Ganz recht, sagte der Savoyer, und der Verbündete lebt eben auch von den Mitteln seiner Bundesgenossen, die mit Freuden hergeben, was sie haben.

Es gab wenig zu sehen, war seine Antwort. Auf der ganzen Grenzlinie gingen die Oesterreicher vorwärts von Arona am Lago Maggiore bis nach Pavia, und von Piacenza her. Was nicht am 29. geschah, folgte am 30. Ueberall zogen sich die unsrigen zurück, wie es nicht anders sein konnte, denn die Uebermacht war zu groß. Man rechnete, daß in den beiden Tagen 80,000 Oesterreicher in das Land einfielen, und 30,000 noch dahinter standen. Was will das sagen! rief der junge Offizier: keine Uebermacht jagt uns Furcht ein. Aber wir hatten Befehl zurück zu gehen, und mußten gehorchen.

Diese Italiener sind die größten Lügner und Aufschneider, die man finden kann, flüsterte mir mein Begleiter in's Ohr.

Andere Leute verstehen es eben so gut, murmelte ich darauf, aber der Savoyer sprach inzwischen fort: Nichts ist vernünftiger, denn die Oesterreicher sind entschlossene, kriegerische Soldaten. Corpo di Baccho! sie sehen gefährlich aus. Die Infanterie, Regiment an Regiment, lauter starke, kräftige Männer, ein Schritt ein Tritt; die Cavallerie, Husaren und Ulanen wie auf der Parade.

Da hättet Ihr sie ein paar Tage später sehen sollen, rief der Offizier höhnisch, als sie von Mortara herkamen und bei Frassinetto über den Po wollten.

Ganz recht, antwortete der Savoyer, es ging ihnen übel genug. Der Regen kam und half uns, als der beste Bundesgenosse. Sechs Tage brauchten sie, um durch das überschwemmte Land bis an den Po zu kommen. Alle Flüsse schwollen an, der Po stieg an einem Tage um 13 Fuß; ein alter Soldat weiß am besten, was Soldaten bei solchem Wetter leiden müssen.

Sind Sie auch Soldat gewesen? fragte der junge Offizier.

Ja, mein Herr, versetzte der Savoyer, ich war vor zehn Jahren dabei, von Anfang an, bis bei Novara, und habe die Oesterreicher kennen lernen.

Wir werden es besser machen, wie Ihr es gemacht habt! rief der Offizier.

Wir haben noch nichts davon gesehen, antwortete der trockene Savoyarde, es wird uns aber zur Freude gereichen, wenn es wahr ist. Bis jetzt kam nichts von Bedeutung vor, der Regen war unser Bundesgenosse, doch nun sind ja die tapferen Franzosen im Lande mit ihrem glorreichen Kaiser, der uns frei machen wird, wie es hier in dem Tagesbefehl steht. Gott und die heilige Jungfrau mögen uns behüten, wir müssen es abwarten! Ihr habt inzwischen in der festen Stellung von Casale und Alessandria gesessen und habt Recht daran gethan, denn im freien Felde hättet ihr die Oesterreicher nicht aufhalten können. Der Himmel hat uns beigestanden, sonst könnte es leicht sein, daß da drüben im Dorathale jetzt die österreichischen Fahnen wehten und ebenso in Turin und in Novi. So mußten sich die Oesterreicher damit begnügen, die Lomelina in Besitz zu nehmen. Da stehen sie jetzt

hinter ihren Schanzen und warten bis ihr kommt. Die Lomelina nährt sie und kann's wohl noch einige Zeit thun; denn Ihr Herren Franzosen, das ist das fetteste Land, zwölf Meilen lang und sechs breit. Werft sie da hinaus, wir wollen's Alle segnen, und Euch wird's ein Leichtes sein, mein Herr Offizier, es wird ein brillantes Bulletin abgeben. Aber jetzt, Jean, ist unsere Zeit um, sagte er darauf, indem er sein Glas nahm und es kaltblütig austrank. Also gute Nacht und glückliche Reise!

Als er mit seinen Gefährten hinaus war, rief der junge Offizier wüthend: Dieser Kerl sollte festgehalten werden, er hat eine nichtswürdige Gesinnung gezeigt. Spione haben die Oesterreicher überall, es sind schon viele ertappt und erschossen werden.

Ein Spion macht's anders wie dieser, lachte einer der Franzosen; er hat seine Gesinnung durchaus nicht versteckt.

Und diese Savoyarden sind nüchterne, bedächtige Schlingel, die durch nichts zu begeistern sind, rief der Piemontese.

Nicht einmal durch unsere liebenswürdige Gesellschaft! fiel eine der Damen ein. Lassen wir diesen gelben hölzernen Block laufen.

Der Beifall war allgemein, und in kurzer Zeit der Aerger über den Oesterreicher vergessen. Der Offizier, welcher geläufig französisch sprach, hatte viel zu erzählen von der Begeisterung in Turin, wo man seit Jahren schon keine österreichischen Cigarren mehr rauchte, sondern einheimische, sogenannte Cavourcigarren, von denen er Proben vertheilte, welche freilich den französischen Herren und Damen wenig zusagten. Nach einigen Zügen fanden sie die schwarzen Glimmstengel abscheulich, Gespött und Gelächter begannen und eilig griffen sie wieder zu ihren Papiercigarren, welche sich Männlein wie Fräulein selbst bereiteten. Weit besser nahmen sie es auf, daß die schönen Turinerinnen sich verschworen hatten, keine österreichischen Shwals und Manufakturwaren mehr zu kaufen und zu tragen, sondern nur, was aus Paris von den theuren Freunden komme; am allerbesten jedoch gefiel ihnen jedenfalls, was der muntere junge Held von dem galanten, ritterlichen Könige Victor Emanuel erzählte. Die Damen hatten den König früher schon in Paris gesehen, wo er einige begünstigte Freundinnen wahrhaft königlich belohnte

und durch dieses glorreiche Verschwenden die Meinung glänzend widerlegte, daß Sardinien von Schulden zu Boden gedrückt, am Rande seines finanziellen Unterganges sei. König Victor Emanuel hatte zwar so eben schon eine sechszehnjährige Tochter verheirathet, allein er war kaum mehr als zwanzig Jahre alt, als er mit einer österreichischen Erzherzogin vermählt worden, welche vor einigen Jahren gestorben war. Das Kind dieser Oesterreicherin hatte nun das Glück gehabt, den Prinzen Napoleon zum Mann zu bekommen, ihre Hand war es, für welche der Kaiser sein Bündniß abgeschlossen. König Victor-Emanuel stand aber jetzt erst im 39. Jahre, und mit seinem langen flatternden Schnurbart, seinem kühnen Gesicht und seiner stattlichen Gestalt, war er im Stande, Weiberherzen eben so wohl zu erobern, wie feindliche Schanzen und Schlachtfelder. Daran ließ er es auch, wie der junge Offizier betheuerte, nicht fehlen, daß aber seine Herzensfreundin, die Tochter eines Trommelschlägers, die ihm vier Kinder geboren, noch immer seine Favoritin, trotz alledem geblieben, das gefiel den Pariser Damen nach allen Seiten hin, und der ritterliche König, welcher dabei für alle Schönheit ein offenes Herz und eine offene Hand behalten, wurde mit den beifälligsten und pikantesten Worten und Witzen belobt. An diesem Beifall nahm jedoch auch des Königs vertrauter Premier-Minister Cavour vollgemessenen Theil, den, so klein und dick er auch ist, doch die Romantik nicht verlassen und den die politische Schwärmerei, die Schwärmerei der Liebe nicht vertrocknet hat. Zahlreiche Geschichten über die Hof- und gesellschaftlichen Verhältnisse in Turin würzten diese Unterhaltung, und als nach einer Stunde ein paar Polen eintrafen, welche ebenfalls von Paris kamen und nach Turin wollten, um dort ihre Dienste anzubieten, brachte dies neue und erweiterte Anregung in den Kreis. Die Polen waren Flüchtlinge aus Galizien und Krakau, sie wollten Proklamationen an die polnischen Regimenter in der österreichischen Armee richten, um diese zum Ungehorsam, Aufruhr im Namen des Vaterlandes aufzufordern, und sie erzählten, daß General Klapka, der Ungar, schon in Genua sei, daß Kossuth dort in den nächsten Tagen erwartet werde, daß Napoleon ihn eingeladen habe, und daß in kurzer Zeit alle slavischen und ungarischen Län-

der aufstehen würden, wie Italien, um ihre unterdrückten Nationalitäten zu befreien.

Enthusiastischer Beifall belohnte diese Mittheilungen. Die Franzosen riefen, daß Frankreich nicht zögern würde, seinen civilisatorischen Beruf überall und bei allen gemißhandelten Völkern zu erfüllen, der Italiener schrie, daß das befreite Italien vorangehen werde, die Damen der demi-monde und die Herren mit dem unvermeidlichen de vor ihren Namen schwangen ihre Gläser und schrieen, daß sie die Avantgarde bilden würden, denn was sei die Welt ohne Luxus, ohne Feste, ohne die Commando's-Genüsse und ohne Crinoline!

Eben als ich müde wurde von dem Geschwirre und Gelächter, kam mein Begleiter und sagte mir leise in's Ohr, daß er es möglich gemacht habe, eine Kammer zu bekommen, welche ich mit ihm theilen könne, wenn ich ihm folgen wolle. Dazu war ich gern bereit; wir verschwanden unbemerkt. Was weiter aus den Polen, Franzosen, Italienern, den Mesdames, Monsieurs und Vicomtes geworden, weiß ich nicht, ich sah sie nicht wieder, denn wir brachen früh auf.

Gewiß ist, sagte ich zu meinem Gefährten, daß bisher am Po nichts von einiger Bedeutung vorgefallen, es wohl auch noch einige Zeit haben wird, ehe die Oesterreicher sämmtlich gespießt sind. Aber welch' lustiges Leben wird es im kaiserlichen Freiheitslager sein, wenn einige Schock dieser allerliebsten Amazonen die Langeweile darin vertreiben, und diese glorreiche italienische Jugend, diese Polen und Ungarn und romantischen Ritter aus allen Theilen der Welt, ihre Großthaten verrichten.

Er antwortete mir nicht darauf, wälzte sich in das Stroh, zog seine Reisedecke über den Kopf und brummte etwas dazu, was ungefähr klang wie: que le Diable emporte toutes ces méchantes canailles la!

Am nächsten Morgen ganz früh weckte uns der Lärm. Die Soldaten einer Batterie beschäftigten sich damit die Kanonenröhre aus den Lavetten zu nehmen und auf Schleifen zu legen, da die Geschütze nur in ihre Theile zerlegt transportirt werden konnten. Eine ungeheure Menge Wagen wartete, da ihre Pferde zunächst benutzt werden mußten, um einen Theil hinüber

zu schaffen, was ohne Vorspann nicht möglich war, bis die Reihe an sie käme. — Eine Abtheilung Chasseurs führte ihre Pferde an der Hand, ein Linienbataillon marschirte schon hoch über uns und sah auf uns herunter.

Es hatte die ganze Nacht über geregnet, der Schmutz war entsetzlich. Doch jetzt sah das Wetter besser aus; wir konnten einige Aussicht gewinnen, obwohl wir nichts von dem Mont Cenis sahen, der uns dicht zur Seite lag. Als wir aber höher und höher stiegen und endlich das Plateau erreichten, veränderte sich Weg und Umblick überraschend. Der Boden war fest gefroren, wie es der Italiener angegeben, und von den gigantischen Felshäuptern lösten sich die düsteren Nebelbinden ab, bis Sonnenblitze plötzlich durch sie zuckten und den Vorhang zerrissen. Da lag der riesige große Mont Cenis 11,000 Fuß hoch zu unserer Linken. Die kleinere 9800 Fuß messende Kuppe zur Rechten; zwischen beiden durch geht der Sattel des Passes. Dann weiter hin kam der 13,000 Fuß hohe Jeseran zum Vorschein, gegen Frankreich hin der riesige Mont Tabor und die Schneegipfel der Kette der Maurienne, bis an den Col Razis. Alles starrte hier noch von Schnee und Eis wie Gletscherhörner, die an den schwachen Köpfen niederhingen in düstere, unergründliche Klüfte, und der Windsturm, welcher diese schreckliche Welt fegte, füllte die Luft mit Miliarden funkelnder Eisnadeln.

Im Hospiz fanden wir ausgezeichnete Lachsforellen, die in der That aus dem nahen See, oft bis 15 Pfund schwer, gefischt werden. Hier stehen auch die Kasernen für 1000 Mann, als Wohnungen für die Soldaten, welche nöthigen Falls den Paß vertheidigen sollen, was ihnen gegen ein beträchtliches Heer nicht schwer fallen kann.

Gespeist und getränkt rollten wir dann nach Italien hinab, das sich vor uns im sonnigen Glanze, so schön und herrlich aufthat, als läge es mit seinen tief grünen Matten und dunklen Wäldern in weichen, segensvollen Friedensarmen. In das Dorathal senkt sich der Weg steil nieder; überall gibt es Menschenwohnungen und Regsamkeit, als Beweis, wie lebhaft es auch in anderen besseren Zeiten auf dieser Straße hergeht. Manche liebliche Punkte fliegen vorüber. In Molerato wird Halt gemacht, man findet dort gute Aufnahme; noch aber war der Abend nicht gekommen, so sahen wir

Susa vor uns und hörten das Geheul der feuerschnaubenden Dampfrosse schon in der Ferne.

Man braucht zwei Stunden um nach Turin zu kommen, aber wie verändert fand ich es. Statt des Gewühls, das ich erwartet, herrschte tiefe Stille. Die Straßen waren öde, die Caffe's verlassen, die Menschen schienen sich zu meiden. Im Hôtel Feder, das sonst so viel besuchte, gab es Zimmer vollauf. Die Fremden waren spärlich geworden und alles, was Waffen trug, befand sich in Alessandria bei dem Kaiser und dem Könige.

Das Gefecht von Montebello

am 20. Mai.

Während der ersten Hälfte des Mai, d. h. seit Beginn des Krieges, hatte das österreichische Heer im Ganzen geringe Fortschritte gemacht und geringe Waffenthaten zu melden gehabt. Es hatte weit mehr mit dem Ungestüm des Wetters, als mit dem Widerstand des Feindes zu kämpfen. Dieser hielt sich in seiner festen Stellung zwischen Casale und Alessandria, auf einem Raume von ungefähr 4 deutschen Meilen eingeschlossen, mit seiner Hauptmacht auf beide feste Plätze gestützt und erwartete die Ankunft der französischen Bundesgenossen, welche sich mit energischer Schnelligkeit in Bewegung gesetzt hatte und von Genua sowohl, wie von Susa und Turin nach Alessandria eilte. Am 1. Mai schon landeten französische Regimenter, und als der Kaiser Napoleon am 12. im Hafen von Genua seinen triumphirenden Einzug hielt, waren angeblich 80,000 Franzosen schon in Piemont, welche man aber wohl auf 50 bis 60,000 reduciren konnte.

Die Piemontesen und die herbeieilenden Franzosen, vertheidigten zunächst die Poübergänge ihren Stellungen gegenüber, bei Candia, Valenza und Cambio, wo verschiedentliche Angriffe stattfanden. Je stärker jedoch das französische Heer anschwoll, um so mehr stellte sich heraus, daß der österreichische Feldherr sein Offensivverfahren völlig aufgegeben und sich zur Defensive entschlossen hatte.

Ein ungestümes Vordringen konnte nur so lange nützen, als es möglich schien, Turin und Novi zu nehmen, und die Piemontesen in Alessandria zu überwältigen; als sich dies nicht ausführbar zeigte, zog sich die lange Angriffslinie der Oesterreicher, welche Anfangs beinahe 30 Meilen einnahm, mehr und mehr zwischen Sesia und Tessin, ostwärts gegen den Po, näher an Pavia und ließ den Norden beinahe offen, was die Freischaaren Garibaldi's bald nachher zu ihrem Einfalle in das österreichische Gebirgsland benutzten. Novara blieb zwar vom rechten Flügel besetzt, aber der Sesiaübergang bei Vercelli wurde von den Piemontesen nach jenem Tage forcirt, wo das Gefecht von Montebello auf dem linken österreichischen Flügel statt fand.

Der Feldzeugmeister Gyulai mochte Zeichen genug erkennen, daß die verbündete Armee bald zur Offensive schreiten würde, und ohne Zweifel mußte er den Hauptstoß auf seiner Linken erwarten, der gegenüber die Franzosen sich etablirten und ihren rechten Flügel bis über Voghera hinaus auf der Straße nach Stradella und Piacenza bis Montebello und Casteggio ausdehnten. Der österreichische Feldherr erachtete die Franzosen mit allem Rechte als seine gefährlichsten Gegner, und wenn es diesen gelang, durch einen raschen mit Uebermacht geführten Schlag, die Oesterreicher zu werfen, ihre Rückzugslinie auf Pavia zu durchbrechen, sie von Piacenza abzuschneiden, so konnte eine Niederlage entscheidend sein. Das Hauptquartier des Feldzeugmeisters wurde daher von Mortara nach Garlasco näher an Pavia verlegt, zwischen diesen beiden Punkten rollten sich die langen österreichischen Linien zusammen und schlossen sich fest an den linken Flügel, das Benedek'sche Corps, welches zwischen Pavia und Piacenza das Pothal zu beiden Seiten bewachte, und die Defileen von Stradella besetzt hielt.

Bei der Ungewißheit über die Entwicklung des Feindes, seine Stärke und seine Absichten hielt es der Feldzeugmeister für nöthig, durch eine starke Recognoscirung auf dem rechten Poufer, den Feind zu einer Schaustellung seiner Streitkräfte zu zwingen, um zu erfahren, wie stark und bereit derselbe zum Angriff sei.

Die Poufer sind von Valenza aus zu beiden Seiten meist flach. Die Straße von Stradella nach Voghera zieht jedoch durch ein ziemlich unebenes

Land, dessen Hügel, namentlich zur Linken höher aufsteigen, zum Theil bewaltet sind, und je näher an Stradella, je mehr einen Bergcharakter annehmen. Der Feldzeugmeister bestimmte am 19ten in aller Stille die Division Baumgarten vom 5. Armeecorps, bestehend aus den Brigaden Gaal, Bils und Prinz von Hessen, zu diesem Ausforschungszuge, welche in der Nacht vom 19ten zum 20ten durch Pavia gingen und den Po mittelst des Ueberganges bei Vacarizza passirten, der durch einen Brückenkopf geschützt ist. Vacarizza liegt nahe bei dem Einfluß das Tessin in den Po und die drei Brigaden fanden hier eine vierte, die Brigade Boer vom 8. Corps, welche sich zum Theil mit ihnen vereinigte.

Auf der rechten Poseite hatten inzwischen die Truppen, welche die Straße von Voghera nach Piacenza bewachten, ebenfalls Befehl zur Theilnahme an dem Zuge erhalten. Es bestanden diese aus der Brigade Braum vom 9. Corps und aus der Reservedivision Schaffgotsch. Im Ganzen waren es 15,000 Mann, unter Führung des Feldmarschall-Lieut. Grafen Stadion. Die Truppen vom rechten Poufer, welche, die Straße von Stradella herabkamen, führte der Feldmarschall-Lieut. Urban, welcher besonders activ und geschickt für den Avantgardendienst, die Gegend genau kannte und Broni auf der Straße nach Casteggio und Montebello schon am vorhergehenden Tage besetzt hielt.

Am frühen Morgen begann die Bewegung, um 11 Uhr war alles bereit. General Urban mit dem linken Flügel ging rasch auf Casteggio los. Die Artillerie drang auf der Chaussee und dem Eisenbahndamm vorwärts, Infanterie und Cavallerie zu beiden Seiten, die Berge zur Linken wurden von den Jägern der Regimenter Heß und Dom Miguel durchstreift. Die Mitte der Schlachtordnung befehligte der Feldm.-Lieut. Baumgarten, den rechten Flügel der Prinz von Hessen.

Um die Mittagszeit drangen die Regimenter des linken Flügels in Casteggio ein, die Vorposten, aus sardinischer Reiterei bestehend, wurden schnell verjagt, eben so hatte die Avantgarde sich des Dorfes Montebello bemächtigt und den Widerstand der Sardinier überwältigt, welche sich auf die

französische Postenkette, längs des Baches Fossagazzo, der auf halbem Wege Voghera die Straße durchschneidet, zurückzogen.

Auf jeden Fall war die französische Vorhut überrascht worden und hätten die sardinischen Chevaurlegerregimenter Novara, Aosta und Montferrat nicht so tapfern Widerstand geleistet und mehrere Chargen auf die österreichischen Bataillone versucht, bei welchen sie über 200 Mann an Todten und Verwundeten einbüßten, so würden die Oesterreicher bis Voghera vorgedrungen sein, ehe die Franzosen sich sammeln konnten.

General Forey, Commandant der ersten Division des ersten Corps und Befehlshaber der Vorhut, wurde gegen 1 Uhr erst von dem Vordringen der Oesterreicher benachrichtigt, seine Regimenter lagen jedoch so weit zerstreut, daß er sich begnügen mußte, zunächst mit dem 74. und 84., zu denen bald darauf das 34. Regiment stieß, an den Bach Fossagazzo den weichenden Vorposten zu Hülfe zu eilen.

Während dies geschah, hatte die sardinische Kavallerie auf's tapferste sich mit den aus Montebello vordringenden österreichischen Kolonnen geschlagen. Oberst Sonnaz, welcher diese piemontesische Brigade befehligte, warf sich an ihrer Spitze in drei hintereinander folgenden Angriffen auf den Feind; die Oesterreicher empfingen jedoch diese dichte Reitermasse mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und einem fürchterlichen Feuer, das auf 30 Schritt gegeben, ihre Gegner in Reihen niederstreckte und in Verwirrung brachte. Bajonetangriffe folgten diesem Anstürmen sofort und drei feindliche Schwadronen wurden umzingelt und niedergestochen, und entkamen nur theilweis, indem sie sich durchschlugen. Nur zwei Offiziere blieben unverwundet, Oberst Morelli erhielt eine tödtliche Kugel; die Regimenter Dom Miguel und Heß jagten die Kavallerie vor sich her, die Jäger dieser Regimenter bemächtigten sich des Gehöftes Genestrella, verjagten einen Haufen Franzosen, der sich dort festgesetzt, und eröffneten ein mörderisches Feuer auf die vordringenden Bataillone des General Forey.

Montebello liegt auf einer Hügelfläche, an deren Fuß die Eisenbahnstraße vorüberzieht. Mehrere Dorfstraßen umringen die Kirche, auf dem südlichsten, höchsten Theile befindet sich der Kirchhof. Weiter vor dem Orte

gegen Voghera hin liegt zur Linken der Straße das ansehnliche Gehöft Genestrella auf einem Hügel. Wie alle Gehöfte ist es mit Mauern umgeben, wohl geeignet zu einer hartnäckigen Vertheidigung und ein vortrefflicher Stützpunkt für ein andauerndes Gefecht. Feldmarschall-Lieut. Urban hatte hierzu das 3. Jäger-Bataillon, das 3. Bataillon Dom Miguel, die Grenadiere von Heß, 2 Bataillon Roßbach, eine Division Haller Husaren und an Artillerie 2 Sechspfünder und 4 Zwölfpfünder vereinigt, welche um Genestrella Stellung nahmen. Vom Bache Fassagazzo her, wo das Gefecht zum Stehen gelangt war, drangen die Franzosen mit Ungestüm vorwärts und bald entwickelte sich das Feuer auf der ganzen Linie. Es waren jedoch bald nicht mehr jene ersten beiden Regimenter, welche General Forey in's Feld geführt, das ganze erste französische Armeecorps war allarmirt und mit der Eisenbahn erfolgte fortgesetzter Zuzug. Zunächst erschien General Blanchard mit dem ganzen 98. und Theilen des 91. Regiments, ebenso das 17. Jägerbataillon sammt mehreren Geschützzügen. Als General Forey sah, daß er sich zunächst des Gehöftes Genestrella wieder bemächtigen müsse, machte er dies zur Aufgabe seines rechten Flügels, während der linke auf der Eisenbahnstraße und in Cascina Nuova festen Fuß faßte. Auf Seite der Oesterreicher mußte dagegen General Stadion erwägen, daß es seine alleinige Aufgabe sei, die Stärke des Feindes zu ermitteln. Um vorzudringen und sich festzusetzen war seine Truppenzahl viel zu gering. Nachdem er seinen Zweck erreicht, lag die rückgängige Bewegung von Anfang an in Absicht, allein je ausdauernder die Vertheidigung stattfand, und um so größere Anstrengungen die Verbündeten nöthig hatten, um so größer mußte auch ihre Machtentfaltung sein. Die blutige Hartnäckigkeit des Kampfes um Genestrella und Montebello war jedoch nicht allein Folge dieser Gründe, sondern sie entwickelte sich auch aus der Tapferkeit und der Erbitterung der kämpfenden Krieger. Es war der erste bedeutendere Zusammenstoß; beide Theile empfanden dies und sie stritten für ihren Ruhm, wohl wissend, daß auf ihre Thaten die Augen aller Völker blickten.

Die Jäger, welche das Gehöft von Genestrella besetzt hielten, waren nicht allein vortreffliche oberösterreichische Schützen, sondern auch mit der besten

Waffe versehen, welche man bis jetzt in den europäischen Heeren eingeführt, mit dem Lorenz-Wilkinson'schen Compressionsgewehr, das alle Vortheile neuer Erfindungen vereinigt. Mit der kaltblütigsten Ruhe lichteten diese furchtbaren Schützen die feindlichen Reihen, alle Offiziere, welche sie erreichen konnten, wurden ihr vornehmlichstes Ziel. Erleichtert wurde ihnen dies durch die gefährliche und unpraktische Sitte der Franzosen, im vollen militärischen Putz in die Schlacht zu gehen, den Bataillonschef auf dem rechten Flügel. Die Folge war, daß eine so große Zahl von Offizieren getödtet und verwundet wurde, wie es in weit bedeutenderen Treffen häufig nicht vorkommt. Trotz aller Tapferkeit und allen Anstürmens der an Zahl fortgesetzt wachsenden Angreifer würde Genestrella noch viele größere Ströme Blutes gekostet haben, wenn Feldmarschall-Lieut. Urban es nicht für Zeit gehalten hätte, an den Rückzug zu denken. In Folge der immer heftigeren Angriffe der Franzosen war ihm die Brigade Gaal zwar zur Unterstützung gesandt worden, dagegen hatte General Forey eine Ueberflügelung begonnen, welche das Aufgeben Genestrella's entscheiden mußte. Die Franzosen dehnten sich über die Bergkämme zur Rechten aus, während ihre Artillerie, auf der Eisenbahnstraße und Landstraße vorgehend, die Frontangriffe unterstützte. Es trat Gefahr ein, die Rückzugslinie zu verlieren und von Montebello abgeschnitten zu werden; so kampfmuthig und erbittert aber waren die tapferen Vertheidiger, daß ihre Offiziere sie endlich mit Gewalt zurücktreiben und den Rückzug erzwingen mußten.

Dieser Rückzug selbst blieb ein fortgesetzter blutiger Kampf, in welchem besonders die Brigade Gaal schwere Verluste erlitt. Die feindlichen Geschütze, obwohl aus den als überaus furchtbar erklärten gezogenen Kanonen bestehend, zeigten sich weniger mörderisch, als die feindliche dicht nachdrängende Infanterie, die mit französischer Furie sich auf die österreichischen Reihen stürzte. Bei alledem erreichte die österreichische Schlachtlinie ungebrochen das Dorf Montebello, wo sich der letzte blutige Akt des Dramas entwickelte.

Die weichenden österreichischen Kolonnen fanden in Montebello eine Unterstützung an zwei frischen Bataillonen unter Generalmajor Braum; hinter ihnen zu ihrer Aufnahme hatte Graf Stadion in dem nahen Casteggio die

Brigade Bils aufgestellt; es galt jedoch Montebello so lange als möglich zu halten und wenn es geschehen konnte, den Feind zum Abbrechen des Gefechts zu zwingen.

Inzwischen war jedoch die Streitmasse des General Forey wenn nicht stärker gerade als die des österreichischen Corps, so doch jedenfalls von derselben Zahl. Montebello wieder zu nehmen, erschien als Ehrensache und, dicht den Oesterreichern an den Fersen, bildeten sich sofort die französischen Sturm-Colonnen aus dem 84. und 74. Regiment, vereint mit dem 17. Jägerbataillon. In einem blutigen Anlauf wurde die Höhe gewonnen und jetzt verbreitete sich der Kampf in die Gassen und Häuser des Dorfs. Die dichte Masse der Franzosen stürzte sich in diese Mauerdefileen, ein furchtbarer Keil, die pulverschwarzen blutigen Bajonette vor sich ausgestreckt, durchbohrt und durchbohrend niedersinkend. Brust an Brust, Mann an Mann im Einzelkampfe ringend, und von dieser schrecklichen Gasse in die Häuser dringend, um dort das grauenhafte Werk fortzusetzen und zu beenden. Die entsetzlichsten Auftritte entfesselter Wuth und Raserei ereigneten sich hier und hier geschah, was mit Entrüstung aus dem österreichischen Lager erwähnt wird, daß manche Verwundete, schon am Boden liegend, von den Siegern noch getödtet wurden.

Als die Oesterreicher um 6 Uhr Abends aus Montebello vertrieben waren, hielt sich der Kirchhof noch. Zwei bis dreihundert Jäger hielten ihn mit zwei Sechspfündern besetzt und gegen diese letzte Position richtete sich nun die Anstrengung. Zwei Stürme wurden zurückgeschlagen, Kartätschenlagen zerschmetterten die Franzosen, die Kugeln der Jäger wurden nicht vergebens verschossen. Endlich stellte sich General Beuret an die Spitze und Forey selbst ermunterte seine Krieger durch lauten Zuruf, die mit einem tausendstimmigen vive l'Empereur! ihm nachfolgten. In dem Augenblick fiel der tapfere Beuret von einer Kugel zwischen den Augen getroffen, neben ihm wurde General Forey an der Hand verwundet. Die österreichischen Kanonen aber waren schon zurückgezogen und in dem wilden Kampfe, der nun auf den Gräbern dieses Friedhofes wüthete, wurde die kleine zusammengeschmolzene Schaar der Jäger meist niedergestochen oder gefangen, wenige ohne

Wunden. Die Oesterreicher zogen sich inzwischen nach Casteggio zurück; ihr rechter Flügel, unter dem Prinzen von Hessen, der inzwischen mehrere kleinere Gefechte bei Oriola, Calcallabbio und Culone bestanden, wurde nicht heran gerufen. General Forey dagegen begnügte sich mit der Eroberung des Kirchhofs und der weiteren Verfolgung durch seine Tirailleurlinie, welche jedoch bald zurückkehrten, da die Brigade Bils sie kampffertig aufhielt.

So endete das blutige Gefecht von Montebello. Ein großer Theil der Oesterreicher hatte in vierundzwanzig Stunden nichts genossen, dabei die größten Anstrengungen ertragen, und sechs Stunden lang im Feuer gestanden. Dennoch war weder der Muth gesunken, noch Erschöpfung eingetreten. Es war eine tapfere ruhmvolle Waffenthat, keine Flucht, kein Wanken. Der größte Theil des Corps kehrte unverfolgt in der Nacht nach dem Brückenkopfe von Vaccarizza zurück. Von Leoni aus war, durch den Kanonendonner gerufen, Feldmarschall-Lieutenant Creneville gegen Casteggio vorgerückt. Er nahm die Brigade Bils auf und kehrte in seine Stellung an den Defileen von Stradella zurück, ohne daß die Franzosen ihm gefolgt wären. Angeblich mangelte es diesen an Munition.

Der österreichische Bericht des Grafen Gyulai erzählte die Hergänge so einfach klar und ohne Ausschmückung, daß er die vollste Anerkennung fand. Niemand zweifelte an der Richtigkeit der Angaben, nach welchen der Verlust auf 294 Todte, 718 Verwundete und 283 Vermißte festgestellt wird; im Ganzen 1295 Mann, eine außerordentlich große Zahl für ein Recognoscirungsgefecht, das jedenfalls gegen Willen und Absicht der Generale solche Verluste herbeiführte, und doch gar keine strategische Bedeutung hatte. Der französische Schlachtbericht gibt dagegen allgemein und viel zu niedrig, 6 bis 700 Todte und Verwundete an, von Vermißten ist gar nicht die Rede, und eben so wenig von den Verlusten der Sardinier. Nach den neusten Ermittlungen stellt sich heraus, daß die Verbündeten 15 bis 1600 Mann einbüßten, eben so gewiß ist, daß sie an Zahl bei Ende des Gefechts, den Oesterreichern überlegen waren, wenn es auch jedenfalls auf Irrthum beruht, daß Graf Gyulai 40,000 Mann angibt. Geradezu lächerlich aber ist es, die Pariser

Journale behaupten zu hören, 6000 oder gar nur 2500 Franzosen hätten alle diese Wunderthaten vollbracht.

Auf jeden Fall sind die Franzosen inne geworden, daß man keine militärische Promenade nach Mailand oder Wien macht, sie haben die todesmuthige Tapferkeit, die standhafte Todesverachtung der Oesterreicher kennen lernen, damit dürfte denn auch das Vorurtheil verschwinden, nach welchem eine Armee wie diese, zusammengesetzt aus so verschiedenen Nationalitäten, keine energische Widerstandskraft besitzt.

Das Gefecht von Montebello hat darüber belehren können, denn die dort kämpfenden Schaaren haben fast sämmtliche Nationalitäten des Kaiserstaates repräsentirt. Die Jäger waren Oberösterreicher, Miguel-Infanterie: Ungarn, Roßbach: Galizier, Heß: Niederösterreicher, Karl: Mähren, Zobel: Serben, Culoz: Siebenbürger-Sachsen, Kumänen und Szekler, Haller-Husaren: Ungarn, aus Pesth und Stuhlweißenburg, Sizilen-Uhlanen, Krainer und Kroaten, wozu endlich noch das Liccaner Bataillon kommt.

Die österreichische Armee wird durch Ehre und Pflichtgefühl verbunden, durch den militärischen Geist ihrer Offiziere und diese sind allerdings zum größten Theil Deutsche.

Vier Monate Geschichte.

(Schluß.)

Dieser hartnäckigen Unnachgiebigkeit gegenüber mußte allerdings die Moniteurnote vom 5. den Friedensfreunden sehr angenehm klingen, da die Friedensflöte äußerst lieblich darin geblasen wurde. Der Kaiser hatte Sardinien nichts versprochen, als es vor einem österreichischen Angriff zu schützen, nichts mehr und nichts weniger; Oesterreich aber hatte jetzt öffentlich angelobt, Sardinien nicht anzugreifen. Alles was die Uebertreibungen der Presse hinzugefügt haben, sind Lügen, Einbildungen, Herausforderungen, Frankreich mache große Rüstungen, sagt man, aber der Friedensfuß für 1857 ist nicht überschritten worden. Eben so sind die Rüstungen in den Arsenalen nichts als Einbildung; es sei daher Zeit zu fragen, wann der absurde Lärm aufhören solle? Und sind die Worte, die Noten, die Thatsachen, um einen Krieg aus Leidenschaft oder Ruhmsucht hervorzurufen? Wer hat die Soldaten gesehen, die Kanonen gezählt? Unzweifelhaft wacht der Kaiser, über die verschiedenen Beweggründe zu Verwickelungen, welche sich am Horizonte zeigen können. Aber die Prüfung dieser Fragen ist auf diplomatischem Wege angebahnt und nichts berechtigt zu glauben, daß der Ausgang nicht günstig sein werde.

Diese Note brachte einen außerordentlichen Friedensjubel im ganzen

Europa hervor, der in Paris selbst so stark war, daß man die Kriegspartei für vollständig geschlagen hielt. Der Prinz Napoleon nahm seine Entlassung vom Ministerium der Kolonien, die Börsen triumphirten. An demselben Tage jedoch, am 8. März, setzte Herr Renée im Constitutionell, einer der vielangewandten vertrauten Journalisten des Kaisers, der Freude schon einen Dämpfer auf, indem er vor Mißverständnissen warnte. Der Moniteur-Artikel sei keine Friedensschwenkung, die Politik des Kaisers habe sich nicht geändert, sie sei niemals kriegerisch gewesen. Allein Oesterreich rege Deutschland auf, es predige einen Kreuzzug, wie im Jahre 1813, es behaupte die Unterjochung Italiens sei nothwendig für die Sicherheit des deutschen Bundes, in Wahrheit jedoch sei Deutschland in Italien gar nicht interessirt, sondern allein Oesterreichs Unterdrückungssystem.

In den nächsten Tagen begannen auch andere Journale, Oesterreichs hartnäckige Unterdrückungssucht auszumalen und Deutschland davor zu warnen, indem sie hervorhoben, daß Oesterreich so eben seine Reserven bei den italienischen Regimentern einziehe und daraus bewiesen, daß es ein Heer von 120,000 Mann in Italien auf den Beinen habe, was nicht darnach aussehe, als sollte die duldsame und ruhige Politik Frankreichs glücken.

Oesterreichische Divisionen würden gegen die sardinische Grenze vorgeschoben, in Verona und Mailand die schwere Artillerie vereinigt, in Pavia ein Belagerungspark zusammengezogen, der keine andere Verwendung, als gegen die festen Plätze Piemonts haben könne. Es sei daher ganz gerechtfertigt, wenn auch Sardinien seine Reserven einziehe, wozu es von Oesterreich genöthigt werde.

Diese Darstellungen vergaßen nur, daß Sardiniens Rüstungen und die Ansammlung von Freischaaren und Deserteuren Oesterreich zuerst gezwungen hatten, sich vorzusehen, und daß, trotz der kaiserlichen Abläugnung jeder französischen Rüstung, alle Welt wußte, daß 50,000 der besten Soldaten schon bei Lion bereit standen.

Was sollte und durfte Europa glauben und hoffen diesen dreisten Täuschungen gegenüber. Die Worte waren noch immer nur dazu da, um Lug

und Trug zu verbreiten, denn immer noch gab es ehrliche Seelen genug, die steif und fest behaupteten, es sei doch unmöglich, daß Jemand vor den Augen der Welt ein so frevelhaftes, nichtswürdiges Spiel treiben könne. Hatte man vergessen, daß diese Politik den Grundsatz erst ganz kürzlich proclamirt hatte, Recht sei alles, was sich ausführen lasse; oder dachte man nicht mehr daran, mit welchen furchtbaren Schwüren und Verwünschungen, die Gottes Fluch und ewige Verdammniß auf sein Haupt herabriefen, wenn er jemals von den reinen Grundsätzen der Demokratie und der Republik abfalle, um seine Hand nach einer Krone auszustrecken, derselbe Mann, als er in Boulogne gelandet, jene berüchtigte Proclamation an die Franzosen erließ? Hatte man den 2. December vergessen und alles was mit diesem zusammenhing, alles was nachfolgte?! — Der Eifer für den Frieden war jedoch so groß, daß allerdings nicht Wenige, die an nichts Weiteres dachten, als wie um jeden Preis der Krieg vermieden werden müsse, mit dem bittersten Unmuth den Stab über Oesterreich brachen, das von seinem Unterdrückungssystem auch jetzt nichts aufgeben wolle.

Vertheidigen mochten dies System gewiß nur die Priester und die Absolutisten, auch war es wohl zu beklagen, daß nichts im Innern geschah, was auf eine liberalere Wendung hoffen ließ. Im Gegentheil verkündigte der Kaiser, daß Oesterreich unverbrüchlich festhalten werde an seinen loyalen, wohlbegründeten Rechts- und Staatseinrichtungen und nebenher übte sich der kirchliche Fanatismus an einigen Versuchen, den Juden die christlichen Dienstboten, den Evangelischen die Häuser der katholischen Eigenthümer zu verschließen. Dafür wurde der aufopferndste Patriotismus gefordert und anbefohlen. In dieser üblen Lage hat das österreichische Volk sich bewunderungswürdig benommen. Es vergaß alles, was es bedrückte, alle seine Wünsche, alle seine nie erfüllten Hoffnungen. Es sah das Vaterland in Gefahr, den mächtigen, wohlbekannten Feind, bereit darüber herzufallen, verbunden mit einem Volke, das auf's Aeußerste Oesterreich hassend, diesen Haß mit Verachtung gepaart zurückgab, und mit freudiger Willigkeit stimmte es der Regierung bei, daß Alles gewagt werden müsse, für Oesterreichs Recht und Oesterreichs Ehre.

Mit diesem strengen Verhalten der österreichischen Regierung nach Innen, verband sich dieselbe Consequenz nach außen. Ohne das geringste Opfer bringen zu wollen, verlangte es von Deutschland, daß es sich für Oesterreich ins Feuer stürze, ohne Preußen die Hand entgegen zu strecken, ihm Anerbietungen zu machen, Vortheile und Zugeständnisse zu gewähren, vertraute es darauf, daß Preußen, gedrängt und getrieben von der österreichischen Majorität am Bundestage, dieser folgen müsse, es möge wollen oder nicht. Im Laufe des Februar schon wurden zwischen beiden Regierungen verschiedene Noten gewechselt, welche deutlich die Weigerung Preußens erkennen ließen, seine vermittelnde und abwartende Stellung und seine prinzipielle Wahrung „rein deutscher Interessen" aufzugeben. Die Mißstimmung vermehrte sich, die Augsb. Allg. Zeitung und andere österreichische Organe schrieen laut über Preußens Verrath an Deutschland, während in Preußen selbst das Volk mit Einstimmigkeit die bedächtige Haltung seiner Regierung gut hieß und das Geschrei sich erhob: Preußen sei kein österreichischer Vasallenstaat, es wolle und werde alles für Deutschland thun, nicht sich aber für Oesterreichs italienische Traktate schlagen, nicht für den Triumph des österreichischen Absolutismus und eben so wenig für Concordat und Pfaffenthum, für das Bündniß zwischen Kaiser und Papst.

Im Anfang März war die Zwistigkeit der beiden deutschen Mächte so weit gediehen, daß ein Bruch bevorstand, da Oesterreich jetzt auszuführen beabsichtigte, was seine Circularnote vom 5. Februar schon angedeutet, nämlich den Bund aufzufordern, auf Grund des Art. 47 der Bundesacte „die Kriegsbereitschaft" Deutschlands anzuordnen. Dringende Vorstellungen Preußens verhinderten es, doch erfolgte die Bewaffnung der Bundesfestungen, und das Verbot der Pferdeausfuhr am 7. März. Darauf folgte am 9. März die Mittheilung des Ministers von Schleinitz in den preußischen Kammern, welcher in ziemlich farbloser Ruhe Preußens Entschluß wiederholte, als europäische Macht eine bedeutungsschwere europäische Verwicklung lösen zu helfen, darüber jedoch niemals seinen deutschen Beruf zu vergessen.

In den preußischen Kammern wurde diese Erklärung mit Beifall gehört,

im übrigen Deutschland vermehrten sich die Angriffe gegen Preußen, in Oesterreich selbst brachte sie keine Wirkung auf die Politik hervor.

Die Unterhandlungen mit Lord Cowley nahmen am 10. März ihr Ende, der Lord war am 16ten wieder in Paris. Ausgerichtet hatte er wenig, da Oesterreich bei seiner Weigerung, an seinen Traktaten rütteln zu lassen, hartnäckig stehen blieb. Die Bemühungen des Unterhändlers, welche darauf hinausgingen, daß es zwischen Oesterreich und Frankreich zu Besprechungen kommen und eine Einigung über die schwebenden Streitfragen dadurch erfolgen möge, hatten daher geringe Aussichten, obwohl ein Eingehen darauf in Wien nicht völlig abgelehnt wurde. Die vollgültige Anerkennung der Wiener Verträge wurde jedoch im Voraus zur conditio, sine qua non gemacht, eben so bestimmt forderte Graf Buol Sardiniens Entwaffnung.

Diese Verträge und die Separatverträge Oesterreichs mit den italienischen Regierungen, standen eben sowohl an der Spitze des Zeitungsstreites, wie des Streites der Cabinette. Wir erwähnten schon, wie die Wiener Rechtsdeduktion nichts davon aufgeben wollte, und sie ihren Abschluß ebenso sehr als europäische Pflicht Oesterreichs zu beweisen suchte, wie die Behauptung festhielt, daß sie eine allgemeine, deutsche Sache seien, da sie den Gebiets- und Rechtsbestand der italienischen Staaten sicherten und als Vervollständigung der Verträge von 1815 betrachtet werden müßten.

In Frankreich wurde dieß natürlich am allerwenigsten anerkannt, und die Forderung mit Ungestüm erhoben, daß Oesterreich sich sofort aus dem Kaiserstaate und aus Piacenza auf sein eigenes Gebiet zurückziehen müsse. Es wurde in der französischen Presse ausgeschrieen, daß der Kaiser Napoleon bereit sei, sofort die Besatzung aus Rom abzurufen, ja daß der Befehl dazu schon erfolgt sei, was freilich hinterher sich ebensowohl als Irrthum erwies, wie daß der Cardinal Antonelli in Wien den Abzug der Oesterreicher aus Ancona Bologna und Ferrara gefordert habe. Graf Cavour ging in Turin in seinen Forderungen noch weiter, indem er behauptete, daß kein Souverain dergleichen Verträge abschließen dürfe, durch welche er seine Souverainetät aufgäbe und daß diese Verträge eben sowohl vernichtet, wie Oesterreich für alle Zeit daran

verhindert werden müsse, jemals wieder sein eigenes Gebiet zu verlassen und Italien mit seinen Heeren zu durchziehen. — Oesterreich antwortete darauf, daß es nirgends freiwillig gekommen, sondern stets gerufen worden sei, um Ordnung und Gesetz herzustellen, daß aber Verträge abzuschließen, mit wem es wolle, ein unbeschränktes Recht jedes Souverains sei.

Die beiden Verträge auf welche Frankreich und Sardinien ihr besonderes Augenmerk richteten, waren das Besatzungsrecht in Ferrara und Commacisio im Kirchenstaate. Dieses Recht war ihm jedoch durch Art. 103 der Wiener Schlußakte zugesprochen; ferner auch das Besatzungsrecht von Piacenza im Herzogthume Parma, was im Vertrage von Paris vom 10. Juli 1817 verbürgt wurde.

Diese beiden Verträge ohne Weiteres aufzugeben, weigerte sich Oesterreich mit allem Rechte. Daß es Piacenza zu einer mächtigen Festung umgeschaffen, zu einem Zwing-Uri für alle die kleinen Staaten, deren Regenten sich unter Oesterreichs Flügel flüchteten, sobald es unruhig würde, daß es für die Sicherheit dieser nahe befreundeten und verwandten Familien und für die Aufrechthaltung ihres absoluten Regiments bestmöglichst sorgte, weil sein eigenes Regiment in Italien dies erheischte, daß es endlich mit allen italienischen Staaten in Verträgen stand, welche dasselbe bezweckten, und sofort seine Schaaren in Bewegung setzte, sobald ein Hülfsruf erscholl; — alles dies waren unabweisbare Consequenzen des Metternich'schen Systems und des strengen Conservatismus in jener Manier, von welcher Oesterreich nach Abschließung des Concordats am wenigsten ablassen konnte.

Es ließ sich daher gut genug erkennen, daß Verhandlungen nichts fruchten würden. Oesterreich konnte die Verträge nicht aufgeben, ohne sein System aufzugeben und sobald es dies lockerte und löste, wankte der gesammte Kaiserstaat, der aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzt, nur durch die strengen Bande des centralisirten Herrscherwillens, als Ganzes bestand. — Was Englands und Preußens Eindringen aber bewirkt hatte, daß Oesterreich sich zu Verhandlungen mit Frankreich, unter den erwähnten beschränkenden Bedingungen herbei lassen wollte, genügte dem Kaiser Napoleon

jedenfalls eben so wenig. Er wußte am besten, daß der erste Versuch zur Verständigung scheitern würde, in seinen Plänen konnte an einer billigen und beiderseitigen Nachgiebigkeit überhaupt nichts gelegen sein. Zeit wollte er gewinnen, bis seine Saaten reiften, alle Vorbereitungen vollendet waren und dazu gab es ein viel besseres Mittel, es gab dafür einen Congreß der Großmächte.

Während der Ungewißheit und der widersprechenden Gerüchte, die Lord Cowleys Unterhandlungen begleiteten und nachfolgten, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, ein großmächtlicher Congreß sei im Anzuge. Am 20. März wurde es aus Berlin und Paris bestätigt, und wer war der glückliche Erfinder dieses neusten Friedensmittels? Kein anderer als Rußland, dasselbe russische Cabinet, das bisher in den Mantel des Schweigens eingehüllt, in der Ferne gestanden hatte.

Mit überraschender Schnelligkeit wurde die Zustimmung Englands und Preußens zu dem russischen Vorschlage bekannt, der wie ein Friedensengel plötzlich aus den Wolken zu fallen schien und abermals ging die Friedenssonne in aller Herrlichkeit auf, denn auch Louis Napoleon gab seinen Segen dazu. Er nahm den neuen Vorschlag mit Bereitwilligkeit auf, weil damit die wenig behaglichen Bemühungen Lord Cowley's beendet wurden. Aber noch ehe es dazu kam, fanden einige Vorgänge statt, die in Deutschland und Oesterreich die Erbitterung steigerten. — Am 15. März enthielt der Moniteur eine Zurechtweisung Deutschlands, welche aus einer Mischung von Drohungen, Warnungen und Betheuerungen bestand, womit Deutschland im Schulmeistertone aufgefordert wurde, sich ruhig, anständig und vertrauensvoll zu benehmen, da der Kaiser wohl im europäischen Interesse die beunruhigende Lage Italiens lösen wolle, aber nicht an den Rhein denke, und von Deutschland so viel Gerechtigkeit erwarten dürfe, wie er Sympathieen für dessen Nationalität habe. Da bald nicht daran zu zweifeln war, daß diese seltsame und anmaßliche Production aus der Kaiserlichen Feder hervorgegangen, erregte sie um so mehr, den Schrei des Unwillens und des Hohngelächters. Der Schluß des merkwürdigen Aktenstückes warnte Deutschland vor der Gefahr, das National-

gefühl Frankreichs zu beleidigen, denn „das französische Volk besitzt ein reizbares Ehrgefühl und zu gleicher Zeit eine Mäßigung seiner Kraft. Wenn man es durch Drohung aufregt, so vermag man es durch Persönlichkeit zu beruhigen." Damit fast gleichzeitig erließ Graf Cavour eine im völlig revolutionären Tone gehaltene Depesche an den Marquis d'Azeglio vom 17. März, in welcher Oesterreichs Politik in Italien in heftigster Weise zergliedert und unverträglich mit dem ferneren Fortbestehen der italienischen Staaten genannt wurde. Es wurde Nothwendigkeit genannt, daß Oesterreich aufgeben müsse, was nicht innerhalb seiner Grenzen liege, und zunächst auf die Besatzung Piacenza's hingewiesen, welche als gewaltsam angemaßt und unzuläßig dargestellt wurde.

Die Nachricht von dem nahenden Congresse machte in Turin wie in Italien überhaupt einen tiefbestürzenden Eindruck. In Piemont sammelten sich seit zwei Monaten die Freischaaren aus der Jugend Italiens. Die Armee mit den eingezogenen Reserven betrug gegen 60,000 Mann, im Ganzen waren mehr als 80,000 zu ernähren, und hierzu, wie zu den Kriegsvorbereitungen überhaupt alle Mittel auf's äußerste angespannt. Kam es jetzt zum Congresse und damit zur Ausgleichung, zwischen Frankreich und Oesterreich zum Frieden, so stand der Staatsbankerott in Sardinien von der Thüre und mit ihm die Revolution, denn wohin sollte man mit den 20,000 Freiwilligen österreichischen Deserteuren und den revolutionären Elementen, die sich unter Garibaldi's Fahnen gesammelt hatten?

Der Sturm war heraufbeschworen und kein Hexenmeister vorhanden, der das richtige Wort sprechen konnte, um ihn zu sänftigen; wenn aber, wie verlautete, Oesterreich darauf bestand, daß Sardinien sofort entwaffnen und daß es bei diesem Congresse nicht zugelassen werde, dann waren sicherlich Schmach und Schande groß genug.

Die Wiener Zeitungen waren empört über diese Note Cavour's. Ein allgemeiner Durst nach Sardiniens Demüthigung füllte alle Gemüther vom Palast herunter. Sardinien nicht zum Congresse zuzulassen, erschien als Ehren- und Nationalsache und „keine Entwaffnung, kein Congreß!" erscholl es

überall. Fortgesetzt gingen dabei starke Truppenzüge nach Italien, eben so wenig aber hörte man, daß in Frankreich die Rüstungen stille standen, es wurde in öffentlichen Blättern aus beglaubigten Quellen versichert, daß der Kaiser Napoleon bis zum 1. Juni 600,000 Mann schlagfertig haben werde.

Der russische Vorschlag sollte nun alles zum Besten leiten, allein wie bestechend er im ersten Augenblicke aussah, und wie begierig die rathlosen Vermittler, England und Preußen, darnach griffen, so wurde man doch bald inne, welch ein Danaergeschenk Rußland den Diplomaten damit gemacht hatte. Gleich nachdem es bekannt geworden, daß der Vorschlag von Rußland komme, ließen sich warnende Stimmen aus Paris vernehmen, sicher darauf zu rechnen, daß aus Petersburg nichts kommen könne, was nicht Frankreich günstig und genehm sei und zu den Kaiserlichen Plänen stimme. Bald auch wurde der Verdacht reger, daß dieser Vorschlag nur darauf angelegt sei, Lord Cowley's und Englands unbequeme Zumuthungen für immer los zu werden, und schon am 14. April gestand Malmesbury vor dem Parlamente ein, daß, wenn Rußland nicht dazwischen gekommen wäre, Englands Vermittelung es dahin gebracht haben würde, daß die beiden Mächte allein unterhandelt hätten, während jetzt natürlicher Weise, weit größere Schwierigkeiten auftauchten und sämmtliche Großmächte unter den Augen Europa's eine förmliche und verwickelte Vermittelung unternehmen sollten.

Es war in England längst nicht mehr die Rede davon, den ersten, der Streit beginne, zu Boden zu schlagen. Die Whigpartei predigte aus allen Lungen Neutralität und hetzte die öffentliche Meinung gegen das österreichischgesinnte Toryministerium. Palmerston rechtfertigte Rußland und pries die edle Hochherzigkeit seines Gönners Napoleon. Er verband sich mit Lord John Russel, beide heißhungrig nach Erlangung der Macht, die Torys von den Ministersitzen zu werfen und die ungenügende, fehlerhafte Reformbill gab den erwünschten Anlaß, den Ministern die nöthige Niederlage beizubringen, worauf diese das Parlament auflösten.

Wie richtig es jedoch war, daß hinter dem russischen Vorschlage sich mancherlei Hintergedanken versteckten, wurde mit jedem Tage klarer. Zuerst

war kein Zweifel, der Congreß war so gut wie fertig; es handelte sich nur um die Ortsbestimmung, wo er gehalten werden sollte, selbst der Tag war schon angesetzt, am 30. April sollte er losgehen. Oesterreich zögerte zwar noch, allein die Vermittler drangen derartig auf Annahme, daß man voraus sah, es würde sich bequemen müssen, wenn es nicht isolirt werden und vor der ganzen Welt als Friedensstörer erklärt werden wollte.

Und hierin bestand die Klippe und die Falle, welche die Napoleonische Politik jetzt fortgesetzt aufstellte und vor sich her schob, um Oesterreich daran scheitern zu machen, oder es zu fangen. Es gab keinen bestimmten Grund zum Kriege, dieser mußte erst gefunden werden, Oesterreich mußte dahin gebracht werden, Geduld und Hoffnung zu verlieren. Es mußte sein Ingrimm aufgestachelt werden, es mußte sich zu heftigen Schritten hinreißen lassen, wo möglich selbst den Krieg beginnen.

Oesterreich war zu ungeheuren, fortgesetzt wachsenden Ausgaben gedrängt worden; seine Finanzen waren zerrüttet, seine Bemühungen, eine neue Anleihe von 6 Millionen Pfd. Sterling in London zu machen, scheiterten; es konnte vorhersehen, daß, wenn dies noch einige Monate so fort ging, seine Mittel sich aufgezehrt hatten, noch ehe ein Krieg begann, und daß, wenn dieser endlich kam, seine Kräfte dann gelähmt und erschöpft sein würden. Daß aber der Krieg ausbrechen werde, obwohl kein Grund dazu vorhanden, das war und blieb doch die Ueberzeugung der Leute, die in allem was geschah, nur die heuchlerische Absicht erkannten, die Unterhandlungen so lange hinzuziehen, bis alles bereit sei.

Das nächste war, zu verlangen, daß Sardinien auf jeden Fall an dem Congresse Theil nehmen müsse und damit einen neuen Zankapfel hinzuwerfen; das andere, den Grafen Cavour nach Paris zu berufen, angeblich um Sardinien zur Entwaffnung geneigt zu machen und ihm aus dem Sinne zu reden, bei den Großmächten sitzen zu wollen, in Wahrheit aber, um abzureden, wie man sich in Turin zu verhalten habe, guten Muth einzusprechen, gegebene Versprechen zu bekräftigen. Und was hatten Victor Emanuel und sein Minister zu besorgen, da sie das Schutz- und Trutzbündniß, wie sich

später erwies, trotz aller Abläugnung und Verdammniß der Verläumdung, längst in der Tasche hatten.

Am 22. März, ehe er nach Paris abfuhr, erließ Graf Cavour noch eine Circularnote, welche aufs allerbestimmteste Sardiniens Recht behauptete, an dem Congresse Theil zu nehmen, sich auf des Landes Verdienste, auf dessen Opfer im orientalischen Kriege berief, auch daß Oesterreich unmöglich allein auf dem Congreß das Wort führen könne, während Sardinien, das vor Europa als Ankläger Oesterreichs aufgetreten, beseitigt bleibe. Wolle man jetzt die Gelegenheit, das Loos Italiens zu verbessern, vorübergehen, Oesterreich ferner gewähren lassen, und den status quo aufrecht erhalten, so falle die Verantwortlichkeit für kommende Ereignisse ausschließlich auf die Großmächte, nicht aber auf Piemont.

Nach dieser Ergießung fuhr Graf Cavour nach Paris, wo mit ihm die Wiener Note vom 23. März eintraf, in welcher Graf Buol den Congreßvorschlag Rußlands annahm, dabei aber Sardinien und dessen Politik wiederholt als den allein schuldigen Theil erklärte, weshalb Italien nicht zur Ruhe kommen könne. Diese gefährliche Politik abzustellen, betrachte Oesterreich als die einzige wesentliche Aufgabe des Congresses. Sollten andere Punkte zur Verhandlung kommen, so müßten sie vorher erst genau präzisirt werden; im Uebrigen müsse Oesterreich darauf bestehen, daß bei dem Congreß nach den Normen des Aachener Protokolls vom 15. November 1818 verfahren werde. Von der harten Forderung, daß Sardinien sofort entwaffnen müsse, war durch Englands Widerspruch nicht mehr die Rede, wogegen die französische Presse die Miene annahm, als sei die Ausschließung Sardiniens vom Congreß jetzt eine ausgemachte Sache, was andererseits wieder die Folge hatte, daß die österreichische Presse die großmüthige Neigung des Kaisers Franz Joseph pries, wenn derselbe sich herbeilassen würde, die Separatverträge Oesterreichs mit den italienischen Fürsten einer Revision zu unterwerfen.

So standen die Sachen, als Graf Cavour in Paris anlangte, wo er sofort Gegenstand der allgemeinen Beobachtungen wurde. Er sah sich auf's Zuvorkommendste empfangen. Der Kaiser speiste mit ihm, die Kaiserin fuhr mit ihm spazieren, er erschien in den vertrautesten Hofkreisen, doch selbst in

diesen flüsterte man sich zu, daß diesmal doch alle Bemühungen des sanguinischen, dicken, kleinen Grafen vergebens sein würden, da der Kaiser entschlossen sei, Sardinien fallen zu lassen. Ohne Zweifel glaubte dies selbst Graf Walewski, der mit dem Minister Fould fortgesetzt für den Frieden arbeitete und diesmal gesiegt zu haben meinte. Allein Graf Cavour machte sich gar nichts aus der Kälte, die ihm in den Kreisen dieser Friedensmänner entgegen kam und eben so wenig aus den lauernden, spöttischen Blicken der Höflinge. Er war lustig und guter Dinge, denn er hatte die besten Zusagen. Er sah, wie man in London, Paris und Petersburg sich schon nicht über den Congreßort einigen konnte; er wußte, was England und Preußen in Wien für Noth gehabt, um die vier von England entworfenen Präliminarpunkte zur Annahme zu bringen, er wußte es endlich im Voraus, daß aus diesem ganzen Congresse nichts werden würde, daß er nur das Mittel sein solle und sein könne, um möglichst Zeit zu gewinnen und daß der Kaiser Napoleon nicht ermangeln werde, die nöthigen Einwürfe und Hindernisse in den Weg zu werfen, bis endlich sein Ziel erreicht, der Kriegsgrund gefunden sei und auf Oesterreich die Schuld des Bruches und des Angriffs falle.

Zunächst jedoch, um England und Preußen zu beweisen, wie Frankreich ihre Bestrebungen schätze und sich zu mäßigen wisse, hatte der Kaiser sofort die vier Punkte acceptirt; vielleicht in der geheimen Erwartung, dies werde in Wien nicht glücken und daß er alsdann mit um so lebhafterem Bedauern diese Hartnäckigkeit beklagen könne, da Sardinien sich auf seinen Rath willig gezeigt, von der Theilnahme am Congreß abzustehen. Diese Voraussetzung erfüllte sich jedoch nicht, denn am 31. März nahm Graf Buol die vier Punkte ebenfalls an, obwohl nicht pleine et pure, sondern von Commentaren begleitet und durch einen fünften Punkt vermehrt, der ganz herrlich dazu paßte, um alle weiteren Congreß- und Friedensvermittlungen daran zum Stolpern und Fallen zu bringen.

Die Punkte, welche Grundlagen für die Congreßverhandlungen sein sollten, lauteten wie folgt. (Was nicht mit gesperrter Schrift gedruckt ist, hatte Graf Buol dem englischen Texte erläuternd beigefügt.)

1) Mittel, die Aufrechthaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Sardinien zu sichern. — Der Congreß wird die Mittel prüfen, Sardinien zur Erfüllung seiner internationalen Pflichten zurückzuführen und er wird sich mit den Maßregeln beschäftigen, welche die Wiederkehr der gegenwärtigen Verwicklungen verhüten können.

2) Räumung der römischen Staaten von den fremden Occupationstruppen und Erwägung der Reformen in den italienischen Staaten. — Man wird die Frage der Räumung der päpstlichen Staaten diskutiren können. Der Congreß wird den drei direkt betheiligten Mächten die Details der Ausführung überlassen. Man wird die Frage der Verwaltungsformen berathen können, um sich über die zu ertheilenden Rathschläge zu verständigen; aber ihre definitive Annahme bleibt an die Entscheidungen der direkt betheiligten Staaten gebunden.

3) Eine Kombination, welche die Specialverträge zwischen Oesterreich und den italienischen Staaten zu ersetzen hat. — Die Gültigkeit unserer Verträge würde keiner Discussion unterzogen werden können, aber wenn alle auf dem Congreß vertretenen Mächte unter sich überein kommen, ihre politischen Verträge mit den italienischen Staaten vorzulegen, so wird Oesterreich sich dazu ebenfalls herbeilassen. Es wird sich mit den betheiligten Staaten verständigen, um ihre gemeinsamen Verträge dem Congresse vorlegen zu können und zu prüfen, in welchem Maße ihre Revision für nützlich anerkannt werden mag.

4) Die Territorialverhältnisse oder die Verträge von 1815 werden nicht berührt werden. — Wir sind vollkommen einverstanden, daß weder die bestehenden Territorialverhältnisse, noch die Verträge von 1815, noch diejenigen berührt werden, welche in Ausführung dieser Akte geschlossen sind.

5) (Oesterreichischer Zusatzpunkt.) Verständigung über gleichzeitige Entwaffnung der großen Mächte.

Mit diesen 5 Punkten und der Gewißheit, daß Oesterreich zwar in den Congreß willige, sich aber nach allen Seiten hin vor jedem Zugeständniß ver-

wahrt habe, mit der Gewißheit auch, daß alles sich zerschlagen und nichts übrig bleiben werde, als das Schwert, reiste Graf Cavour nach Turin zurück.

Er wurde auf dem Bahnhofe von einer erhitzten, aufgeregten Menge empfangen und seine Rede empfahl Besonnenheit und Ruhe; aber sie lautete so wenig niedergeschlagen, so zuversichtlich auf die Zukunft vertrauend und darauf verweisend, daß eine enthusiastische Scene erfolgte, da jedermann erkennen konnte, der Minister kehre mit erneuten, festen Versprechungen zurück und — Tod den Oesterreichern!

Der Congreß wurde jetzt der Sammelpunkt aller Hoffnungen der friedensbedürftigen Völker, doch während man sich daran mit jener Zuversichtlichkeit festklammerte, welche aus angstvoller Besorgniß entspringt, lauteten die Bedenken der Einsichtigeren, schon nach den ersten Tagen bedrohlicher als je.

Oesterreich war bei dem Verlangen stehen geblieben, daß Sardinien entwaffnen müsse, und daß es keinen Theil haben solle an dem Congreß. — Was diesen letzten Punkt betraf, so wurde in Paris der Gegenvorschlag gemacht, alle italienischen Staaten zuzulassen und man verknüpfte damit den schon viel ventilirten Plan, die künftige Freiheit Italiens durch ein Förderativbündniß Italiens zu sichern. Wie trügerisch ungewiß es jedoch mit beiden Vorschlägen aussah, bewies, daß aus Rom als gewiß gemeldet wurde, der Papst werde weder einen Kongreß beschicken, noch an einem solchen Bündniß Theil nehmen. Hinsichtlich der ersten österreichischen Forderung erklärte Frankreich dagegen, daß es ihm ganz unmöglich sei, dem Könige Victor Emanuel eine alleinige Entwaffnung anzumuthen, denn dieser werde nicht darauf eingehen.

Ein beiderseitiges Zurückziehen der Armeen auf vier Meilen von der Grenze, das dafür in Anregung gebracht wurde, erhielt in Wien keine Billigung, wo mit wachsender Leidenschaft der Minister Cavour und Sardiniens Politik verdammt wurde, was der Pariser Presse nicht weniger Anlaß zu erbitterten Darstellungen der sogenannten österreichischen Tyrannei in Italien gab. In Brochuren sowohl, wie in Zeitungsartikeln trat mit Heftigkeit die Absicht ganz ungeschminkt und offen hervor, Oesterreich müsse aus Italien

verjagt werden, wenn Italien Freiheit und Frieden haben solle; keine Congresse werden dies finden, der Krieg aber könne und werde kein anderes Ziel finden.

Die französische Regierung, obwohl sie mit einem Fingeraufheben ihre unterwürfige Presse zum Schweigen bringen konnte, that nichts dagegen; vielmehr wurden unter ihren Augen und unzweifelhaft unter ihrer Zustimmung, den von Oesterreich interpretirten, englischen Friedenspunkten, fünf andere entgegengestellt und öffentlich verhandelt, was in Wien die Aufregung und den allgemein verbreiteten Glauben steigern mußte, daß der Kaiser Napoleon den Krieg wolle und fest beschlossen habe, und daß alle diese nutzlosen Unterhandlungen nur dazu dienen sollten, seine Rüstungen zu vollenden, was bis Juni geschehen sein werde.

Diese fünf Punkte lauteten:

1. Die souveraine Unabhängigkeit der italienischen Staaten, außerhalb der Oesterreich durch die Verträge gesicherten Provinzen, wird von neuem proklamirt und unter gemeinschaftliche Garantie aller Unterzeichner des zukünftigen Vertrages gestellt werden. Diese Staaten werden auf ewige Zeiten für neutral und unverletzlich erklärt und jede Verletzung ihrer Sicherheit und territorialen Unabhängigkeit wird als eine Frage erklärt werden, welche das allgemeine europäische Interesse berührt. Dagegen sind sie, um der gerechten Reciprocität willen, ihrerseits gehalten, ihre Neutralität sowohl unter sich, wie anderen Staaten gegenüber, zu achten und nichts gegen deren innere und äußere Ruhe zu unternehmen.

2. Die bisherigen Sonderverträge, welche zwischen italienischen Staaten und auswärtigen Mächten zeither abgeschlossen, werden revidirt und reformirt werden, wenn sich dies als nöthig erweist, gemäß den Prinzipien der vorangegangenen Vorschläge.

3. Man wird untersuchen, ob die durch die Akte vom 15. Juni 1815 und den Vertrag vom 10. Juni 1817 Oesterreich überwiesenen Besatzungsrechte in den Städten Ferrara, Comacchio und Piacenza vereinbar sind, mit der vollen Unabhängigkeit der italienischen Staaten und ob diese Rechte nicht, genügend für Oesterreich, durch Adoption der Prinzipien der

Neutralität und der auf diese Staaten angewandten Kollektivgarantie geschützt sind. In jedem Falle werden die zwischen den italienischen Staaten und Oesterreich festgestellten Ausübungs-Reglements revidirt und auf die genauen Bestimmungen der Verträge zurückgeführt werden.

4. Da die Sicherheit der Regierungen und die Wohlfahrt der Völker von der Uebereinstimmung zwischen ihren Institutionen und ihren Wünschen, Bedürfnissen und Erwartungen abhängt, so werden die souverainen Fürsten aufgefordert werden, die politischen und administrativen Gesetze, welche in ihren Staaten gelten, zu revidiren. Diese Revision wird von ihnen vollständig frei, in der vollen Unabhängigkeit ihrer Souverainetät vollzogen werden, wobei sie die Wünsche ihrer Völker zu Rathe zu ziehen haben. Es versteht sich, daß in keinem Falle die Mächte sich einzeln oder collektiv, weder in die Beziehungen der italienischen Regierungen zu ihren Unterthanen, noch in die Verwaltung ihrer Staaten einmischen.

5. Die Mächte behalten sich das Recht vor, im Laufe ihrer Verhandlungen und im Interesse ihres Zieles, noch andere Vorschläge den vier vorstehenden Propositionen beizufügen.

Wenn dies das Programm der französischen Regierung für die Grundlagen des Congresses war, wie man wohl annehmen durfte, so standen sie meist hier diametral den österreichischen Bedingungen entgegen. Alles war dadurch gefährdet und angetastet und da Oesterreich im Voraus erklärt hatte, daß jede Berührung der Verträge von 1815 ein sofortiges Abbrechen der Unterhandlungen zur Folge haben mußte, so hatte man keine Aussicht, dieselben auch nur anzufangen.

Die nächste Folge des schnell verfinsterten Horizonts war, daß 50,000 Mann von Wien nach Italien geschickt wurden. Eine große Zahl militärischer Beförderungen fügte sich hinzu, alle Festungen wurden gerüstet, zugleich wurde die Zusammenziehung eines anderen Heeres von 60,000 Mann befohlen, in Böhmen sollten sich 70,000 sammeln.

Währenddessen hielt der Kaiser Napoleon eine große Heerschau bei Paris, und Gerüchte verkündigten seine nahe Abreise nach Lyon, um die dortige Armee zu besichtigen. Ueberdieß drängten sich die Nachrichten aus

Marseille und den Häfen des Mittelmeeres über die Anhäufung von Schiffen, Kriegsmaterial und Soldaten, welche jeden Augenblick den Befehl zur Einschiffung erwarteten. Die Gefahr erschien so dringend nahe, daß in Berlin am 10. das Gerücht über Abbruch der Unterhandlungen und erfolgten Kriegserklärung allgemein verbreitet war.

Dies Gerücht bestätigte sich jedoch nicht, denn das Tory-Kabinet wandte in Verbindung mit Preußen allen seinen Einfluß in Wien an, um den Bruch abzuwenden. In England selbst hielt es sich nur mit Mühe noch dadurch aufrecht, daß es nach seiner Niederlage in der Reformbill statt abzutreten, das Unterhaus aufzulösen beschloß: vor der öffentlichen Meinung aber, welche sich auf's Entschiedenste für Neutralität erklärte, konnte es sich nur durch offenes Bekenntniß zu demselben Princip schützen. Dennoch wurden Lord Derby und seine Collegen mit Vorwürfen über ihre geheimen, österreichischen Sympathien überschüttet und wenigstens war daran so viel richtig, daß die Napoleonischen Pläne keine Zärtlichkeit bei dieser Toryregierung fanden und daß Oesterreich, wenn es den Whigs gelang mit ihren Führern, Palmerston und Russel, die Staatsleitung in ihre Gewalt zu bekommen, nicht die geringsten ermunternden Freundschaftsdienste ferner zu erwarten hatte.

So mußte nicht allein Oesterreich, sondern auch Deutschland mit ihm dringend wünschen, daß die Torys am Ruder blieben, denn wenigstens war von diesen keine Begünstigung Napoleons und seines Schützlings, im äußersten Falle aber eine ehrliche Neutralität zu erwarten; anderseits auch dauerten die eifrigen Bemühungen ununterbrochen fort, um sowohl in Paris wie in Wien Versöhnlichkeit und Einigung zu predigen.

In Paris wurde dies Bestreben mit den schönsten Betheuerungen beantwortet, daß man nichts so sehnlich wünsche, als den Frieden zu erhalten und alle Schlauheit wurde an den Beweis gesetzt, daß, wenn man zum Kriege gelange, Oesterreich allein durch seine unannehmbaren Forderungen die Schuld trage.

Dies gab den vermittelnden Mächten Anlaß, in Wien ihren vereinten Druck anzuwenden, um das österreichische Kabinet von der Entwaffnungs-

forderung für Sardinien zurückzubringen, und man konnte dies um so eindringlicher thun, da Rußland plötzlich mit dem kecken Vorschlage hervortrat, wenn Oesterreich bei seinem unstatthaften Begehren verharre, es zunächst von dem Congresse auszuschließen, den europäischen Areopagus ohne die widerstrebende Großmacht zu bilden, diese dann aber nachträglich zum Eintritt aufzufordern. Ein so unerhörtes Verlangen mußte in London und Berlin erschrecken; selbst Napoleon schien den Kopf zu schütteln, denn die französische Presse durfte sich nicht mit diesem Gegenstand befassen; zugleich war es dem Journal des debats erlaubt, gegen den italienischen Krieg sich in scharfen Artikeln zu äußern und die Verständigung mit Oesterreich zu empfehlen.

In dem Augenblicke nun, wo man in Wien gewiß die Wahrheit der wiederholten, aber schlecht beherzigten Warnungen empfand, daß Oesterreich von Rußland mehr noch als von Frankreich zu fürchten habe, wurde von Petersburg aus abermals ein neuer Vorschlag gemacht, der über London plötzlich in Wien und gleichzeitig in Paris auftauchte. Statt der alleinigen Entwaffnung Sardiniens wurde eine gleichzeitige Entwaffnung aller Betheiligten von Oesterreich vorgeschlagen und mit überraschender Schnelle in Paris, London, Petersburg und Berlin angenommen.

Am 10. April noch enthielt der Moniteur eine neue Note an die Deutschen, welche in gnädiger Weise das kaiserliche Vergnügen kund gab, wie der „aufgeklärte und vernünftige Theil Deutschlands" zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß zu Mißtrauen und Aufregung gegen Frankreich keine wirkliche Veranlassung vorhanden wäre.

Um die französische Regierung zu verdächtigen, habe man sie verantwortlich gemacht, was Schriftsteller gegen die Unabhängigkeit des deutschen Bundes äußerten, obwohl diese Personen, welche gesetzlich berechtigt, ihre Meinung frei zu sagen, auch allein die Verantwortlichkeit dafür zu tragen hätten. Ihre Ausstreuungen klangen den Deutschen wie Drohungen und, auf böswillige Weise ausgelegt, haben sie vielleicht sogar beklagenswerthen Irrthümern über die Absicht des Kaisers Eingang verschafft.

„Die französische Regierung aber hat nichts zu verbergen, denn wenn

man nur die Gerechtigkeit will, scheut man das Licht nicht. Frankreich kann in Deutschland nicht angreifen, was es in Italien retten möchte. Seine Politik, welche allen Ehrgeiz der Eroberung von sich weist, verfolgt nur die von dem Völkerrechte, vom Glücke der Völker und von Europa's Interesse geförderten Genugthuungen und Bürgschaften. In Deutschland wie in Italien will es, daß die durch Verträge anerkannten Nationalitäten sich behaupten und sogar verstärken können, weil es sie als eine der wesentlichen Grundlagen der europäischen Ordnung betrachtet."

Nachdem die Moniteurnote dann aufgezählt, welcher Widersinn es sei, Frankreich als der deutschen Nationalität feindlich darzustellen und Spanien, Neapel und Italien zum Zeugniß anzurufen, dabei auch auf die Neufchateller Frage und auf den deutsch-dänischen Streit gewiesen, mit welcher Mäßigung und Versöhnlichkeit Frankreich überall für Ruhe und Ordnung gesorgt, sagte sie zum Schluß: „Frankreichs Politik kann nicht zweierlei Gewichte und zweierlei Maße haben: sie wägt mit derselben Billigkeit die Interessen aller Völker. Was sie in Italien geachtet wissen will, das weiß sie auch in Deutschland zu achten. Nicht wir würden durch das Beispiel eines nationalen Deutschlands bedroht sein, welches seine Bundesorganisation mit einheitlichen Tendenzen in Einklang brächte, deren Princip bereits in der großen Handelseinigung des Zollvereins niedergelegt wurde. Alles, was in den Nachbarländern, die durch Handel, Industrie und Fortschritt geschaffenen Beziehungen entwickelt, gereicht der Civilisation zum Vortheil und alles, was die Civilisation vergrößert, dient zu Frankreichs Erhebung."

Diese pomphafte Note machte in Deutschland zwar nicht den Eindruck jener ersten, welche drohend die Ruthe emporhielt, aber sie schärfte das Mißtrauen gegen diesen Kaiser, der ohne jede Berechtigung sich unterfing, Deutschland mit gnädigem Handwinken zu versichern, daß es anfange, vernünftiger zu werden, und welcher dabei nicht allein noch mehr Vernunft und Vertrauen begehrte, sondern auch mit den phrasenhaftesten Declamationen sich als den Messias der Civilisation verherrlichte, der den Völkern Segen, Ruhe und

Ordnung bringe; als ob die Menschen schon vergessen hätten, durch welche Mittel er zur Macht gelangte, als ob Frankreich denn so segensvoll beschenkt sei, und als ob die Deutschen wirklich so kindisch leichtgläubig sein könnten, dem Manne zu glauben, der mit seinen Betheuerungen und Schwüren ein so furchtbares Spiel getrieben hatte.

Beleidigend war die Note um so mehr, da sie auch den Deutschen denselben Napoleonischen Beistand verhieß, wie Italienern und Rumänen, wenn sie ihre nationale Einheit herstellen wollten, und man erkannte nicht mit Unrecht darin eine Aufforderung und die Absicht, sowohl Preußen von Oesterreich zu trennen, wie überhaupt Deutschland gegen die Bundesorganisation aufzureizen und darauf hinzuweisen, daß Oesterreich der Hort des Absolutismus und die Stütze der Uneinigkeit in Deutschland sei.

Diese Uneinigkeit hatte während der letzten Monate allerdings fortgesetzt zugenommen, und Preußen mit dem größeren Theile Norddeutschlands, den süddeutschen Staaten und deren Volke, wie den meisten kleineren Höfen gegenüber gestellt. An allen diesen Höfen gab es eine starke, österreichische Partei; das brüderliche, bedrohte Oesterreich fand auch im Volke die wärmste Theilnahme. In den katholischen Staaten kamen die religiösen Sympathien dazu, welche von eifrigen Priestern geschürt wurden, ein vielleicht noch stärkeres Band aber wurde durch die finanziellen Interessen geschlungen, denn ein bedeutender Theil der österreichischen Staatspapiere befand sich in den Händen der Kapitalisten aller deutschen Staaten.

Gleichzeitig wirkte in den süddeutschen Staaten die Furcht vor den Klauen Napoleons und die Erinnerungen an alte Leiden und großes Unglück, das zum Anfange dieses Jahrhunderts über Deutschland gekommen, weil dies uneinig war, deutsche Fürsten sich mit dem alten Napoleon gegen Deutsche verbanden. Endlich gab es auch eine große Zahl der besten und edelsten Patrioten, welche in dieser Besorgniß und um Deutschlands Einheit und Zukunft Oesterreich auf jeden Fall, sofort und mit aller Macht unterstützen wollten, damit es nicht allein gelassen, besiegt und in Stücke gerissen, für Deutschland auf immer verloren gehe, und statt dieser Schutzmauer im

Süden, das deutsche Land von Feinden sich begrenzt sehen würde; schlimmeres nicht zu gedenken.

Preußen dagegen hatte von Anfang an eine vermittelnde Stellung eingenommen und danach seine Politik geregelt. Statt des früheren russischen Einflusses in Berlin, war der Einfluß Englands mächtiger geworden, und während Rußland sich schweigsam verhielt und es gewähren ließ, da es bald einsah, daß es die neue Regierung nicht zu sich hinziehen könne, bedurfte England keiner Anstrengung, um das Kabinet in Berlin für die gemeinsame Vermittelung zu gewinnen.

Je erfolgloser diese sich erwies, und je deutlicher die Kriegsgefahr wurde, um so stärker wurde der Schrei des Unwillens in Süddeutschland gegen Preußen. Leider that man das Verkehrteste, was geschehen konnte, um Preußen zur Wendung seiner Politik zu bringen. Bei dem Beginn der Händel schrie man mit Ungestüm nach Preußen, das Oesterreich mit ganzer Macht schirmen müsse, und während Oesterreich selbst, nachdem selten gehörtes lobpreisendes Zureden nichts fruchten wollte, in Noten und Ermunterungen an die Kleinstaaten sich wandte, deren Anhänglichkeit und Eifer es herausstach und auf die zu erwartende Bundeshülfe nach Artikel 42 und 47 der Bundesakte hindeutete, bekam Preußen von mehreren dieser Noten keine Mittheilung. Statt dem mächtigen Nebenbuhler die Hand zu bieten, ihm Zugeständnisse zu machen, welche er erwarten durfte, Versprechungen zu leisten, welche die gefährlichen Dienste vergalten, welche man forderte, und so das Bündniß durch gegenseitige Vortheile zu ermöglichen, verlangte man Opfer ohne jeden Lohn; ohne jede Aussicht auf Vergeltung, als Recht und Pflicht, denen Preußen sich nicht entziehen könne. Diesem Fehler folgte ein anderer, damit verbundener, dicht hinterher, daß nämlich die österreichisch gesinnten, mittelstaatlichen Organe mit wahrhaft ungezügelter Wuth über Preußen herfielen, es verdächtigten, beleidigten und mit Hohn erklärten, daß Preußen gezwungen werden müsse, sich dem Willen Oesterreichs und der Kleinstaaten zu unterwerfen; daß man Preußen in diesen Krieg auch gegen seinen Willen „hineinziehen“ werde, und daß das Haus Habsburg Gehorsam zu fordern habe.

Die Augsburger Zeitung besonders leistete in dieser Beziehung das Erstaunlichste, um Preußen und die gesammten deutschen Staaten als österreichische Vasallenstaaten zu proklamiren, und diese Nichtachtung Preußens trat so übermüthig schonungslos auf, als brauche man mit diesem renitenten Bundesgliede so wenige Umstände zu machen, als mit Liechtenstein oder Hessen-Homburg.

Man schien gänzlich vergessen zu haben, daß Preußen eine Großmacht, bewohnt von 18 Millionen Menschen, sei; der größte und stärkste Bundesstaat, während Oesterreich mit nur halb so vielen deutschen Einwohnern zum Bunde gehört.

Unklugeres konnte es nicht geben, als Preußen, statt es zu überzeugen, zu kränken und zu beleidigen, da man nicht die geringsten Mittel besaß, um es zu zwingen, sich dem mittelstaatlichen Willen zu beugen. Aber man vergaß auch obenein, daß es ein preußisches Volk giebt, und daß dies ehrgeizig und stolz auf Namen und Ansehn, solchen Hohn auf's bitterste empfinden mußte. Die Zurufe, daß Preußen um nichts besser sei, als jedes andere Bundesländchen, daß der preußische Uebermuth gebeugt werden müsse, Hannover ebensowohl an der Spitze Deutschlands stehen, Sachsen Deutschlands Politik leiten könne, mochten an sich kindische, wenig ernstlich gemeinte Eingebungen des unmuthigen Trotzes sein, allein in Preußen mußten sie empören. Man war sich dort bewußt, das redlichste und beste zu wollen, bewußt der mächtigen eigenen Interessen, welche auf dem Spiele standen, endlich auch bewußt, daß bei jedem deutschen Kriege die Hauptlast immer auf Preußens Schultern fallen müsse, und dazu kam, wie nicht geläugnet werden darf, das Gefühl tiefer Abneigung und alter Feindschaft gegen Oesterreich, das in dem preußischen Volke sich seit zwei Jahrhunderten festgewurzelt hatte.

Von den Zeiten des großen Kurfürsten an ist diese Abneigung aufgewachsen und bis in die neueste Zeit hinein ist sie genährt worden.

Enthalten wir uns, aufzuzählen, was noch vor wenigen Monaten geschah, um Preußen in Frankfurt zu demüthigen, wie konnte man jetzt doch

erwarten, in dieser Stunde der Bedrängniß, mit solchen Mitteln Preußen zum Gehorsam anhalten zu wollen.

Es standen Preußen zwei Wege offen. Es konnte entweder sofort seine ganze Macht entfalten, und Napoleon vielleicht damit zwingen, seine Pläne aufzugeben, oder aber es konnte die Vermittlerrolle übernehmen. Das erste zu thun, wozu es so dringend aufgefordert wurde, stürzte aber entweder unmittelbar in den Krieg, oder aber es befestigte den österreichischen Druck auf Italien, den österreichischen Absolutismus und das gesammte in Wien herrschende System, wie dessen Rückwirkung auf Deutschland.

Mit diesem Systeme konnte aber Preußen eben so wenig übereinstimmen und es befestigen helfen, wie den Italienern alle Berechtigung absprechen, Verbesserungen ihrer Lage zu fordern und ihre Klagen verachten, daß Oesterreichs Verträge und dessen Suprematie über Italien jede Reform und jeden Fortschritt verhindern. Preußen konnte sich um so weniger vor einer großen Anwerbung gerechter Forderungen verschließen, da es selbst, als constitutioneller Staat, seine reformatorischen Schritte bedroht sah, durch eine fromme und junkerliche Partei, welche sehnsüchtig nach Oesterreich hinüber blickt und von der Kräftigung des Absolutismus die Reaktion in Preußen und den übrigen constitutionellen deutschen Staaten erwartet; endlich aber stand die öffentliche Meinung diametral jeder Einmischung in Italien entgegen, denn die Sympathien des Volks gehörten im weit überwiegenden Maße den Italienern.

Preußen entschloß sich daher um so williger zur Vermittlung im Vereine mit England, allein es nahm bei dieser Thätigkeit eine Stelle im Hintergrunde ein und ging in englischem Schlepptau mit, ohne ein selbstständiges und kräftiges Verhalten geltend zu machen. Bei den Verhandlungen Lord Cowley's trat seine Mitwirkung gänzlich in den Schatten, denn England glaubte allein die Verständigung bewirken zu können. Zu diesem Fehler der preußischen Politik, welcher ihrem Ansehn nur schaden mußte, gesellte sich der noch größere Fehler, daß diese Vermittlung überhaupt saft- und kraftlos war. Wollte sie den Frieden erhalten, so mußte sie Druck und Gewicht nach beiden Seiten ausüben. Sie mußte, nach dem ersten Ausspruche Lord Derby's,

mit der bestimmtesten Entschlossenheit auftreten, den mit vereinter Macht zu Boden zu schlagen, der es wagte, den Frieden Europa's zu brechen, und eben so sehr lag es ihr ob, Oesterreich zu einer Revision seiner Verträge mit den italienischen Staaten zu bestimmen, wie nach der anderen Seite hin die völkerrechtlichen Grundlagen von 1815, in Bezug auf Oesterreichs Besitz in Italien, als verbindlich für alle zu erklären.

Auf diese Weise allein wäre es möglich gewesen, die Verständigung zu erzwingen. Louis Napoleon hätte sich schwerlich einer Coalition Oesterreichs, Preußens und Englands ausgesetzt, aber auch Oesterreich würde nicht mit solcher Hartnäckigkeit sich der Revision der Verträge widersetzt und mit solcher Entschiedenheit auf Sardiniens Entwaffnung und dessen Fernhalten von dem Congresse bestanden haben. Allein in England war der Muth der Toryregierung gelähmt durch den allgemeinen Schrei nach Neutralität und in Preußen führte die gothaische Partei sowohl die Regierung, wie die Majorität der Volksvertretung. Diese Partei war jedoch von jeher reich an Worten und arm an Thaten, selbstgefällig auf ihre politische Weisheit und unermüdlich vertrauend und hoffnungsvoll.

Ohne Englands Hülfe blieb, wenn Preußen allein eine solche Vermittlung auf jeden Fall unternehmen wollte, viel zu bedenken übrig. Der österreichischen Partei that es damit nicht genug, denn diese forderte unbedingtes Bündniß mit dem Kaiserstaat, Krieg gegen Frankreich, wer aber sollte Preußens und Deutschlands Küsten schützen, wenn die englischen Flotten fehlten? Hatte Oesterreichs Politik doch selbst die Anfänge einer deutschen Flotte unter den Auctionshammer gebracht und in Preußen selbst war während der letzten zehen Jahre mit dem Flottenwesen mehr theure Spielerei getrieben, als an kräftiger Entwicklung gearbeitet worden. Ein furchtbarer Schlag auf die große Industrie Preußens und auf seine vielgestaltigen Interessen stand im Kriegsfalle vor der Thüre, zudem erhielt man aus London dringende Ermahnungen, neutral zu bleiben und die bündigste Versicherung, bei aktiven Schritten auf keine Unterstützung rechnen zu dürfen; endlich aber ließ sich bald nicht mehr bezweifeln, daß Rußland tiefer in den Napoleonischen

Plänen verwickelt sei, als man sich vorgeschmeichelt und daß man nicht allein einen Krieg im Westen, sondern auch einen im Osten zu führen haben werden.

Daß Napoleon auf eine Erhebung Deutschlands zu Gunsten Oesterreichs gefaßt sein mußte und seine Maßregeln dafür getroffen hatte, war seiner Klugheit zuzutrauen. Ihm mußte zunächst daran gelegen sein, auf jeden Fall England in Neutralität zu erhalten und daran konnte er bei der Stimmung in England und der Versicherung seines Freundes Palmerston nicht zweifeln. Auch für Deutschland wünschte er lebhaft dasselbe Ziel, darum die Moniteurnoten, darum die fortgesetzten Bestrebungen, um Preußen zu gewinnen. Daß Deutschland sich nicht rühren könne und wenig von ihm zu fürchten sei, so lange das kriegsmächtige Preußen fehle, war nicht schwer zu bedenken. Preußen aber von dem nach Neutralität schreienden England am Zaume geführt, mußte sicher das beifälligste Lächeln in den Tuilerien erregen. Für jeden Fall jedoch, da man nicht ganz sicher sein konnte, ob der Zügel nicht reißen werde, hielt Napoleon Rußland bereit, wie sich bald genug erwies.

Das Berliner Kabinet war sicherlich nicht der Meinung, es könne und dürfe so lange ruhig zusehen, bis Oesterreich vernichtet sei, aber es machte seine Aktive davon abhängig, daß Oesterreichs Bundesländer bedroht, wirklich deutsche Interessen verletzt sein müßten, nicht speciell österreichische. Zudem waltete bei dem Verfahren der österreichischen Politik, Deutschland sofort in den Kampf zu ziehen und Preußen durch die Majorität des Bundestages hineinzuschleppen, in Berlin die Besorgniß vor, daß Oesterreich den Rhein als Hauptkriegstheater auserfehen habe, um den Stoß von Italien abzulenken. Um so vorsichtiger suchte man dies abzuwenden, denn die Interessen der Großmacht Preußen standen der Großmacht Oesterreich völlig entgegen. Es zeigten sich alle Nachtheile und Gefahren des mißlichen Umstandes, daß es zwei deutsche Großmächte giebt; alle Gefahren eines Staatenbundes ohne Einheit, in welchem jeder Theilnehmer, klein oder groß, sich als souveräner Herr gebärdet und alle Uebel der inneren Zerrissenheit und der viele Jahre lang fortgesetzten Intriguen, durch welche Preußen unter dieses hilflosen Bundes Majoritätswillen und unter Oesterreichs Oberherrlichkeit gebracht werden sollte.

Mit dem Blick auf alle diese Verhältnisse mußte Preußens Politik darauf hingehen, wenn der Krieg nicht vermieden werden könne, ihn auf Italien zu lokalisiren und ihn Oesterreich dort zu überlassen, auf keinen Fall aber ihn am Rhein auf seine Schultern zu nehmen, so lange dies mit Ehre, Würde und ohne Deutschlands Interessen zu opfern, möglich sei.

So war die Lage der Dinge, als am 10. die Moniteurnote erschien, welcher sofort ein Vivats- und Friedensgeschrei des „Pays" nachfolgte, denn es brachte eine weltbeglückende Nachricht. „Seit vier und zwanzig Stunden," schrieb dies inspirirte Organ des Grafen Walewski, „hat sich die Sachlage auf glückliche und unerwartete Weise geändert. Wenn unsere Quellen genau sind, so wären die Schwierigkeiten, welche den Congreß verzögert haben, definitiv geordnet. Uebereinstimmend ist man auf die Bedingung einer allgemeinen Entwaffnung gefallen; Oesterreich hat zugestimmt, der Congreß wird binnen Kurzem zusammentreten."

Diese Nachricht erregte einen neuen weithallenden Friedensjubel, allein er war von noch kürzerer Dauer als der vorhergehende. In Paris machte er überhaupt geringen Eindruck, in Wien gar keinen. In Paris sagte man, mit Bestimmtheit, daß dies nichts als ein neuer Schachzug sei, daß der Kaiser den Krieg fest beschlossen habe; daß alles nur darauf hinausgehe, einige vermehrte Zeit zu gewinnen und daß man sich darauf verlassen könne, diese Seifenblase schnell zerplatzen zu sehen. In Wien hatte die neue Moniteurnote den übelsten Eindruck hervorgerufen.

Man verdammte auf's heftigste die Hinterlist und Falschheit, um Deutschland gegen Oesterreich aufzuhetzen; zu gleicher Zeit erschöpfte sich die Presse in Schimpf und Schmach gegen Sardinien und Cavour und trotz der zugestandenen allgemeinen Entwaffnung blieb das Ceterum censeo die Entwaffnung Sardiniens und dessen Ausschließen vom Congreß, oder Krieg für Oesterreichs Ehre und Recht auf Leben und Tod!

Schon zwei Tage darauf wurde der Friedensjubel durch eine warnende Erklärung „der Patrie" unterbrochen, welche die Anschauung der Sachlage wie das „Pays" sie gab, vollständig umkehrte. Nach ihm hatten England und Preußen in Wien den verständigen Vorschlag durchgesetzt, daß alle

interessirten Mächte gleichzeitig entwaffnen sollten. Frankreich habe dies gern angenommen, allein betheiligt sei es nicht, denn es selbst sei aus den Bedingungen des Friedenszustandes nicht herausgetreten. Frankreich wird also nichts in seinem Auftreten zu ändern haben: rief die „Patrie." Es hat nicht gerüstet und wird nicht rüsten.

Damit war Alles aufgeklärt. Der für den Frieden gestimmte Graf Walewsky, hatte sich wiederum getäuscht, sein Herr und Meister mischte die Karten in anderer Manier. Das ganze Spiel ging auf nichts weiter hinaus, als Oesterreich dahin zu bringen die Geduld zu verlieren, es zu der Ueberzeugung zu bringen, daß es getäuscht und am Faden gezogen werde, bis es an der Zeit sei, diesen abzuschneiden und daß es bis dahin sich möglichst beschädigen und verzehren solle, um ehe der Krieg noch ausbreche an seinen finanziellen Wunden zu verbluten.

An demselben Tage, 13. April, wurde in Paris in einer zweiten Conferenzsitzung, eiligst von allen Mächten die Wahl Cousa's unter Vorbehalt aller Rechtsfragen, anerkannt. Das heißt also, man ließ das Faktum gelten, weil man keine Zeit und keine Mittel besaß, sich zu widersetzen, behielt jedoch der Zukunft eine Abrechnung vor, je nach den Umständen. Die französisch-russische Politik hatte aber auch hierbei gesiegt und konnte über den Vorbehalt der Rechtsfragen behaglich lächeln.

An demselben Tage traf in Berlin aber auch der Erzherzog Albrecht von Wien ein, und mit aufmerksamer Erwartung sah man in allen deutschen Staaten sowohl, wie in Wien und Paris auf die Unterhandlungen, welche über die Verständigung beider Großmächte jetzt begannen. Zu gleicher Zeit sprach das offiziöse Organ des Berliner Cabinets die Hoffnung aus, daß der Congreß stattfinden und es gelingen werde, den Frieden zu erhalten, wenigstens werde nach den verschiedenen offenen Erklärungen Frankreichs im friedlichen Sinne, der Versuch gemacht werden können, die Vermittelung einzuleiten.

Während so in Berlin die friedfertigen Absichten des Kaisers Napoleon belobt wurden und Erzherzog Albrecht in mehrere Conferenzen mit dem

Regenten Preußens und dem Minister der Auswärtigen über die gemeinsame Stellung beider Staaten auf dem Congreß, was dort von Oesterreich zugegeben, was von Preußen abgelehnt und entscheidend vertreten werden sollte, verhandelte, trübte sich der Horizont wiederum. Am 18. April gab das Ministerium Derby in beiden Häusern Erklärung über die politische Lage, aus welcher sich bestätigte, daß Frankreich zwar dem Vorschlage allgemeiner Entwaffnung beigestimmt, sich selbst aber davon ausgenommen habe, da es im Friedenszustande sei. Zugleich auch wolle Frankreich die Entwaffnung nur im Prinzip angenommen wissen, sie erst auf dem Congreß, als erste Frage, zur Verhandlung bringen. Sardinien aber wolle überhaupt nicht entwaffnen, wenn ihm nicht die Teilnahme am Congresse zugestanden werde. Befriedigend sei die Ankunft des Marquis d'Azeglio, von dessen friedliebender Gesinnung ein vermittelndes Einlenken erwartet werden könne. Noch sei nicht alle Hoffnung verloren, durch Geduld und Festigkeit den Frieden zu erhalten, käme es jedoch zum Kriege in Italien, so sei zu fürchten, daß ein europäischer Krieg daraus hervorgehe. Lord Derby sagte im Oberhause dasselbe, fügte aber hinzu, daß Rußlands Einmischung die Lage verschlimmert habe, und deutete dabei an, daß einige Mächte (ohne Zweifel doch Frankreich und Rußland) mit dem Congresse ihr Spiel zu treiben schienen. Wenn sich dieß herausstelle, würde England, seiner Würde gemäß, sich ganz zurückziehen und auf alle Eventualitäten vorbereiten.

Dieser ziemlich aufgeregten und drohenden Erklärung in London folgte Tages darauf am 19. in Paris eine honigsüße, friedenduftende Moniteur-Note, in welcher in historischer Uebersicht Frankreichs fortgesetzte, große Mäßigung herausgestrichen und seine Bereitwilligkeit zur Ordnung der Angelegenheit durch den Congreß betheuert wurde. Es habe auch nichts dagegen, wenn die Entwaffnung vor dem Congreß geschehen solle, (natürlich immer vorausgesetzt, daß es selbst nicht zu entwaffnen habe) somit lasse sich annehmen, daß wenn auch alle Schwierigkeiten noch nicht beseitigt seien, eine definitive Verständigung nicht ausbleiben und Nichts dem Zustandekommen

des Congresses entgegen sein werde. Nebenbei war bemerkt: Frankreich habe vorgeschlagen, daß Sardinien und die anderen italienischen Staaten in den Congreß eintreten sollen, ganz so wie 1821 die italienischen Staaten in den Congreß von Laibach eintraten. Es hoffe, daß die anderen Mächte dem beistimmen werden.

In dieser neuen Forderung lag der Schwerpunkt, Oesterreich sollte entwaffnen und Sardinien, Frankreich aber nicht, es läugnete seine Rüstungen vor den Augen der ganzen Welt ab. Sardinien sollte aber auch in den Congreß, und da der Vorschlag Sardinien allein hineinzubringen in England gescheitert war, sollte es jetzt mit sämmtlichen italienischen Staaten Theil nehmen. Sofort kam auch aus Turin die Nachricht hinterher, daß Sardinien die Entwaffnung verweigere, wenn es am Congresse nicht Theil nehme. Im Falle Oesterreich aufhöre unaufhörlich neue Truppen nach Italien zu senden, wolle es sich ruhig verhalten und seine defensive Stellung, die es seit drei Monaten inne habe, nicht aufgeben.

In Wien machte der französische Vorschlag die ungeheuerste Sensation und regte die Gemüther auf's heftigste auf. Die Wuth gegen Sardinien überstieg alle Grenzen. Die treulosen Machinationen in Paris fanden erbitterte Beurtheiler. Kein Zulassen Sardiniens, keine Unterhandlung mehr! war der allgemeine Ruf der Kriegspartei.

England dagegen nahm den französischen Vorschlag an, eben so stimmten Preußen und Rußland bei; England übernahm es, ihn in Wien zu präsentiren und eindringlich zu unterstützen. Die Formation erfolgte derartig: 1) allgemeine Entwaffnung; 2) die Entwaffnung soll durch einen vom Congresse unabhängigen Militär- und Civilcommissär geregelt werden; 3) diese Commission soll sogleich zusammentreten, dann der Congreß beginnen; 4) sämmtliche Staaten Italiens sollen zum Congreß eingeladen werden. Ihre Zulassung soll in derselben Weise, wie beim Congresse von Laibach im Jahre 1821 erfolgen. Während man nun in Paris zweifelte, ob Oesterreich es wagen werde, sich zu widersetzen, von Berlin dringende Mahnungen nach Wien gingen, den Kongreß nicht unmöglich zu machen und Erzherzog Albrecht

aus Berlin mit festen Zusicherungen schied, daß Preußen Oesterreichs Recht vertreten, und wenn der Congreß sich fruchtlos zerschlüge, Hand in Hand mit ihm gehen wolle, war in Wien die Entscheidung erfolgt.

Am 20. Abends reis'te der Erzherzog Albrecht aus Berlin, zwei Stunden später erhielt der Regent die erste Nachricht über die von Wien nach Turin abgegangene Sommation, lautend auf Krieg oder Entwaffnung, mit Bedenkzeit von drei Tagen.

Der englische Vorschlag war somit verworfen, der Congreß verworfen, alle Vermittelung überflüssig gemacht. Oesterreich hatte sich direkt gegen Sardinien gewandt und ihm Bedingungen vorgeschrieben, denen es sich zu unterwerfen hatte, wo nicht, so war der Krieg erklärt.

Oesterreich hatte somit das Schwert gezogen, denn wie die Antwort aus Turin lauten würde, ließ sich nicht bezweifeln. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens hallte durch Europa über diesen Friedensbruch. Die Kabinete und die Völker wetteiferten darin. Die Verblendung über Oesterreichs Schuld war im ersten Augenblicke allgemein; es wurde verdammt als fanatischer Friedensstörer, und wie gerechtfertigt stand Louis Napoleon jetzt da. Er, der so gerne die Menschheit vor der Kriegsgeißel bewahrt hätte, der nur für die Civilisation sich erhoben, nur dem unterdrückten Volke ein Hort sein wollte.

Jetzt war das Ziel erreicht. Oesterreich hatte den Krieg erklärt, Oesterreich, das Niemand angegriffen, fiel über das schwache Sardinien her. In gerechter Weise konnten jetzt die fränkischen Legionen über die Alpen und über das Meer gehen, unter dem Beifallsruf des französischen Volkes und der liberalen Parteien aller Völker, die den österreichischen despotischen Hochmuth verfluchten.

Von England und Rußland erfolgten sofortige Proteste nach Wien; Preußen erließ keinen förmlichen Protest, drückte jedoch sein tiefes Bedauern über den gefaßten Beschluß aus und verwahrte sich vor aller Verantwortlichkeit. Der Eindruck der Täuschung und Ueberraschung war so groß, daß Lord Derby diese Sommation einen verbrecherischen Schritt nannte; in dem

russischen Proteste wurde das Benehmen des kaiserlichen Kabinets für beleidigend erklärt.

Ohne Protest zu erlassen und ohne sich laut zu äußern, mußte sich Preußen zumeist beleidigt fühlen. Mit ihm hatte Oesterreich an demselben Tage noch durch einen Erzherzog verhandelt und seine Zusicherungen damit belohnt, ihm auch nicht die kleinste Mittheilung von seinem Entschlusse zu machen. Die heftigste Mißstimmung in Berlin war die Folge; von einer Annäherung an Oesterreich konnte jetzt nicht mehr die Rede sein. Was dies auf eigene Hand begonnen, mochte es nun auch vertreten und ausführen. Nur für Deutschlands Recht allein wollte man in Berlin einstehen und bei dem Kriegsausbruche erschien es nothwendig, die Kriegsbereitschaft beim Bunde zu beantragen.

Am 21. April erklärte die Regierung ihren Entschluß der versammelten Landesvertretung; auch daß sie sofort mit ihrem Beispiele den übrigen Staaten vorangehen, und drei Armeecorps auf Kriegsfuß setzen werde.

An demselben Tage langte in Paris die Nachricht von der Verwerfung des englischen Vorschlags und von dem Abgange der österreichischen Sommation an. Zugleich aus Turin telegraphische Depeschen über eine drohende Bewegung der Oesterreicher gegen den Tessin und der Ruf nach schleuniger Hülfe. Diesem wurde sofort entsprochen. Am Tage darauf war Marschall Magnan zum Oberbefehlshaber der Armee von Paris ernannt, Marschall Pelissier zum Oberbefehlshaber des Observationscorps, dessen Hauptquartier Nancy ist. (Also gegen Deutschland.) Marschall Castellane Oberbefehlshaber der Armee von Lyon. Marschall Baraguay d'Hilliers Oberbefehlshaber des ersten, General Mac-Mahon des zweiten, Marschall Canrobert des dritten, General Niel des vierten Armeecorps der italienischen Armee. Prinz Napoleon ward zum Oberbefehlshaber eines abgesonderten Corps bestimmt; Marschall Randon zum Chef des Generalstabes. Da kein Oberbefehlshaber ernannt ward, bestätigte dies die Nachricht, daß der Kaiser in Person das Oberkommando übernehmen werde.

Zu gleicher Zeit wurde mit solcher Schnelle die Einschiffung der ersten

Regimenter in Marseille betrieben und alles war derartig vorbereitet, daß zu derselben Zeit, wo die Sommation in Turin übergeben wurde, auch schon die Landung der Franzosen in Genua erfolgte.

Die Armee von Lyon trat zu gleicher Zeit ihren Marsch nach Savoyen über den Mont Cenis an. Am 25. erschienen die ersten Franzosen in Culoz auf sardinischem Gebiet.

Die Sommation, oder das österreichische Ultimatum, von Graf Buol an den Grafen Cavour gerichtet, lautete:

„Die kaiserliche Regierung — Ew. Exzellenz weiß es — hat sich beeilt, dem Antrage des petersburger Kabinets beizutreten, einen Kongreß der fünf Mächte zu dem Zwecke zu versammeln, die Verwickelungen auszugleichen, welche in Italien eingetreten sind.

Ueberzeugt jedoch von der Unmöglichkeit, mitten unter dem Geräusch der Waffen und den Kriegsrüstungen, die in einem angrenzenden Lande betrieben werden, friedliche Unterhandlungen mit Aussicht auf Erfolg anzuknüpfen, haben wir verlangt, daß, bevor der Congreß zusammentritt, zuvörderst die sardinische Armee auf den Friedensfuß gesetzt werde und daß die Freicorps oder italienischen Freiwilligen entlassen werden.

Die Regierung ihrer britischen Majestät fand diese Bedingung so gerecht und den Bedürfnissen der Situation so entsprechend, daß sie keinen Anstand nahm, dieselbe sich anzueignen, indem sie sich bereit erklärte, in Verbindung mit Frankreich auf die unmittelbare Entwaffnung Sardiniens zu dringen und ihm dagegen wider jeden Angriff von unserer Seite eine Collektiv-Garantie anzubieten, welche, wie sich von selbst versteht, Oesterreich respektirt haben würde.

Das Turiner Kabinet scheint auf die Einladung, seine Armee auf den Friedensfuß zu setzen und die Kollektiv-Garantie, welche ihm angeboten war, anzunehmen, nur mit einer kategorischen Weigerung geantwortet zu haben.

Diese Weigerung ruft bei uns ein um so tieferes Bedauern hervor, als wenn die sardinische Regierung eingewilligt hätte, das von ihr verlangte

Zeugniß friedlicher Gesinnungen abzulegen, wir dasselbe als ein erstes Symptom ihrer Absicht aufgenommen haben würden, ihrerseits zu der Besserung des Verhältnisses mitzuwirken, welches zwischen beiden Ländern seit einigen Jahren leider so gespannt ist. In diesem Falle wäre es uns gestattet gewesen, durch die Dislokation der kaiserlichen Truppen, welche in dem lombardisch-venetianischen Königreich stationirt sind, einen erneuerten Beweis zu geben, daß sie daselbst nicht zu dem Zwecke eines Angriffs gegen Sardinien versammelt worden sind.

Da unsere Hoffnung bis jetzt getäuscht worden ist, so hat der Kaiser, mein erhabener Herr, mir zu befehlen geruht, direkt eine letzte Anstrengung zu machen, um die Regierung Sr. sardinischen Majestät zu veranlassen, von dem Entschluß zurück zu treten, bei welchem sie stehen geblieben zu sein scheint.

Das ist, Herr Graf, der Zweck dieses Briefes. Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz zu bitten, den Inhalt desselben in die ernsteste Erwägung nehmen zu wollen und mich wissen zu lassen, ob, Ja oder Nein, die königliche Regierung eingewilligt, unverzüglich ihre Armee auf den Friedensfuß zu setzen und die italienischen Freiwilligen zu entlassen.

Der Ueberbringer des Gegenwärtigen, welchem Sie, Herr Graf, die Güte haben wollen, ihre Antwort einzuhändigen, hat Befehl, zu diesem Zwecke drei Tage lang zu Ihrer Verfügung sich zu halten.

Wenn bei Ablauf dieser Frist er eine Antwort nicht erhalten, oder wenn diese nicht vollständig befriedigend sein sollte, so würde die Verantwortlichkeit für die schweren Folgen, welche diese Weigerung nach sich ziehen würde, ganz auf die Regierung Sr. sardinischen Majestät zurückfallen. Nachdem Se. Majestät der Kaiser vergeblich alle versöhnlichen Mittel erschöpft hat, um seinen Völkern die Friedens-Garantie zu verschaffen, auf welche zu bringen der Kaiser berechtigt ist, wird Se. Majestät zu seinem großen Bedauern zur Waffengewalt schreiten müssen, um dieselbe zu erhalten.

In der Hoffnung, daß die Antwort, welche ich von Ew. Excellenz erbitte, unseren, auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Wünschen entsprechen werde, ergreife ich diese Gelegenheit &c."

Am 23. April 1859 um 3 Uhr Nachmittags übergaben die beiden österreichischen Abgesandten, Graf Kellersperg, Adjutant des Kaisers, und Ritter Ceschi di Santacroce, General-Intendant der österreichischen Armee, dies Ultimatum. Es war somit am 20. um dieselbe Zeit abgelaufen.

An demselben Tage, den 23. April, wo das Ultimatum in Turin eintraf, wurde die Verfassung außer Kraft gesetzt, dem Könige die Dictatur übertragen. Die Befreiung Italiens begann damit, die constitutionellen Rechte und die Preßfreiheit zu dispensiren. Dies war die Antwort.

In dieser Noth machte England einen letzten Versuch zur Abwehr des Krieges. Es schlug vor, seine Vermittelung da wieder aufzunehmen, wo sie Lord Cowley's Unterhandlungen gelassen hätten, also daß eine unmittelbare Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich allein statthabe, ohne Zuziehung der anderen Großmächte, unter Bedingung der Entwaffnung der drei betheiligten Mächte, somit Frankreich eingeschlossen.

In Wien, wo für diese letzte Proposition alles angewandt wurde, um den Uebergang über den Tessin aufzuschieben, bis die Entscheidung in Paris erfolgt sei, wo alle Schuld und Verantwortung auf Oesterreich gewälzt wurde, wenn es sich von dem „muthwillig" begonnenen Kriege nicht zurückhalten lasse; ward der Vorschlag angenommen. Jedes Falls der folgenreich übelste Entschluß, welcher jetzt noch zu fassen war, und der schlimmste Freundschaftsdienst, den England dem Kaiser Franz Joseph leisten konnte. Er bezeugt die Verblendung, in welcher man sich in London befand, obwohl man mehr als je wissen konnte, wie es mit den Absichten des Kaisers Napoleon stand. Denn am 24. trat zuerst die Nachricht von einem abgeschlossenen Bündniß Frankreichs mit Rußland auf und erregte, in England wie überall, die lebhafteste Sensation. Es wurde natürlich geläugnet und als Verleumdung erklärt, allein was hat sich seitdem bestätigt?! Rußland rüstete, es schob ein starkes Heer gegen den Süden, um an der unteren Donau bereit zu sein, die Früchte, welche dort ihm reiften, zu pflücken; dann trat es unverhüllt mit der Erklärung auf, so lange die Grenzen gegen Oesterreich und Preußen Gewehr bei Fuß besetzt zu halten, wie Deutschland nicht zur Aktion übergehe, dann aber ebenfalls Theil am Kriege zu nehmen.

Louis Napoleon hatte somit den russischen Angriff auf Oesterreich und Preußen längst vorbereitet; er hatte mit schlauer Kunst den Faden aus Englands Hand in die russische Hand gespielt, als der Czaar mit dem Congreßvorschlage die Cowley'schen Bemühungen verwirrte und beendete, jetzt glaubten die dupirten englischen Staatsmänner wirklich noch daran, es könnte ihnen gelingen, den verlorenen Friedensfaden wieder zu bekommen!

Aber auch in Oesterreich herrschte dieselbe Unsicherheit. Graf Buol hielt im Geheimen den Friedensglauben fest, welcher von anderen Staatsmännern, wie man sagt, selbst von dem Herrn von Hübner getheilt wurde. Man vertraute viel zu viel auf die Unpopularität des Kriegs in Frankreich selbst, auf die Unzufriedenheit und Friedensliebe des Grafen Walewsky, des Herrn Fould und mancher anderen bedeutenden Personen, und vergaß darüber, daß diese neue Art Staatsmänner und Maschinen nur abhängige Werkzeuge vom Willen ihres Herrn sind, ohne Prinzip und ohne Consequenz, vollständig bereit, jederzeit sich gehorsam auf allen Bahnen zu erweisen, sobald sie sehen, daß es nöthig: um in ihrer Dienerstellung und deren Vortheilen zu verbleiben.

Es kam so, wie es schlichte Einsicht nicht bezweifeln konnte. Der englische Vorschlag wurde in Paris zurückgewiesen, und am 27. April 1859, wo dies geschah, erklärte eine Moniteurnote, ohne weiter auf diesen Vorschlag Rücksicht zu nehmen: Frankreich habe alles gethan, was seine Würde gestatte, auf es falle keine Verantwortlichkeit, sondern auf Oesterreich allein, dafür zeugten die Proteste der vier Mächte. Während Oesterreich den Eintritt der italienischen Staaten in den Congreß verweigere, fordere es sogar, daß Piemont allein entwaffne. In demselben Augenblicke, wo der Kaiser sich den friedlichsten Hoffnungen hingab, erfuhr man, daß das österreichische Kabinet den englischen Vorschlag zurückgewiesen und eine direkte Sommation an Sardinien gerichtet habe; wenn aber Angesichts dieser Thatsachen Sardinien bedroht ist, wenn, wie alles annehmen läßt, sein Territorium angegriffen wird, so kann Frankreich nicht zögern, dem Rufe der alliirten Nation zu entsprechen, an welche es gemeinsame Interessen und traditionelle Sym-

pathieen knüpfen, die durch neue Verbrüderung der Waffen und die zwischen beiden regierenden Häusern eingegangene Verbindung erneut sind. „So erwartet die kaiserliche Regierung, gestützt auf Mäßigung und Versöhnlichkeit, mit Ruhe den Lauf der Ereignisse und hat das Vertrauen, daß ihr Benehmen der ungetheilten Zustimmung Frankreichs und Europa's begegnen wird."

So endete der Versuch. Oesterreich hatte den Schluß mit zwei folgenreichen Fehlern besiegelt. — War es entschlossen, die nutzlosen Verhandlungen mit dem Schwerte zu zerschneiden, wußte es, daß ihm nichts weiter übrig blieb, daß alles congressiren, heuchlerischer Schein und Trug war und wollte es lieber den Kampf wagen, als länger auf den Tag warten, wo seine Feinde zum Angriff bereit standen, dann mußte es mit der kühnsten Entschlossenheit ohne alles Zögern handeln.

Es mußte nicht in Turin drei Tage auf eine Antwort warten, welche in eben so vielen Stunden gegeben werden konnte. Es mußte nicht wiederum zwei Tage verlieren, um aus Paris eine andere Antwort zu empfangen, an deren Inhalt es so wenig zweifeln konnte, wie an jener ersten. Hatte die Kriegspartei in Wien erwogen, was Folge ihres entscheidenden Schrittes sein mußte, so mußte sie auch wissen, daß sie dem Rechenmeister in Paris damit alle Vortheile in der Meinung der Völker und der Cabinette überlieferte. Er hatte jetzt den Kriegsgrund, er konnte sich unschuldsvoll an seine Brust schlagen, konnte seine Mäßigung, seine Versöhnlichkeit betheuern; konnte auf Oesterreichs fanatischen Absolutismus alle und jede Schuld schleudern, und war gewiß, überall beifällige Stimmen zu finden. Darauf mußte man in Wien gefaßt sein, aber warten mußte man nicht. Man verlor fünf kostbare Tage und änderte nichts dadurch, denn die Verhältnisse blieben dieselben. England erklärte vorher, wie nachher seine Neutralität. Die Vorwürfe trafen Oesterreich fünf Tage später ganz eben so, wie fünf Tage früher. Alle Nachtheile der kühnen und gewaltsamen That fielen unverändert auf Oesterreich; daß es den letzten Londoner Vorschlag angenommen, fand keine Berücksichtigung, aber die Vortheile waren unersetzlich verloren gegangen.

Am 29. und 30. April 1859 überschritt das österreichische Heer den Tessin. Der Krieg begann, doch Piemont wurde nicht davon überrascht. Die Franzosen landeten schon in Genua und Regenströme stürzten nieder, welche rasches Vordringen nun unmöglich machten.*)

---

*) Hier sollten eigentlich die „Kleinen Aktenstücke", auf die vorstehender Aufsatz mehrfach hinweist, folgen. Da wir aber unsern Lesern noch möglichst viel Details über die jüngsten Ereignisse in diesem Hefte geben wollen, so nöthigt uns der Mangel an Raum, für dieses Heft die „Kleinen Aktenstücke" fortzulassen, und werden wir dieselben als Anhang zum dritten Hefte geben.

Die Verlagshandlung.

Feldzeugmeister Graf Franz Gyulai.



Der Feldherr Oesterreichs ist am 1. September 1798 zu Pesth geboren, jetzt also 60 Jahre alt, abstammend von einer ungarischen adligen Familie, die in Siebenbürgen angesessen, seit Jahrhunderten in österreichischen Kriegsdiensten Würden und Ehren erwarb. Die Guylai von Maros-Nemeth und

Radaska wurden 1694 in den Freiherrenstand und 1704 in den Grafenstand erhoben. Graf Franz der Dritte, der 1729 starb, war Generalmajor. Sein Sohn Graf Samuel Gyulai, Feldmarschall-Lieutenant. Ignaz Graf Gyulai, der Vater des jetzigen Feldherrn, focht tapfer in den Kriegen Oesterreichs gegen die französische Republik und gegen den Consul und Kaiser Napoleon I. In den Jahren 1813 und 14 zeichnete er sich als General aus bei Dresden und Leipzig und in den Schlachten bei Brienne und Bar-sur-Aube. Nach dem Frieden führte er den Militärbefehl in Böhmen und starb 1831 als Feldzeugmeister und Präsident des Hofkriegsraths in Wien.

Graf Franz Gyulai diesem kriegerischen Geschlecht entsprossen, erbte von ihm die Vorliebe für den Waffendienst, und trat mit seinem 16. Jahre schon, als Unterlieutenant in das Regiment seines Vaters, wo er rasch vorwärts kam und, nach der Sitte im österreichischen Heere, von der einen Spezialwaffe zur anderen überging, um sie sämmtlich praktisch kennen zu lernen. Als Lieutenant und Rittmeister diente er bei den Husaren und wurde darauf, 1827, als Major zu den Kaiseruhlanen versetzt, von wo er nach einigen Jahren als Oberst zum 19. Infanterie-Regimente kam. Im Jahre 1837 ward er zum Brigadegeneral befördert, zuerst nach Linz, dann nach Wien versetzt, wo er 1845 das 33. Infanterie-Regiment erhielt, dann 1846 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt wurde.

In dieser Eigenschaft erhielt er 1847 das Commando des Küstenlandes von Istrien, Dalmatien und Triest, und in dieser wichtigen Stellung wurde sein Name bald mit Auszeichnung genannt. Mit Anerkennung und Jubel sprachen die Wiener von dem tapferen, energischen und unermüdlichen General, dem es gelang, die österreichische Flotte beim Ausbruch der revolutionären Bewegung zu retten, indem er die schon nach Venedig abgegangenen Schiffe zurückrief, alle italienischen Offiziere und Mannschaften aus den Schiffsbesatzungen entfernte und durch die Capitaine und Matrosen der Handelsschiffe ersetzte. Triest, Pola, Pirano und die wichtigsten Küstenpunkte wurden schnell befestigt, mobile Colonnen durchstreiften Istrien, am Isonzo sammelte er die aus Italien zurückgeworfenen Regimenter und vermochte so die Linie zu be-

haupten, bis der Feldzeugmeister Graf Nugent mit Verstärkungen angelangt. Mit einer schnell zusammengebrachten Ruderflotille unterstützte er den Kriegszug des Grafen Nugent, am 20. Mai aber erschien die piemontesische Flotte vor Triest. Auch damals war viel Geschrei nach der Hülfe des deutschen Bundes, der keinen Angriff auf die Bundesstadt Triest dulden dürfe, allein Deutschland befand sich in solcher Auflösung, daß nichts geschah. Ohne Graf Gyulai's kräftiger Vertheidigung wäre Triest verloren gewesen. Bei den Gefechten in den letzten Maitagen und am 6. Juni wurden die piemontesischen Schiffe von den Batterien so beschädigt, daß der feindliche Admiral sich zurückzog und mit der Blokade begnügte, welche bis zum 4. Juli dauerte. Nach der Schlacht von Custozza verschwand das Geschwader ganz aus dem Adriatischen Meere. Die Stadt Triest feierte den Grafen auf's dankbarste als ihren Schützer und Retter und ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Der Kaiser belohnte ihn mit dem Commandeurkreuz des St. Stephanordens, darauf mit dem Großkreuz des Leopoldordens; als aber in Wien die Ereignisse statt fanden, welche dem Kriegsminister Latour das Leben kosteten, der von einer fanatischen Pöbelrotte ermordet wurde, ward Graf Gyulai nach Wien in's Ministerium berufen, wo er vom Juni 1849 bis Juli 1850 das Kriegsministerium leitete. Am Ungarischen Kriege nahm er zuletzt noch selbstthätig Theil, indem er sich nach Comorn begab; nachdem jedoch der Friede hergestellt war, mußte ihm besonders, als Kriegsminister, die neue Organisation des österreichischen Heeres zufallen. Er wurde jedoch diesem Amte 1850 enthoben, und erhielt dafür das Generalkommando in der Lombardei, an der Spitze des 5. Armeecorps, zugleich auch wurde er zum Feldzeugmeister ernannt. In dieser Stellung blieb Graf Gyulai bis zum Rücktritt des greisen Feldmarschalls Grafen Radetzky, den er in dem obersten Commando und als Chef der zweiten (italienischen) Armee ersetzte. Ohne Zweifel gehört er zu den würdigsten, denen der Kaiser dies wichtige Amt anvertrauen konnte. Zugleich ward er Generalkommandant in der Lombardei und Venedig, in Kärnthen, Krain, Triest und dem Küstenlande, erhielt auch den höchsten Orden des goldenen Vließes, und seit Erzherzog Ferdinand Max das Generalgou-

vernement nieder gelegt hatte, ruht die gesammte Militär- und Civilverwaltung in seinen Händen.

Bei allen großen Verdiensten und umfassenden Kenntnissen dieses Generals, hat es doch Aufsehen erregt, daß er, der noch keine Feldschlacht geschlagen oder an großen Kriegsereignissen unmittelbar eingreifenden und erfolgreichen Antheil genommen, den Oberbefehl erhalten hat. Warum nicht Heß, der in Oesterreich selbst als der tüchtigste, strategische General betrachtet wird, oder warum nicht Benedek, der nicht allein jünger an Jahren, auch in den Schlachten von Mortara und Novara glänzenden Ruhm und Ruf erwarb, welcher sich in Ungarn durch manche Schlachten und Gefechte, wie bei Raab und Oszöni, bei Szegedin und Osz-Ivany, und durch rühmliche Wunden vermehrt? — Wie es scheint hat eben so wohl das besonders große Vertrauen des Kaisers, wie die enthusiastische Zuneigung der Soldaten, diese Wahl bewirkt. Graf Gyulai's entschlossenes, soldatisches Gesicht, das Kurze, Rauhe, Scharfe in Wort und That, die dienstliche Strenge und doch dabei die Sorgfalt und Zuneigung für seine Untergebenen, mit denen er alle Beschwerden willig theilt und sich gern persönlich überzeugt, daß ihnen kein Unrecht geschieht, haben ihm im hohen Grade die Liebe der Soldaten erworben, welche ihn gern, wie früher Radetzky, Vater nennen. Mit dieser Zuneigung und dem Gefühl, daß der General ein echter Kriegsmann und ein echter Oesterreicher sei, paart sich aber auch die Gewißheit, daß er den Italienern ein Gegenstand besonderer Furcht ist, und daß diese seine Ernennung mit Schrecken vernahmen. Seine unerbittliche Strenge war den Lombarden eben so wohl bekannt, wie sein Ausspruch, daß dies Volk weder mit Güte zu gewinnen, noch mit Milde zu regieren sei, und da er seit neun Jahren unter den Italienern lebt, hat er allerdings Gelegenheit gehabt, diese eben so wohl kennen zu lernen, wie sie ihn und seine Grundsätze. Daß der Samen des Aufruhrs in Mailand und an anderen Orten nicht auflodern konnte, ist jedenfalls dem Schrecken vor dem furchtbaren Feldzeugmeister und seiner unausbleiblichen Rache wie seinen energischen Maßregeln zuzuschreiben.

Es bleibt jetzt zu erwarten übrig, welchen Beweis Graf Gyulai der Welt über sein Feldherrntalent liefert. Gegenüber den besten Generalen der

Franzosen wird er es nöthig haben und um so größer dann sein Ruhm sein. Daß er in dem Alter steht, welches der alte Napoleon nicht mehr als befähigt für das Commando einer Armee erklärte, ist um so weniger zu beachten, als es Beispiele genug gibt, welche jenen Ausspruch des großen Kriegsmeisters widerlegen, überdies aber stehen dem energischen, volksthümlichen Generale viele tüchtige Offiziere zur Seite, und an der Spitze seines Generalstabes befindet sich ein Mann, der von allen Seiten als auserlesen befähigt und genial gepriesen wird. Dies ist

Oberst Franz Kuhn, Freiherr von Kuhnenfeld.

Oberst Kuhn ist 1817 zu Bresnitz in Mähren geboren, ein Zögling der Neustädter Militär-Akademie, aus welcher er im Jahre 1836 als Unterlieutenant in das Infanterieregiment „Kaiser" trat. Bald darauf wurde er dem Generalstab zugetheilt und im März 1848 zum Hauptmann ernannt.

Als solcher kam er in den Generalstab Radetzky's, der ihm das Lob ertheilte, einer der vorzüglichsten Generalstabsoffiziere zu sein: kaltblütig, tapfer, in allen Verhältnissen entschlossen und ruhig, mit scharfem Blicke begabt, um was entscheidend ist zu erkennen.

In dem Straßenkampfe zu Mailand und in der Schlacht bei St. Lucia that er sich besonders hervor. In dieser Schlacht, am 6. Mai 1848, hatte die Brigade Strassoldo die Vorposten. Kuhn als Chef des Generalstabes erkannte die Wichtigkeit St. Lucia auf's Aeußerste zu vertheidigen, und bewog den Brigadier Grafen Strassoldo Stand zu halten, als Lucia von drei feindlichen Brigaden angegriffen wurde. In dem mörderischen Kampfe war Hauptmann Kuhn überall im heftigsten Feuer, und als die Schlacht dennoch verloren schien, bewogen seine eindringlichen Vorstellungen und Rathschläge den Corpskommandanten, Feldmarschallieutenant d'Aspon, statt des schon beschlossenen Rückzugs, das Heranziehen neuer Streitkräfte abzuwarten, welche den Sieg entschieden.

Auch vor Mailand am 4. August, half er durch die von ihm geleiteten

Bajonnetangriffe den Erfolg entscheiden; die Ritterkreuze des Maria Theresienordens und des Ordens der eisernen Krone, wie das Militärverdienstkreuz belohnten ihn. Seit diesen Feldzügen vor 11 Jahren galt Kuhn als einer der ersten und tüchtigsten Generalstabsoffiziere. Radetzky's Urtheil ward von seinen Thaten besiegelt. Der Hauptmann Franz Kuhn wurde Freiherr von Kuhnenfeld und stieg zum Obersten, und alle Blicke heften sich jetzt auf ihn mit der Ueberzeugung, daß er an der Spitze der Armee im großen Maßstabe leisten wird, was er damals in bescheidener Stellung durch Talent und Einsicht ausführte. Alle, welche den genialen Offizier kennen, versichern, daß Niemand mehr die Wahl verdient, welche ihn in diesem Entscheidungskampfe, der Lösung einer so großen und schwierigen Aufgabe zugewandt hat.

Die Kriegsereignisse im Monat Mai.

Nachdem Oesterreich sein letztes Wort gesprochen und Englands letzter Vermittlungsversuch gescheitert war, ging am 29. und 30. April 1859 das österreichische Heer über den Ticino und drang in den ersten Tagen ziemlich rasch in das sardinische Tiefland ein, das bis zum Po eine weite wasserreiche Ebene bildet. Vom Lago Maggiore, dem Langen See, wo der Ticino ausfließt bis unterhalb Pavia, wo er in den Po mündet, sind beinahe dreißig Meilen. Auf dieser ganzen Linie erfolgte an vielen Stellen der Uebergang; die Hauptmacht jedoch drang ungefähr in der Mitte dieser Linie auf Novara und von dort, die Agogna überschreitend, auf Vercelli an der Sesia vor, sich gegen Casale an den Po wendend. Gleichzeitig gingen die Colonnen des Centrums auch auf Vigevano und Mortara vor, in welchem letzteren Orte sich das Hauptquartier des Oberfeldherrn Grafen Gyulai etablirte; sie erschienen bei Candia, an dem Uebergange des Po, und setzten da, wo Frassinetto am rechten Ufer liegt, wie auch bei Valenca, wo die Eisenbahnbrücke des Schienenweges sich befindet, der, wie die Landstraße von Alessandria kommt, über den Strom. Am unteren Po entwickelte sich der Angriff von Pavia und Piacenza aus. Ernsthafte Gefechte kamen nirgend vor. Die Sardinier zogen sich fortgesetzt zurück, hielten auch an der Sesia nicht Stand, zerstörten nur die Brücken und schlugen sich mit den österreichischen Colonnenspitzen und Vorposten herum. Indem sie in ihre feste Stellung zwischen Casale und Alessandria zurückwichen, suchten sie nur

den Uebergang der Oesterreicher auf das rechte Ponfer kräftiger zu verhindern, wobei sie bald auch von den anrückenden Franzosen unterstützt wurden.

Inzwischen war auf dem rechten Flügel der Oesterreicher, den F.-M.-L. Zobel befehligte, ein Vorgehen bis an die Dora Baltea bewerkstelligt. Ivrea wurde besetzt und dem Anschein nach bestätigte sich die Vermuthung, daß es auf einen raschen Zug gegen Turin abgesehen sei. Zu gleicher Zeit begann der linke Flügel von Pavia und Piacenza, unter Befehl des General Benedek, seine Operationen auf dem rechten Poufer gegen Voghera und Tortona, und man glaubte an einen kühnen Entschluß des österreichischen Feldherrn, bis Novi vorzudringen und den Franzosen die Bocchetta zu versperren. Sei es aber, daß dies zu spät, oder daß die österreichische Armee nicht stark genug war, um ein sogewagtes Spiel zu beginnen, oder war es die Ungunst des Wetters, verbunden mit der Schnelligkeit der Franzosen; hinderten die ausbrechenden Revolutionen in Parma, Modena und Toskana; kam dies Alles zusammen, oder aber irrte man sich und lag ein solches Wagniß überhaupt nicht in dem in Wien genehmigten Kriegsplane; gewiß ist, daß das nach Ivrea vorgedrungene Corps umkehrte, auch auf dem linken Flügel Voghera wieder verlassen wurde, das Centrum aber ebenfalls nichts Bedeutendes that, sondern sich mit Kanonaden am Po und Recognoscirungen begnügte.

Am 12. kam der Kaiser Napoleon nach Alessandria und ungeduldig erwartete man jetzt einen ersten ernsten Zusammenstoß. Wenn der österreichische Feldherr jemals einen Angriff jenseits des Po beabsichtigte, so hatte er ihn jetzt aufgegeben. Er zog seine Macht dichter zusammen, im Norden hinter der Sesia, wo er selbst Vercelli am 18. räumte; südlich ließ er von seinem linken Flügel die Brücke von Viccarizza durch einen starken Brückenkopf befestigen, schlug eine Brücke bei la Stella und hielt auf dem rechten Ufer die Defileen von Stradella, auf der Straße nach Piacenza, besetzt. Im Kriegsrathe der Verbündeten war inzwischen wohl erwogen worden, wie stark die Stellung der Oesterreicher sei und welche Gefahren eine Niederlage nach sich ziehen würde. Die Armee bewachte die Poübergänge und hatte alle vortheilhaften Punkte wohl befestigt. Ihr schweres Geschütz aus Pavia war in den Schanzen aufgestellt, sie hatte die tiefe, von tausenden von Gräben und Ca-

nälen durchzogene Lomellina inne, die Linie der Agogna verstärkte ihre Stellung noch mehr. Graf Gyulai hatte sein Hauptquartier von Mortara zuerst nach Somella, dann nach dem Flecken Garlasco, hinter diese Linie verlegt und erwartete hier in aller Ruhe den Angriff ab.

Man schien vollkommen überzeugt, daß dieser am unteren Po und nirgend anderswo stattfinden werde, oder stattfinden könne, denn ohne Zweifel bot er dem Feinde, im Fall des Sieges, die bedeutendsten Vortheile dar. Die untere südliche Polinie war die Hauptrückzugslinie der Oesterreicher an der Adda und auf Mantua; gelang es den verbündeten Feldherren hier durchzubrechen, das geschlagene Heer vielleicht sogar von Pavia abzuschneiden, so schien die Niederlage gewiß. Anderseits aber konnte ein Sieg der Oesterreicher eben so entscheidende Folgen haben. Er konnte eine Belagerung Alessandria's und eine Zersprengung der Verbündeten bewirken, es mochte daher völlig angemessen sein, zu warten, bis die gesammte französische Armee sich vereinigte, um dann den Angriff mit voller Macht auszuführen.

Diese Vorstellungen walteten im österreichischen Hauptquartier. Es ist immer der Nachtheil der Defensive, zu errathen, welche Pläne und Absichten der angreifende Feind hat, wobei man leicht trotz aller scharfsinnigen Combination sich doch irren und in große Gefahren verfallen kann. Der österreichische Generalstab blieb jedenfalls fest bei seiner Meinung, und je länger die Verbündeten zögerten, um so gewisser schien es, daß sie ihre Vorbereitungen zu vollenden suchten.

Endlich entwickelte sich aber der Feind ersichtlich stark auf seinem rechten Flügel, den das Armeekorps des Generals Baraguay d'Hilliers bildete. Die Vorhut desselben, bestehend aus der Division Forey, hielt Voghera stark besetzt und schob ihre Vorposten bis Montebello und Casteggio vor. General Forey hatte in einem Tagesbefehl an seine Division ihr mitgetheilt, daß sie zuerst die Ehre haben werde, mit demselben Feinde, den ihre Väter so oft geschlagen, sich zu messen, und auch dies mußte die Meinung, im österreichischen Hauptquartier bestärken. Das Centrum der französischen Linie von Alessandria bis Casale bildeten die Armeecorps des Marschalls Canrobert und des Generals Mac Mahon, den linken Flügel das Corps

des Generals Niel. Die sardinischen Divisionen befanden sich bei dem Centrum und beim linken Flügel, die Division Cialdini bildete die Spitze desselben. Die Reiterei war überall vertheilt, da die Franzosen an Cavallerie schwach waren.

Am 20. Mai ließ der österreichische Feldherr eine starke Recognoscirung von Stradella und Viccarizza gegen den französischen rechten Flügel, unter Leitung des Feldmarschall-Lieutenants, Graf Stadion machen, um sich von der Stärke und Stellung des Feindes zu überzeugen. Dies führte das blutige Gefecht von Montebello herbei, aus welchem hervorging, daß die Franzosen ein bedeutendes Corps in und um Voghera beisammen hatten. Es war zuletzt nicht allein die Division Forey, sondern auch das 53. Regiment und ein Regiment afrikanischer Jäger im Kampfe; mit den Sardiniern und der Artillerie wohl 20,000 Mann, während die kämpfenden Oesterreicher auf nicht viel mehr als die Hälfte geschätzt wurden.

Die tapfere Vertheidigung der Oesterreicher und ihr wohlgeordneter Rückzug sind eben so wohl anerkannt worden, wie es bekannt geworden, daß der Verlust der Verbündeten, an Todten und Verwundeten größer war als der österreichische. Dies Gefecht jedoch bestärkte den Grafen Gyulai und seine Offiziere darin, daß der Angriff der Verbündeten vom unteren Po jedesfalls kommen werde und man sich durch keine Scheinmanöver dürfe irren lassen.

Garlasco, der schlechte Marktflecken, von Reisfeldern und Canälen umgeben, war jedenfalls ein ziemlich langweiliger Aufenthalt bei diesem unthätigen Abwarten der Dinge, die da kommen sollten. Die Eintönigkeit dieser Tage und die Ungeduld der nach Thaten durstenden Offiziere werden von allen Berichterstattern hervorgehoben, welche aber auch darin übereinstimmen, daß die Freundlichkeit und Gastlichkeit der österreichischen Offiziere nur ihrer Höflichkeit und Bescheidenheit gleich komme. Es war nicht leicht, Aufnahme im Hauptquartier zu finden, obwohl leichter als im Lager der Verbündeten, wem aber durch Empfehlungen der Eintritt in Garlasco geöffnet wurde, der zeigte sich mit dem freundlichen und herzlichen Empfange um so mehr zufrieden. — Graf Gyulai, streng als Soldat, war bei alledem der gefälligste Wirth und seine offene Tafel, welche durch seinen Reichthum jeden

zu beschaffenden Glanz empfing, der Sammelplatz der fröhlichen und wohlgemuthen Geselligkeit im Hauptquartiere. Das bunte Leben desselben, die verschiedenen glänzenden Uniformen, die prächtige Musik der Regimenter, die lustigen Lagerscenen, Gesang und Spiele der Soldaten, alles trug dazu bei, den Berichterstattern Stoff zu lebhaften Schilderungen zu liefern, und es ist volle Wahrheit, daß auch die sardinische Bevölkerung gar nicht so feindlich auf die Oesterreicher sah, wie man erzählt hat. Ganz besonders war dies im Hauptquartiere der Fall, wo allerdings die Anwesenheit des Obergenerals Ordnung und Mannszucht streng überwachte, allein auch überhaupt haben sich die Geschichten von Raub und Gewalt der Oesterreicher gegen die wehrlosen, gemißhandelten, geplünderten und geschändeten Bewohner der Lomellina als Erfindungen und Lügen erwiesen, so daß selbst die Franzosen zuletzt eingestehen mußten, daß das Verfahren der Oesterreicher ein vorwurfsfreies und gerechtes gewesen sei.

Allerdings wurden starke Lieferungen ausgeschrieben und eingetrieben, denn das Heer wollte ernährt sein. Doch im Kriege, wo alles barbarisch ist, ist es Gebrauch, daß der Feind auf Kosten der feindlichen Einwohner lebt und daß er fordert und nimmt, was ihm nützlich und dienlich. Doch außer diesen Lieferungen bezahlten die Oesterreicher alles, was sie kauften und begehrten, und die Sardinier machten gar keine üblen Geschäfte, denn die Preise aller Waaren und Bedürfnisse stiegen natürlich enorm hoch. So machten auch die Kaffee- und Weinschenken in den Flecken und Dörfern — und jedes italienische Dorf ist damit versehen — vorzügliche Geschäfte, da die Oesterreicher wackere Kunden mit bedeutendem Durst und vorzüglichem Appetit waren. Dazu kam obenan die Annehmlichkeit, daß sehr viele Soldaten und Offiziere, mehr oder minder gut, die Landessprache verstanden. Nicht allein, daß italienische Regimenter sich bei der Armee befanden, viele andere deutsche, ungarische und slavische Bataillone und auch Schwadronen gehörten zu den Besatzungstruppen der Lombardei. Sie hatten so viel gelernt, um sich zu verständigen und diese Vortheile verbanden sich mit allgemeiner Gutmüthigkeit, welche wenigstens Freundlichkeit mit Freundlichkeit vergalt, Anmaßung und Uebermuth aber beschränkte.

Solches Wesen ist wohl an den Oesterreichern zu rühmen und ihre Offiziere — wer jemals diese kennen lernte, wird es bestätigen — gehen dabei fast immer mit ihrem Beispiel voran. Ganz anders lauten dagegen die Urtheile, welche aus Sardinien selbst, über ihre theuren Freunde aus Frankreich laut werden. Bescheidenes, zutrauliches Wesen liegt nicht im Charakter der heutigen Franzosen, in der Armee zumal und bei den Offizieren tritt gar häufig ein rauhes, abstoßendes Wesen, militärischer Kastenstolz und anmaßliches Selbstgefühl unangenehm hervor. Die unübertrefflichen kriegerischen Vorzüge, wahre oder eingebildete, werden dünkelvoll geltend gemacht und dazu kommt die Eitelkeit, überall die Ersten zu sein, dazu der Hochmuth, keine andere Sprache zu sprechen, als die, welche alle anderen Völker lernen und sprechen müssen, um nicht Barbaren zu sein, das heißt die französische. Wie viele edle und treffliche Männer auch die Franzosen aufzuweisen haben, die große Mehrzahl hängt allzusehr mit ihren selbstsüchtigen Nationalvorurtheilen und ihrer Nationaleitelkeit zusammen, um gerecht sein zu können. Auch hierin. So betrachteten sie sich als die höheren und besseren, als die Befreier und Beschützer und bald genug konnten die Sarden bemerken, daß von ihnen und ihren tapferen Thaten wenig bei ihren Freunden die Rede war; am wenigsten in den französischen Schlacht- und Siegesberichten, mit denen Frankreich und die ganze Welt ganz in Art und Weise der Bulletins des alten Napoleons, aber noch weiter fortgeschritten in der zeitgemäßen Civilisation, erfreut wurden. Daß die kriegerischen Legionen nicht eben allzu herablassend gegen ihre Bundesgenossen, vornehmlich gegen das Landvolk, waren, geht aus vielen Klagen hervor. In den Städten wurde der Eitelkeit der Befreier bestens geschmeichelt, auf dem Lande aber kam man diesen nicht mit Weihrauch entgegen und vielleicht wirkte auch hier der priesterliche Einfluß, um die Stimmung abzukühlen.

Hatten die Franzosen schon bei den kleinen Gefechten am Po, stets möglichst viel Aufhebens von ihrem Einschreiten oder von der schrecklichen Wirkung einiger Schüsse aus ihren „fürchterlichen" gezogenen Kanonen gemacht, welche auf 3 oder 4000 Metres alles in Trümmer und die Oesterreicher, welche etwa nicht eiligst ausrissen, in Stücke verwandelten, so gab das Ge-

fecht bei Montebello ihnen nun einen ganz anderen Maßstab in die Hand. Die Uebertreibungen in ihren Berichten gingen in's Fabelhafteste. Wenige Tausend Franzosen hatten 20,000 Oesterreicher geschlagen, mit Verlust von eben so vielen hunderten Todten und Verwundeten, wie den Oesterreichern das vier- oder fünffache vorgerechnet wurde. Von der heldenmüthigen Tapferkeit der drei piemontesischen Cavallerieregimenter, war dagegen kaum die Rede, obwohl diesen in Wahrheit kein geringer Ruhm zufällt, denn nur ihren ungestümen, wiederholten Angriffen gelang es, die Oesterreicher so lange aufzuhalten, bis die Franzosen sich sammeln konnten. Nach den bis jetzt erlangten Proben der französischen Berichtmacherei, wird man viele Wunder zu hören bekommen, jedenfalls aber wohlthun, keine Angabe als gewiß zu betrachten, bis man Gelegenheit gehabt hat, andere parteilosere Darstellungen damit zu vergleichen.

Im Hauptquartier zu Garlasco gab das Gefecht bei Montebello das freudige Bewußtsein, daß man auf die furchtloseste Tapferkeit und Zähigkeit aller Regimenter, der so vielen Völkern und Zungen zusammengesetzten Armee, unbedingt zählen könne. Verschiedene Versuche, die Soldaten eidbrüchig zu machen, konnte man verachten; der offizielle Schlachtbericht zeichnete sich durch Klarheit und einen Ausdruck von Offenheit und Wahrheit aus, welcher vortheilhaft wirken mußte. Noch aber lagen die müden und blutigen Kämpfer von Montebello im Brückenkopfe von Viccarizza und in den Defileen von Stradella, als am 21. die Nachricht eintraf, daß auf dem rechten Flügel so eben ein heftiger Angriff statt gefunden habe. Der piemontesische General Cialdini drang mit seiner Division auf das linke Ufer der Sesia, von Vercelli aus, und griff, 10 bis 12,000 Mann stark, die österreichische Brigade Ceschi mit solchem Ungestüm an, daß diese fechtend und nicht ohne Verlust gegen Orfengo zurückgedrängt wurde; nachdem sie jedoch Verstärkung erhalten, wurden die Piemontesen durch einen Flankenangriff zum Rückzuge genöthigt. Dieser sollte nach den Wiener Berichten sie auf das rechte Sesiaufer zurückgeworfen haben, es zeigte sich jedoch bald, daß dies nicht so ganz und unbedingt der Fall gewesen. Borgovercelli blieb in ihren Händen, auch warfen sie bei Candia, Casale gegenüber, Schanzen auf. — Diese Ereignisse

an der Sesia wurden am Tage darauf durch eine andere Neuigkeit von eigenthümlichem Interesse vermehrt. Joseph Garibaldi, der Held der Freischaaren, Mazzini's früherer Genosse, jetzt ein gebesserter Republikaner und Generalmajor im Dienste des Königs von Sardinien, war an demselben 21. Mai mit 4000 Mann in Arona am Lago Maggiore erschienen, hatte in der Nacht zum 23. den Ticinco überschritten, und war in das österreichische Gebiet eingefallen. Aus verwegenen Kerlen, zum Theil aus den piemontesischen Strafcompagnien ausgesucht, zum Theil alte Genossen aus früheren Zeiten, sollte diese Schaar bestehen. Der Bandenführer — wie ihn die Oesterreichischen Zeitungen tituliren — war als Mann von romantischer Tapferkeit und nicht geringem militärischen Geschick bekannt; aber dieser Zug mit einer Hand voll unregulärer Soldaten, ohne Cavallerie, ohne Artillerie in das österreichische Bergland an den Seen, vielleicht sogar weiter hinab noch, glich auf ein Haar so sehr einem planlosen Abenteuer auf gut Glück, daß zunächst kaum jemand daran zweifelte, diese tollkühnen Gesellen würden bald ihr Ende gefunden haben. Daß der Abenteurer gefangen und erschossen, seine Bande in braunen Blusen, rothen Gürteln und rothen Mützen zerstreut und niedergehauen, und in die Schweiz geflohen sei, was der Rache der Oesterreicher enkommen konnte, ward auch bald genug berichtet.

Diese beiden Demonstrationen wurden in Garlasco mit größter Vorsicht aufgenommen, und nach genauer Erwägung sah man darin nur ein Scheinmanöver, um den österreichischen Obergeneral zu nöthigen, seine Macht möglichst zu zersplittern, indem er seinen rechten Flügel an der Sesia verstärkte und ein Corps zu Garibaldi's Verfolgung abschickte. Es ist kaum zu bezweifeln, daß man das Richtige getroffen hatte. Beide Demonstrationen waren sicherlich darauf berechnet, das zu bezwecken, was Graf Gyulai daraus entnahm. Wenn Garibaldi's Corps vernichtet wurde, der kühne Guerilla seinen Tod fand oder in die Schweiz flüchtete, war dem Kaiser Napoleon gewiß nichts daran gelegen und die französische Armee hätte schwerlich deßwegen getrauert. Der Republikaner, welcher Rom dreißig Tage gegen die Franzosen mit wilder Energie vertheidigt hatte, konnte unmöglich Gegenstand napoleonischer Zärtlichkeit sein.

Die österreichischen Generale faßten dies ganze Gebahren demgemäß auf und wurden ihrer Meinung um so gewisser. Statt seinen rechten Flügel zu verstärken, gab Graf Gyulai dem Benedek'schen Corps Befehl, sich noch dichter an das Centrum zu schließen, und statt Regimenter gegen den Bandenführer nach Mailand und Como zu schicken, schickte er den tapferen, schnellen General Urban, den Chef der fliegenden Colonnen in der Lombardei, um zusammenzuraffen was an Soldaten vorhanden und Garibaldi zu Paaren zu treiben. Niemand zweifelte daran, daß dies bald geschehen sein würde, allein Eines war jedesfalls gewiß. Es zeigte sich als unabweislich wahr, daß die Oesterreicher am Lago Maggiore und am oberen Ticino so gut wie gar keine Streitmacht besaßen. Mit ihren drei Kriegsdampfern und einer kleinen Besatzung in Laveno beherrschten sie den See, eine Colonne von einigen 1000 Mann mit einigem Geschütz in der Nähe von Como; dies war vor der Hand alles Verfügbare, um den Parteigänger zurückzudrängen.

In Garlasco kümmerte man sich aber noch nicht um ihn, als Garibaldi jene Colonne geschlagen hatte, von Varese auf Como losging und das Land umher in Aufstand gerieth. Das Einzige, was Graf Gyulai that, war eine Proklamation zu erlassen, welche blutige Rache mit Feuer und Schwert jedem ankündigte, der Verrath spinne und den Feind unterstütze. Hinter meinem Rücken bricht der Aufruhr los, sagte der General, ich werde mich aber nicht dadurch bewegen lassen, meine Stellung aufzugeben, dies Ziel wird nicht erreicht werden.

Man hat die blutigen Drohungen des österreichischen Obergenerals als Barbarei ausgerufen, allein man vergleiche damit die Proclamation Garibaldi's, welche er beim Eintritt in die Lombardei erließ: „Lombarden! Ihr seid zu einem neuen Leben berufen und Ihr müßt diesem Aufrufe Folge leisten, wie Eure Väter bei Prescia und Legnano. Der Feind ist noch immer derselbe, ein unbarmherziger, unmenschlicher und raubsüchtiger Mörder. Eure Brüder aus allen Provinzen haben geschworen, mit Euch zu siegen oder zu sterben. Es ist an uns, die Beleidigungen, die Beschimpfungen, die Sclaverei von zwanzig vergangenen Generationen zu rächen, es ist an uns, unseren Söhnen, ein von der Befleckung der fremden Soldatesca reines Erbe

zu hinterlassen. Victor Emanuel, den der Wille der Nation zu unserem ersten Chef gewählt hat, schickt mich in Eure Mitte, um aus Euch patriotische Bataillone zu organisiren. Ich bin tief bewegt von der mir gewordenen wichtigen Sendung und stolz darauf, Euch zu befehligen. Zu den Waffen also: Die Sclaverei muß aufhören. Wer eine Waffe ergreifen kann und thut es nicht, ist ein Verräther. Italien mit seinen vereinten, von der fremden Herrschaft befreiten Kindern wird den Rang erobern, den ihm die göttliche Vorsehung unter den Nationen angewiesen hat."

Einer solchen Proklamation gegenüber, welche die Lombardei nicht allein zum Aufstand auffordert, sondern auch den König von Sardinien als Landesherrn erklärt und jeden zum Verräther stempelt, der nicht zu den Waffen greift, konnte Graf Gyulai kaum Anderes, als die schrecklichsten Drohungen entgegensetzen; eingedenk überdies seiner oft geäußerten Meinung, daß dies Volk nimmer mit Güte, sondern nur durch Furcht und Strenge zu regieren sei.

Alle, welche die Lombardei in dieser letzten Zeit sahen, stimmen darin überein, daß die finsteren Gesichter und die Mienen des Hasses, einen ganz anderen Anblick boten, als die Offenheit und Zufriedenheit, welche vorherrschend in den besetzten Theilen Piemonts zu erkennen war. Wie tief der Boden überall unterwühlt und wie allgemein das Verlangen, Oesterreichs Herrschaft los zu werden, bezeugte auch sofort das Eindringen Garibaldi's. Ueberall wurde er als Befreier empfangen, seine Alpenjäger mit Entzücken aufgenommen, in Varese mit allen Glocken geläutet, in Como die Stadt wie die Schaar mit Blumen und Kränzen geschmückt. Die glühendste Begeisterung war aufgeweckt, wohin er kam, der Aufruhr mit reißender Schnelle verbreitet. Dieser Begeisterung verdankt Garibaldi auch jedenfalls seine Siege. Es sind bis jetzt nur so verworrene Nachrichten darüber vorhanden, daß es unmöglich ist, durch Sichtung die Wahrheit zu erkennen. Die Tartarennachricht, daß er geschlagen und in das schweizerische Tessin gedrängt worden sei, wurde schnell widerlegt durch einen neuen Sieg, den er bei Cantu auf der Straße nach Mailand erfochten. Plötzlich wieder kamen gute Nachrichten für Oesterreich: General Urban hatte 8000 Mann und 16 Kanonen gesammelt und damit die Rückzugslinie Garibaldi's abgeschnitten, andere Co-

lonnen sollten den Abenteurer in der Front fassen. Die Oesterreicher nahmen Varese; allgemeine Flucht dort und von Como in die Schweiz. Der Bischof von Como kam, um Gnade bitttend für die Stadt und die bethörten Bürger, allein General Urban war nicht mit dem Oelzweig erschienen. Er legte Varese eine unerschwingliche Contribution von 3 Millionen Lire auf; während dessen aber machte Garibaldi einen vergeblichen Versuch, sich des befestigten Ortes Laveno am Lago Maggiore, oder Langen-See, wie ihn die Schweizer nennen, zu bemächtigen, um die österreichischen Dampfer in seine Gewalt zu bekommen, sich vertheidigen oder entkommen zu können. General Urban gab Varese der Plünderung preis, bei dieser Arbeit aber überraschte Garibaldi mit seinen Schaaren die Oesterreicher und die Bajonnette und langen Messer der Alpenjäger räumten unter den Plünderern auf, daß sie eiligst fliehen mußten.

Alle diese Nachrichten wirbeln in den zehn Tagen, vom 23. Mai bis zum 3. Juni unter einander. Als gewiß bleibt nur stehen, daß Garibaldi nicht bezwungen und verjagt wurde, daß er zwischen dem Langen- und dem Comosee sich zu halten vermochte, und daß der Aufstand nicht erstickt wurde, sondern am Comersee hinauf bis an die Schweizergrenze und in's obere Addathal, bis an Tyrol, sich verbreitete. Das hohe Gebirgsthal der Adda, das Veltlin genannt (Val telin) war 1815 mit den Landschaften Bormio und Cleven (Chiavenna) nicht an die Schweiz zurückgegeben worden, sondern den Oesterreichern verblieben, welche 1824 die berühmte Straße über das Stilfser- oder Wormser-Joch bauten, die höchste und merkwürdigste Alpenstraße Europa's, 8850 Fuß hoch, von den höchsten Gebirgsstöcken der Tyroler und Rhätischen Alpen umringt. Mit dieser berühmten Straße sicherte Oesterreich seine Verbindung aus der Lombardei nach Tyrol, sie war von großer Bedeutung. Das Veltlin ist eben so voll von romantischen Schönheiten, wie, namentlich im unteren Theile, reich und fruchtbar an Seiden- und Feldbau, wie an Wein, der den dunkelrothen, feurigen Veltliner liefert. Es wird von 100,000 Menschen bewohnt und diese sind zum größten Theil die kühnsten und abgehärtetsten Gems- und Bärenjäger, die man finden kann. Die Kugelbüchse hängt in jeder Hütte und die Schützen aus

dem Veltlin besitzen keinen geringen Ruf. Die Oesterreicher haben aus diesem Thale mit seinen Nebenthälern die Provinz Sondrio gemacht, so genannt nach dem Hauptflecken, allein zu Oesterreichern konnten sie die Veltliner nicht umwandeln — und eben so wenig haben diese jemals die alten Zeiten und Verhältnisse vergessen, obwohl das Volk eben keine sehr angenehme Erinnerungen aufbewahrt haben kann, denn Veltlin war ein erobertes Vasallenland der gnädigen Herren in Graubündten, und Sprache wie Sitte ziehen diese Thäler sehnlich weit mehr nach Italien, denn zur Schweiz. Eben aber weil sie italienisches Blut haben, läßt es sich wohl erklären, daß die Jugend in Sondrio und Bormio zusammenlief, sobald Garibaldi's Ruf in diese Berge drang, und da Oesterreich keine Soldaten hier hatte, sondern nur eine Anzahl Zöllner und Grenzwächter, waren diese bald entwaffnet und vertrieben. Sicherlich würde der Lohn dafür nicht ausgeblieben sein, sowenig als in Como und wo der Doppeladler niedergerissen wurde, und schon hatte General Urban 3 Brigaden vereinigt, als plötzlich und unerwartet sich die Lage der Dinge am Po und der Sesia änderte.

Hatten die französischen Feldherren durch das Gefecht am 21. Mai auf dem linken Sesiaufer und durch Garibaldi's Zug den Feldzeugmeister zur Theilung seiner Streitkräfte zwingen wollen, so mußten sie, nachdem sich die österreichische Macht von Mortara bis Pavia nicht rührte, erkennen, daß ihre Absicht vereitelt sei. Es wurde demnach, nach einem Abwarten vom 21. bis zum 27. ein neuer Angriffsplan von den Verbündeten angenommen und statt des Angriffs auf die Linie am unteren Po, eine Ueberflügelung des rechten österreichischen Flügels an der Sesia adoptirt.

Das Gefecht vom 21. hatte bewiesen, daß dieser Flügel schwach war, Graf Gyulai hier auf nichts Entscheidendes rechnete; dazu auch wohl berechnete, daß bei dem durchschnittenen Terrain, den vielen Canälen, Reisfeldern, Deichen, umbuschten Gräben und Wasserfäden die Vertheidigung sich eben so viel erleichtere, wie den Angriff einer starken Macht erschwere; man ahnte daher in Garlasco nicht, daß vom 27. an zahlreiche Regimenter in dicht aufeinander folgenden Eisenbahnzügen, von Novi, Tortona und Alessandria her nach Casale und Vercelli geschafft wurden. Diesen neuen Faktor

der Kriegsführung, die Eisenbahnen, scheint man im österreichischen Hauptquartier nicht gehörig in Rechnung gestellt zu haben, hieran aber scheiterte ein bedeutender Theil der österreichischen Combinationen. Die ganze Situation verwandelte sich binnen zwei Tagen, in welchen, wie von Seiten der Verbündeten behauptet wird, 115,000 Mann nach Casale und Vercelli geführt wurden. Wird diese Zahl aber auch bis auf die Hälfte ermäßigt, so war doch gewiß, daß eine gewichtige Heersäule sich an der Sesia vereinigte und die gesammte verbündete Armee ihren Stoß dorthin richtete. Wäre dieser Plan früher schon gefaßt worden, so hätte man nicht nöthig gehabt, vom 21. bis 30. Mai zu warten, man hätte ohne Zweifel sofort damit begonnen.

Den linken Flügel befehligte König Victor Emanuel und er vereinigte jetzt hierzu nicht allein vier Divisionen seines eigenen Heeres, sondern es waren ihm auch mehrere französische, namentlich afrikanische Regimenter beigegeben, die als Kern der französischen Macht betrachtet werden. Ueberdies stand hinter ihm das Armeecorps des General Niel bereit zur Unterstützung. Die Zuaven so voll Uebermuth, daß sie Tafeln an die Waggons hingen, welche sie nach Vercelli brachten mit der Aufschrift: Train de plaissir à Vienne! und mit anderen Spöttereien.

Von allen diesen Vorbereitungen ahnte man in Garlasco noch immer nichts. Die österreichischen Brigaden hatten sich in Casalino, Vinzaglio und in dem großen Dorfe Palestro verschanzt, ihre Reserven standen in dem Flecken Robbio nach Mortara hin, ihre Vorposten gegen die Sesia und Vercelli von Gräben, Deichen, Reis- und Kornfeldern gedeckt.

König Victor Emanuel hielt die 1., 2. und 3. Division unter Castelborgo. Fanti und Durando in Vercelli bereit, die 4. unter Cialdini befand sich schon auf dem linken Sesiaufer in Borgo Vercelli in den eroberten Stellungen. Am 20. um 2 Uhr Nachmittags wurde von dort aus der Angriff auf Vinzaglio eröffnet. Ein Regiment piemontesischer Schützen, Bersaglieri schlich sich durch die Reis- und Kornfelder heran und warf sich dann mit größtem Ungestüm, ohne ihre Gewehre mehr als einmal zu laden, mit dem Bajonnett auf die österreichischen Verschanzungen. Zu gleicher Zeit gingen

die drei anderen Divisionen von Vercelli aus über den Fluß auf einer Schiffbrücke, welche in der Nähe der von den Oesterreichern gesprengten Brücke, rasch geschlagen war. Die piemontesischen Divisionen werden von 4 Batterien unterstützt, doch war die Artillerie in diesem Gewirre von Gräben und Canälen wenig zu gebrauchen, eben so wenig die Cavallerie, von welcher auch nur einige Schwadronen vorhanden. Der Kampf auf diesem durchschnittenen Boden mußte von der Infanterie ausgefochten werden, und wie bei Montebello es sich schon gezeigt, war die Erbitterung so groß und der Zuruf des Kaisers Napoleon, daß das Bajonnet die entscheidende Waffe sei, so wirksam, daß es auch hier sehr bald zu ganz ähnlichen mörderischen Auftritten kam.

Die Division Cialdini stürzte sich auf das Dorf Vinzaglio, Fants und Castelborgo drangen auf Palestro los, Durando nahm Casalino. Die französischen Regimenter, das 3. der Zuaven und das 8. Linienregiment, dienten zur Reserve. Das gemeinsame Ziel war Palestro, auf welches auch die Division Cialdini loseilte, nachdem sie in einem wüthenden Anlauf Vinzaglio genommen hatte.

Aber dieser Kampf war ein schrecklicher und blutiger. Obwohl die Oesterreicher zunächst überrascht sein mochten, standen sie doch schnell zur tapfersten Gegenwehr bereit. Die gemauerten Häuser, die kleinen Fenster, die eng aneinander liegenden Gebäude, alles war zu einem Widerstande geeignet, der in zähester Weise geführt wurde. Während die Bersaglieri sich in die Dorfgasse stürzten, wurden alle Höfe von den österreichischen Grenadieren und Jägern besetzt, welche über alle Hecken, Zäume und Mauern einen Hagel von Kugeln in die Reihen der Piemontesen schleuderten. Bis zur Wuth erhitzt übersprangen und zerbrachen die Bersaglieri's und die ihnen nachfolgenden Regimenter aber nach und nach alle Hindernisse und Haus für Haus erstürmend und erobernd setzten sich die Kämpfe im Innern der Gebäude fort. Nur die Oesterreicher schossen, so lange ihnen dies möglich war, dann wurde mit der blanken Waffe die Sache ausgemacht. Mit Säbeln, Pallaschen, Gewehrkolben und Bajonnetten wüthete das Morden unter allen Dächern, bis endlich Flammen aufloderten, das Dorf in Brand gerieth und Leichen und Sterbende unter Schutt und Trümmern begraben wurden.

Jetzt erst zogen sich die Oesterreicher zurück, in manchen Häusern aber wurden sie abgeschnitten, und die Piemontesen behaupten, gegen 400 gefangen zu haben. Der Kampf ward mit solcher Wuth geführt und der Besitz des Dorfes so theuer erkauft, daß wie die turiner Berichte eingestehen, die beiden Regimenter 9 und 10 der Brigade Regina völlig decimirt waren.

Von den Flammen Vinzaglio's begleitet eilte die Division Cialdini jetzt auf Palestro, wo inzwischen der Angriff ebenfalls begonnen hatte. Hier waren jedoch die Oesterreicher besser vorbereitet und das Dorf wie die umliegenden Felder mit Verhauen und Verschanzungen versehen. König Victor Emanuel selbst befand sich hier an der Spitze seiner Sturmcolonnen, und mit derselben ungestümen, todverachtenden Tapferkeit, die er als Prinz schon bei Goito, bei Novara und an so manchen anderen Orten bewiesen, stürzte er sich in den dichtesten Kugelhagel, um mit seinen Bersaglieris die österreichischen Pallisaden zu stürmen. Dem General La Marmora wurde dicht neben das Pferd erschossen, mehrere ihn umgebende Offiziere sanken todt oder verwundet zu Boden; vergebens riefen seine eigenen Soldaten ihm bittend zu, sein Leben nicht in solche Gefahr zu bringen, ein Beispiel, das am folgenden Tage selbst von den Zuaven wiederholt wurde, welche freilich von dieser romantischen Bravour des Königs entzückt, ihn zu ihrem Liebling machten. Einer von ihnen soll, als die Bersaglieris das Geschrei: vive Victor Emanuel! mit dem Rufe: vives les Zouaves! erwiederten, gesagt haben „Euer König ist der erste der Zuaven, denn er nimmt gar keine Vernunft an."

Bei aller dieser ritterlichen Kühnheit des Königs, welche freilich mehr eine Zierde des Kriegers als des Feldherrn ist, wie auch bei aller todverachtenden Tapferkeit seiner begeisterten Soldaten, dauerte es doch lange, ehe Palestro wie Vinzaglio erobert wurde. Die Division Cialdini war auch hier an der Spitze des Gefechts und die Bersaglieri stürmten nochmals mit dem Bajonnet die befestigten Eingänge des Dorfes. Ein Straßen- und Häuserkampf mit allen seinen Schrecken entwickelte sich auch hier. Die blanke Waffe entschied, die meisten Leichen lagen durchstochen, die meisten Wunden hatte das dreikantige Eisen der Bajonnete gemacht. Erst als die Division

Durando zu Hülfe kam, die ganze Streitmacht der Piemontesen sich also vereinigt hatte, gelang es, die Oesterreicher zum Rückzuge zu bewegen, welcher um 7 Uhr Nachmittags langsam und in guter Ordnung angetreten wurde.

Die Piemontesen waren in ihrer Gesammtheit gegen 30,000 Mann stark, die Oesterreicher kann man nicht höher als 15 bis 20,000 Mann schätzen, wenn auch die Berichte der Verbündeten sie auf 35,000 Mann angeben. Der Rückzug geschah ohne Verlust an Geschütz und ging nur eine Stunde weit bis Robbio, auf der Straße nach Mortara.

Gegen das Ende des Gefechtes war, auf schnelle Benachrichtigung des kommandirenden Generals Zobel aus Garlasco der Oberfeldherr herbeigeeilt, und wie behauptet wird, erkannte derselbe jetzt den Plan der Verbündeten, die beabsichtigte Umgehung des rechten Flügels, und damit auch die Gewißheit, daß die feste Stellung am Po jetzt schleunigst aufgegeben werden müsse, um den Tessin zu decken. Es soll demnach sofort Befehl gegeben worden sein, das Hauptquartier von Garlasco nach Abbiategrasso jenseits des Tessin auf österreichisches Gebiet zu verlegen, auch sei Graf Gyulai nicht wieder nach Garlasco zurückgekehrt.

Bei der Unsicherheit, welche jetzt noch über diese Vorgänge herrscht und da obenein über die so wichtigen Gefechte vom 30. und 31. Mai fast gar nichts von österreichischer Seite veröffentlicht wurde, müssen diese Angaben auf sich beruhen bleiben. Einiges jedoch spricht dafür, daß wahrscheinlich auch damals noch nicht die Meinung aufgegeben wurde, es handle sich bei alledem doch nur um Scheinangriffe an der Sesia, um die Aufmerksamkeit von Pavia und Piacenza abzuwenden. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde der Obergeneral etwas gethan haben, um das wichtige Novara zu sichern, auf welches noch vor wenigen Tagen von der österreichischen Militärzeituug die größte Bedeutung gelegt wurde.

Dies geschah jedoch nicht, aber es fand am 31. ein neues heftiges Gefecht auf demselben Schauplatze statt. Die Oesterreicher drangen von dem nahen Robbio aus, um 6 Uhr Morgens, in Massen auf Palestro los und warfen die Sardinier nach lebhaftem Kampfe hinaus. Etwas später wurde

auch Confienza angegriffen und ebenfalls erobert. Die Piemontesen schlugen sich mit größter Tapferkeit in ihren verschanzten Stellungen und König Victor Emanuel gab die stärksten Beweise seines persönlichen Muthes, indem er an der Spitze der Division Cialdini seine Soldaten zum Widerstande ermunterte. Inzwischen drangen die Oesterreicher bis an die Sesia vor und eine Umgehung des rechten Flügels der Piemontesen würde entscheidend gewesen sein, wenn nicht eben jetzt, mit anderer Unterstützung, auch das dritte Zuavenregiment auf dem Kampfplatze erschienen wäre.

Und jetzt geschah eine der glänzendsten Waffenthaten, welche aus diesem Kriege bis jetzt zu melden sind. Eine österreichische Batterie von 8 Kanonen beschoß von einem hohen Damme aus die piemontesische Stellung mit größtem Erfolg; von der Vertreibung und Eroberung dieser Batterie hing der Ausgang des Kampfes ab, es hing davon ab, daß die Piemontesen aus ihrer bisherigen Vertheidigung zum Angriff übergehen konnten. Die österreichische Batterie stand geschützt an ihrer Front von einem breiten und tiefen Graben, allein sie hatte einen noch tieferen Kanal hinter sich. Bei einem gelungenen Angriff des Feindes war es nicht leicht, die Kanonen rasch zurückzubringen, sie mußten voraussichtlich verloren gehen.

Als das Zuavenregiment den Befehl erhielt, diese gefährliche Batterie anzugreifen, stand es hinter einem Teiche, der es deckte. Die Soldaten sprangen hinauf, sahen sich die Kanonen an und theilten sich ihre Bemerkungen mit, plötzlich aber von den Befehlen ihres Obersten und ihrer Offiziere ermuntert, stürzten sich mit dem üblichen Schlachtruf: En avant! die Böschung hinab; warfen sich nieder, als die Blitze der Kanonen ihnen entgegensprühten und sprangen dann auf und in den Graben, dessen Wasser 3 Fuß hoch war. Sie hatten die Verabredung getroffen, sich nicht mit Schießen aufzuhalten, das unter den obwaltenden Umständen auch ziemlich überflüssig gewesen wäre. Als sie aus den Gräben stiegen, war überdies das Pulver ihrer Patronen durchnäßt; doch ohne Anhalt, ihren Kriegsschrei ausstoßend, kletterten sie den steilen Damm hinauf und tauchten Dämonen gleich in dem Pulverdampfe auf, der diesen feuerspeienden Damm einhüllte. Die 400 Mann starke Deckung der Geschütze warf sich ihnen entgegen und es entstand ein schreck-

licher Kampf; Mann gegen Mann, der auch diesmal mit Bajonneten, Säbeln und Kolben ausgefochten wurde.

In kurzer Zeit waren jedoch die 400 Oesterreicher überwältigt, zum Theil durchbohrt, zum Theil in den Canal hinabgestürzt, wo sie ertranken. Die Kanoniere wurden bei ihren Kanonen niedergestochen und 5 derselben erobert, während es glückte 3 durch schleunigen Rückzug zu retten. — Zu derselben Zeit aber brach Victor Emanuel mit seinen Piemontesen aus den Schanzen hervor, folgte den Zuaven nach und setzte sich zur Verfolgung des Feindes an deren Spitze. Hierbei soll es geschehen sein, daß die Zuaven ihn dringend baten zurückzugehen und ihnen das weitere zu überlassen, allein dazu ließ sich der tapfere König nicht bewegen. Er zog sich nicht eher zurück, bis die Oesterreicher alles, was sie genommen, wieder aufgegeben, auch Palestro wieder verlassen hatten, und sich nach Robbio wendeten. In Confienza endete der Kampf damit, daß die Division Durando den Platz behauptete.

So war an diesen beiden Tagen, in Gefechten, welche nichts entschieden, auf's blutigste gestritten worden. Um den Besitz einiger Dörfer auf dem Raume einer Stunde waren mehr als tausend Menschen gefallen und eine weit größere Zahl verwundet worden. Wie üblich wurde der Verlust der Oesterreicher in Turin und Paris stark übertrieben, die eigenen Verluste dagegen in demselben Maßstabe verkleinert; aber auch bei diesen Gefechten trat die selbstsüchtige Ruhmbegier der Franzosen in grellster Weise hervor. Von der Tapferkeit der Piemontesen, welche zwei Tage lang im wildesten Kampfgewühl sich erprobt, war fast nur nebenher die Rede, während dem Zuavenregiment alle Siegeskränze zugeworfen wurden. In Paris entstand ein unmäßiger Jubel, der Nationalhochmuth schmückte diese kühne Waffenthat und den Vorgang selbst, auf's fabelhafteste aus.

Eines aber ließ dieser blutige, letzte Maitag nicht länger ungewiß. Es stand eine starke verbündete Armee in und um Vercelli. Wäre dem österreichischen Oberfeldherrn aber noch irgend ein Zweifel übrig geblieben, was der Feind beabsichtigte, so mußte dieser nach wenigen Stunden verschwinden. Die französische Division Trochu hatte schon am 31. die Sardinier unterstützt, in der Nacht auf den 1. Juni machte das Niel'sche Corps eine Vor-

wärtsbewegung gegen Novara. Eine kleine Schaar von 1400 Oesterreichern war alles, was der französische General fand und vor sich hertrieb. Am Morgen früh um 7 Uhr zog er in Novara ein, wenige Stunden später war auch der Kaiser Napoleon zur Stelle. Der wichtige Platz kam ohne Schwertstreich in die Hände der Verbündeten, und vor ihnen lag jetzt die große Straße nach Mailand, begleitet von der Eisenbahn; die Brücke von Buffalora über den Ticino, diesen Grenzfluß überhaupt, der, unbewacht wie er war, den Eingang in die Lombardei an allen Punkten gestattete.

Die Ueberflügelung war somit vollendet. Graf Gyulai verlegte sofort sein Hauptquartier von Garlasco nach Abbiategrasso am linken Ticinoufer, befahl seiner Armee die Stellung am Po zu verlassen und über den Tessin zu gehen, um den Verbündeten den Uebergang und den Weg nach Mailand zu verlegen. Der rechte Flügel, die Corps der Generale Zobel, Schwarzenberg und Liechtenstein, marschirten eiligst am 2. über Mortara und Vigevano auf Abbiategrasso, und erreichten zeitig genug die Stellung bei Magenta. Die ganze österreichische Armee verließ die Sesia und den Po, nachdem sie 1 Monat und 2 Tage die Lomellina inne gehabt, und nun begann der Krieg in der Lombardei mit dem blutigen Ringen bei Magenta am 4. Juni, über welches noch keine genügenden Einzelheiten vorliegen.

So viel jedoch ist gewiß, daß es die Oesterreicher an Tapferkeit und Ausdauer wie bei allen diesen Kämpfen, so auch bei Magenta, nicht fehlen ließen; gewiß auch, daß die schreckliche Seite dieses Krieges sich hier in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigte. Nicht allein die seit den letzten zehn Jahren durch zahlreiche Erfindungen immer mehr verbesserten Feuerwaffen und Geschütze, machen diesen Krieg so mörderisch, wie die neue Geschichte keinen anderen aufzuweisen hat, mehr noch trägt dazu die furchtbare Kampfweise bei, welche, die Schußwaffe verachtend, das Bajonnet zu dem Mordinstrument macht.

Der Kaiser Napoleon hat dies seinen Soldaten ja empfohlen und Er, der Retter der Gesellschaft, der Schutzengel der Civilisation, verschmäht es nicht, aus Afrika die Horden der Turkos, Beduinen, Mauren, Neger, nach Italien zu führen, welche durch den Judenmord und Plünderung in Algier

ein Vorspiel zu ihren Kriegsthaten lieferten, von denen die Berichte über das Gefecht von Turbigo fürchterliche Schilderungen bringen.

Doch jetzt erst beginnt für Oesterreich der Krieg auf dem Boden, wo er geführt werden muß. Mailand ist kein bedeutender Verlust. Der von den Verbündeten theuer erkaufte Sieg hat der Kraft und dem Muth des österreichischen Heeres nicht geschadet. Alles was man erfahren, beweist, daß die Franzosen wenige Trophäen aufzuweisen haben. Auch eine neue Schlacht an der Adda wird, wenn sie verloren gehen sollte, Oesterreichs Ehre vermehren und seine Sache nicht wesentlich verschlimmern. Der Besitz Italiens hängt von der Behauptung der Minciolinie ab, von dem verschobenen Quadrat der vier Festungen, welche die Lombardei sowohl, wie Venedig beschirmen. — Was Bedenken machen kann, sind nicht Bersaglieri, Zuaven und Turkos, sondern die Aufstände des Volkes, überall wo die Oesterreicher weichen, der ingrimmige Haß, welcher an allen Orten auflodert, die Gewißheit, daß die mehrhundertjährige Herrschaft so wenig wie der letzte mehr als vierzigjährige Besitz eine Anhänglichkeit bei den Italienern hat erwecken können. Ein Krieg in Mitte eines Volkes, das mit entflammter Wuth seine Fesseln zerbrechen will, unterstützt von dem gewaltigsten Kriegsheere Europa's, ist jedenfalls ein überaus gefahrvoller Krieg.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Kleine Actenstücke.

Proklamation

des Königs von Sardinien

vom 27. April.

„Soldaten! Oesterreich, das seine Armeen an unseren Grenzen zusammenzieht, droht, in unser Gebiet einzufallen, weil hier die Freiheit im Bunde mit der Ordnung regiert; weil nicht die Gewalt, sondern Eintracht und Liebe des Volkes zu seinem Herrscher den Staat lenken; weil hier der Schmerzensschrei des unterdrückten Italiens ein Echo findet. Oesterreich wagt, uns den Befehl anzukündigen — uns, die wir Waffen haben, um uns zu wehren — diese Waffen niederzulegen und uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Eine so beleidigende Aufforderung verdiente nur Eine Antwort: wir haben sie mit Entrüstung zurückgewiesen.

Soldaten! Ich theile Euch diese Thatsache in der Ueberzeugung mit, daß Ihr die Beleidigung, die Eurem Könige und der Nation zugefügt worden, zu der Eurigen machen werdet. Die Nachricht, die ich Euch mittheile, ist eine Kriegsnachricht. Also zu den Waffen Soldaten! Ihr werdet einen Feind, der Euch nicht neu ist, vor Euch finden; aber wenn er tapfer und wohldisciplinirt ist, so habt Ihr doch durchaus den Vergleich nicht zu scheuen,

und dürft Euch Goito's, Pastrengo's, Santa Lucia's, Somma-Compagna's und sogar Custozza's rühmen, wo nur vier Brigaden drei Tage lang gegen fünf Armeekorps gekämpft haben.

Ich werde an Eurer Spitze vorrücken. Ich befand mich schon mit einer großen Anzahl von Euch inmitten der Gefechte und konnte, als ich an der Seite meines erlauchten Vaters kämpfte, mit Stolz Eure Tapferkeit bewundern.

Auf dem Felde der Ehre und des Ruhmes werdet Ihr, dessen bin ich gewiß, Euren Ruf der Tapferkeit bewahren und vermehren. Zu Gefährten werdet Ihr jene unerschrockenen Soldaten Frankreichs haben, die Sieger in so vielen Schlachten, die mit Euch an der Tschernaja kämpften und welche Napoleon III., der stets zum Beistande bereit ist, wo es gilt, eine gerechte Sache zu vertheidigen und der Sache der Civilisation den Sieg zu verschaffen, hochherzig in zahlreichen Cohorten uns zu Hülfe sendet.

Vorwärts denn, die Ihr voll Vertrauen auf den Sieg seid! Neue Lorbeeren werden Eure Fahne schmücken, diese Fahne, welche mit ihren drei Farben und mit der Elite der Jugend, die sich aus allen Theilen Italiens um dieselbe sammelt, um sich in ihrem Schatten zum Kampfe zu schaaren, Euch mahnt, daß Ihr Italiens Unabhängigkeit zu vollenden habt, — dieses gerechte und heilige Ziel, welches Euer Feldgeschrei sein wird."

Turin den 27. April 1859.

Victor Emanuel.

Proklamation

des österreichischen Oberbefehlshabers Grafen Gyulai

vom 29. April.

„An die Völker Sardiniens! Völker Sardiniens! Indem wir Euere Grenzen überschreiten, haben wir unsere Waffen nicht gegen Euch gerichtet.

Unsere Waffen, sie gelten einer Umsturzpartei, die schwach an Zahl, aber mächtig an Verwegenheit ist, die Euch selbst gewaltthätig unterdrückt, sich gegen jedes Friedenswort empört und an den Rechten anderer italienischer Staaten und auch an denen Oesterreichs sich vergreift.

Werden die kaiserlichen Adler von Euch ohne Haß und ohne Widerstand empfangen werden, so werden sie auch Ordnung, Ruhe, Mäßigung mit sich bringen; der friedliche Bürger kann mit Sicherheit darauf bauen, daß Freiheit, Ehre, Gesetz und Habe als unverletzlich geachtet und beschützt werden sollen.

Mein Wort ist Euch Bürge für die bewährte Mannszucht, die bei den kaiserlichen Truppen Hand in Hand mit der Tapferkeit geht.

Als Organ der großherzigen Gesinnungen meines erlauchten Kaisers und Herrn, proklamire und wiederhole ich Euch in dem Augenblick, in welchem ich Euren Boden betrete, nur das Eine: daß unser Krieg kein Krieg gegen Völker und Nationen, sondern gegen eine herausfordernde Partei ist, die unter dem gleißnerischen Deckmantel der Freiheit Jedermann endlich der Freiheit berauben würde, wenn der Gott unseres Heeres nicht auch der Gott der Gerechtigkeit wäre.

Wird nur einmal Euer und unser Gegner bezwungen, werden nur Ordnung und Frieden wieder hergestellt sein, so werdet Ihr, die Ihr uns jetzt Feinde nennen könntet, uns binnen Kurzem Befreier und Freunde nennen.

Franz Graf Gyulai,
F.-Z.-M. Sr. k. k. Apostolischen Majestät, Commandant der II. Armee und General-Militärgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs.

Tagesbefehl

des Kaisers Napoleon an die italienische Armee.

Soldaten! Ich komme, mich an Eure Spitze zu stellen, um Euch in den Kampf zu führen. Wir wollen einem Volke, das seine Unabhängigkeit zurückfordert, in dem Kampfe beistehen und es fremder Unterdrückung entziehen. Es ist dies eine heilige Sache, welche die Sympathien der civilisirten Welt für sich hat. Ich habe nicht nöthig, Euren Eifer anzuspornen. Jede Etappe wird Euch an einen Sieg erinnern. Auf der via sacra des alten Rom drückten sich die Inschriften auf den Marmor, um dem Volke seine Großthaten in's Gedächtniß zurückzurufen. Ebenso heute! Indem Ihr durch Mondovi, Marengo, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli kommt, werdet Ihr inmitten dieser glorreichen Erinnerungen auf einer anderen via sacra dahinziehen. Bewahret diese strenge Manneszucht, welche die Ehre des Heeres ausmacht. Vergesset nicht, daß es hier keine anderen Feinde gibt, als diejenigen, welche sich gegen Euch schlagen. Haltet Euch in der Schlacht zusammen, und verlasset nicht Eure Reihen, um vorzugehen. Mißtrauet zu großem Eifer; es ist dies das einzige, was ich fürchte. Die neuen Schußwaffen sind nur in der Ferne gefährlich; sie werden nicht verhindern, daß das Bajonnett, wie früher, die schreckliche Waffe der französischen Infanterie bleibe. Soldaten! Lasset uns alle unsere Schuldigkeit thun und unser Vertrauen auf Gott setzen. Das Vaterland erwartet viel von Euch! Schon hallen von einem Ende Frankreichs bis zum anderen die Worte einer glücklichen Vorbedeutung wieder: Die neue italienische Armee wird ihrer älteren Schwester würdig sein.

Genua, 12. Mai 1859.

Napoleon.

Proklamation

des Kaisers Napoleon an das französische Volk.

„Franzosen!

„Indem Oesterreich seine Armee in das Gebiet des Königs von Sardinien, unseres Verbündeten, einrücken läßt, erklärt es uns den Krieg. Es verletzt dadurch die Verträge, die Gerechtigkeit, und bedroht unsere Grenzen. Alle großen Mächte haben gegen diesen Angriff protestirt. Da Piemont die Bedingungen angenommen hatte, die den Frieden sichern sollten, so fragt man sich: was kann der Grund dieser plötzlichen Invasion sein? Er liegt darin, daß Oesterreich die Dinge zu einem solchen Aeußersten gebracht hat, daß dasselbe bis zu den Alpen herrschen, oder Italien bis zu dem adriatischen Meere frei sein muß; denn in diesem Lande ist jedes unabhängig gebliebene Stück Erde eine Gefahr für seine Macht.

„Bisher war Mäßigung die Richtschnur meines Verfahrens, jetzt wird mir Thatkraft zur ersten Pflicht.

„Möge Frankreich sich waffnen und entschlossen zu Europa sagen: Ich will keine Eroberungen, ich will aber ohne Schwäche meine nationale und traditionelle Politik behaupten; ich beobachte die Verträge, vorausgesetzt, daß man sie nicht gegen mich verletzen wird; ich achte das Gebiet und die Rechte der neutralen Mächte, ich bekenne aber offen meine Sympathie für ein Volk, dessen Geschichte mit der unsrigen verschmolzen ist und das unter fremdem Drucke seufzt.

„Frankreich hat seinen Haß gegen die Anarchie an den Tag gelegt; es wollte mir eine Gewalt geben, die stark genug sei, um denen, welche die Unordnung begünstigen, so wie den unverbesserlichen Menschen jener alten Parteien, die man fortwährend mit unseren Feinden verhandeln sieht, die Macht zu benehmen, — allein es wollte deshalb nicht seiner civilisatorischen Rolle (rôle civilisateur) entsagen. Seine natürlichen Verbündeten waren stets diejenigen, welche die Hebung der Humanität wollen, und wenn es das

Schwert zieht, so geschieht es keineswegs um zu beherrschen, sondern um zu befreien.

„Der Zweck dieses Krieges ist daher, Italien sich selbst zurückzugeben, und nicht, es den Gebieter wechseln zu lassen, und wir werden an unseren Grenzen ein befreundetes Volk haben, das uns seine Unabhängigkeit verdanken wird.

„Wir gehen nicht nach Italien, um die Unordnung zu nähren oder die Macht des heiligen Vaters zu erschüttern, den wir auf seinen Thron wieder eingesetzt haben, sondern um dasselbe jenem fremden Druck zu entziehen, der schwer auf der ganzen Halbinsel lastet, um dazu beizutragen, dort die Ordnung auf rechtmäßige, befriedigte Interessen zu begründen.

„Wir betreten endlich diesen klassischen, durch so viele Siege berühmten Boden, um die Spuren unserer Väter wiederzufinden; gebe Gott, daß wir ihrer würdig seien!

„Ich werde mich alsbald an die Spitze der Armee begeben. Ich lasse in Frankreich die Kaiserin und meinen Sohn zurück. Unterstützt durch die Erfahrung und die Einsichten des letzten Bruders des Kaisers, wird sie ihre hohe Bestimmung zu erfüllen wissen. Ich vertraue sie dem Muthe der Armee an, die in Frankreich zurückbleibt, um über unsere Grenzen zu wachen, wie den häuslichen Heerd zu schützen; ich vertraue sie dem Patriotismus der Nationalgarde an! ich vertraue sie endlich dem gesammten Volke an, das sie mit jener Liebe und Ergebenheit umgeben wird, von welchen mir täglich so viele Beweise zu Theil werden.

„Muth also und Eintracht! Unser Land wird nochmals der Welt bekunden, daß es nicht entartet ist. Die Vorsehung wird unsere Bemühungen segnen, denn heilig ist in Gottes Augen die Sache, die sich stützt auf die Gerechtigkeit, die Humanität, die Liebe zum Vaterlande und zur Unabhängigkeit!

„Palast der Tuilerien, am 3. Mai 1859.

Napoleon."

Erinnerungsblätter.

1. Aus dem offenen Schreiben Joseph Mazzini's an den Kaiser Napoleon.

„Ja, das Kaiserreich hat sich als eine Lüge erwiesen! Sie, mein Herr, bildeten dasselbe nach Ihrem eigenen Angesichte. Im Verlaufe des verflossenen halben Jahrhunderts hat, mit Ausnahme Talleyrand's kein Mann so viel gelogen wie Sie. Darin liegt das Geheimniß Ihrer zeitweiligen Gewalt. In einem skeptischen und zerfahrenen Zeitalter wie dem unseren, werden Lügen leicht geglaubt, aber sie halten nicht vor.

„Im Jahre 1831 erklärten Sie, in Gemeinschaft mit Ihrem Bruder, den Aufstand und die Bewegung gegen den Papst für eine heilige Angelegenheit; jetzt und seit 1849 brandmarken sie den Aufstand als eine Demagogenrebellion. In Arenenberg sagten Sie 1838, Sie wären, weil alle edeln Seelen in die Verbannung gejagt seien oder von den Regierungen verfolgt würden, stolz darauf, zu der Schaar der Geächteten zu gehören. Seither haben aber gerade Sie gegen dieselben eine grausame Verfolgung organisirt.

„Als im Jahre 1836, nach dem von ihnen verübten Straßburger Attentate, Ludwig Philipp Sie nach Amerika schickte, erklärten Sie, es sei Ihnen bewußt, daß Sie schuldig seien; Sie sagten weiter, daß Sie sich durch seine Großmuth und Milde tief gerührt fühlten, und Sie übernahmen die Verpflichtung, gegen ihn nie mehr eine Verschwörung anzuzetteln. Aber schon zwei Jahre nachher konspirirten Sie gegen ihn von der Schweiz aus und vier Jahre später landeten Sie in Boulogne.

„Im Jahre 1848 eilten Sie nach Paris, „um sich unter die Fahne der Republick zu stellen und der republikanischen Sache volle Hingebung zu bezeigen."

„Noch in demselben Jahre schrieben Sie: „Im Angesichte der Souve-

ränetät der Nation kann ich und will ich nichts in Anspruch nehmen außer den Rechten eines französischen Bürgers."

„Sie sprachen 1850 mit feierlicher Betonung: „Wenn die Verfassung Fehler hat und Gefahren in sich trägt, so steht es bei Ihnen, dieselben zu beseitigen. Ich aber halte mich durch meinen Eid gebunden, streng innerhalb der von ihr gezogenen Grenzen mich zu bewegen."

„Wenige Tage vor dem Staatsstreiche von 1851 sagten Sie zur Armee: „Ich werde nichts von Ihnen fordern, das über mein von der Verfassung anerkanntes Recht hinausginge". Und am 2. December selbst, dem Endergebniß Ihrer Usurpationspläne, proklamirten Sie: „Es sei ihre Pflicht, die Republik zu schützen."

„Aber was kam gleich darauf? Es kam die Verletzung aller Eide und aller Garantieen. Es herrschte der eine ehrgeizige Wille, welcher sich an die Stelle des gesetzlich ausgesprochenen Willens der Nation drängte; es kam unter Strömen von Blut die Berufung an die brutale Gewalt; es kam der unerbittliche Befehl an St. Arnaud; die Volksvertretung wurde zersprengt oder verhaftet; Generale wurden verhaftet; Paris wurde einem durch Geld gewonnenen, aufgeregten, berauschten, mitleidlosen Soldatenpöbel preisgegeben. Das Feuer der Linie und der Pelotons wurde gegen eine unbewaffnete, unschädliche Volksmenge auf den Boulevards gerichtet und ein methodisches Niedermetzeln veranstaltet, um die Seelen der demnächstigen Stimmabgeber mit Angst und Schrecken zu erfüllen. Es fielen 2652 Opfer, 88 Volksvertreter wurden geächtet, Tausende eingekerkert und viele, ohne auch nur die geringste Form eines gesetzlichen Verfahrens deportirt; dann erst war der Triumph vollständig und es erfolgte die Scheinwahl!

„Und Sie, mein Herr, konnten sich der Hoffnung hingeben, daß eine Dynastie sich gründen ließe auf so systematische Lügen auf solch' einen Unterbau von Blut und Leichen? Sie konnten glauben, daß die vorübergehende, ephemere Ehrfurcht einiger auswärtigen Mächte, die nur den Erfolg in Betracht ziehen, aushalten werde gegen das Kainszeichen, welches durch Gott und die Gerechtigkeit auf Ihre Stirn gedrückt ist?

„Herr! Es giebt etwas, das über dem bloßen Erfolge steht: Gott!

Etwas, das stärker ist, als die einzelne Thatsache: das Recht! Etwas, das höher steht, als götzendienerische Verehrung: die Zeit!

„Vermögen Sie, Gott vom Throne zu stoßen?

„Können Sie das Recht austilgen?

„Können Sie die Zeit vernichten?

„Die Männer des Rechtes und der Freiheit haben die Inquisition und das große Kaiserreich besiegt; verlassen Sie sich darauf, Herr, daß auch Sie besiegt werden! Joseph Mazzini."

Erinnerungsblätter

aus der Proklamation Louis Napoleons an das französische Volk bei seiner Landung in Boulogne.

„Ich erscheine unter Euch als warmer und aufrichtiger Demokrat und Republikaner. Ich nehme den großen Schatten des Mannes des Jahrhunderts zum Zeugen der Versprechungen, die ich hier feierlich mache: Ich werde, wie ich es immer war, ein Kind Frankreichs sein. In jedem Franzosen werde ich immer einen Bruder sehen. Die Rechte eines Jeden werden meine Rechte sein. Die demokratische Republik wird der Gegenstand meines Kultus, ich werde ihr Priester sein. Nie werde ich versuchen, mich in den Kaiserlichen Purpur zu hüllen. Mag mein Herz in meiner Brust verdorren an dem Tage, wo ich vergesse, was ich Euch Allen, was ich Frankreich schuldig bin. Mag mein Mund sich für immer schließen, wenn ich je ein lästerndes Wort gegen die republikanische Souverainetät des französischen Volkes aussprechen werde. Möge ich verwünscht sein, sobald ich aus Schwäche dulden würde, daß man unter dem Schilde meines Namens Lehren verbreitete, die dem demokratischen Prinzipe, das die Regierung der Republik leiten soll, widersprächen. Möge ich hochgerichtlich verurtheilt werden, wenn ich

sträflich und verrätherisch versuchen würde, eine schändende Hand an die Rechte des Volkes zu legen; sei es mit seiner Zustimmung, indem ich es täusche, sei es gegen seinen Wunsch durch die Gewalt. Und jetzt glaubt an mich, wie ich an Euch glaube, und möge der Ruf aus Eurer Brust dringen, wie ein Gebet zum Himmel: es lebe auf immer die Republik!"

Und jetzt? Der „Kaiser" zieht nach Italien, sein Heer im Verein mit den Freischaaren und italienischen Republikanern, während in Frankreich die Despotie herrscht, und in Rom die päpstliche Herrschaft aufrecht erhalten werden soll. Da giebt es nur ein Princip, das des grundsatzlosen Egoismus.

Oesterreichisches Manifest

vom 28. April.

„An meine Völker!

Ich habe Meiner treuen und tapferen Armee den Befehl gegeben, den von dem Nachbarstaate Sardinien seit einer Reihe von Jahren ausgehenden, in der jüngsten Zeit auf ihrem Höhepunkt angelangten Anfeindungen unbestreitbarer Rechte Meiner Krone und des unverletzten Bestandes des Mir von Gott anvertrauten Reiches ein Ziel zu setzen.

Ich erfüllte damit eine schwere, aber unvermeidliche Regentenpflicht.

Ruhig in Meinem Gewissen, kann Ich zu Gott dem Allmächtigen aufblicken und Mich Seinem Richterspruche unterwerfen.

Ich stelle getrost Meinen Entschluß der unparteiischen Beurtheilung der Mit- und Nachwelt anheim; der Zustimmung Meiner treuen Völker bin Ich gewiß.

Als vor mehr, denn zehn Jahren der gleiche Feind, mit Verletzung alles Völkerrechtes und Kriegsbrauches, ohne irgend eine ihm gegebene Veranlassung, nur in der Absicht, das Lombardisch-Venetianische Königreich an sich zu reißen,

in das Gebiet desselben mit Heeresmacht einfiel, als er zwei Mal von Meinem Heere nach ruhmwürdigem Kampfe auf's Haupt geschlagen, der Macht des Siegers Preis gegeben war, übte Ich nur Großmuth und reichte die Hand zur Versöhnung.

Ich habe keinen Zoll breit seines Landes mir angeeignet, kein Recht, welches der Krone von Sardinien im Kreise der Europäischen Völkerfamilie zukömmt, angetastet; Ich habe keine Gewähr gegen die Wiederholung ähnlicher Ereignisse Mir ausbedungen; — in der Hand der Versöhnung, die Ich aufrichtig darreichte und die angenommen ward, habe Ich sie allein zu finden geglaubt.

Dem Frieden brachte ich das Blut zum Opfer, welches von Meinem Heere für Oesterreichs Ehre und Recht vergossen wurde.

Die Antwort auf diese in der Geschichte wohl einzig dastehende Schonung war die ungesäumte Fortsetzung der Feindschaft, eine von Jahr zu Jahr sich steigernde, mit allen Mitteln der Treulosigkeit ausgerüstete Agitation gegen die Ruhe und das Wohl Meines Lombardisch-Venetianischen Königreiches.

Wohl wissend, was ich dem kostbaren Gute des Friedens für Meine Völker und für Europa schuldig bin, trat Ich auch diesen neuen Anfeindungen mit Geduld entgegen.

Sie erschöpfte sich nicht, als die umfassenderen Maßregeln, welche Ich in der jüngsten Zeit, durch das Uebermaß wühlerischer Aufreizung an den Grenzen Meiner Italienischen Lande und innerhalb derselben, für deren Sicherheit zu treffen gezwungen war, neuerdings als Anlaß zu gesteigertem feindlichem Auftreten benützt wurden.

Der wohlwollenden Vermittlung befreundeter Großmächte für die Erhaltung des Friedens bereitwillig Rechnung tragend, willigte Ich in die Theilnahme an einem Kongresse der fünf Großmächte.

Die von der königlich Großbritannischen Regierung als Grundlage der Congreß-Berathung vorgeschlagenen und Meiner Regierung übermittelten vier Punkte nahm ich unter Bedingungen an, wie sie nur geeignet sein konnten, das Werk eines wahren, aufrichtigen und dauerhaften Friedens zu fördern.

In dem Bewußtsein, daß kein Schritt von Seite Meiner Regierung geschehen, der nur im Entferntesten zur Störung des Friedens hätte führen können, stellte ich aber gleichzeitig das Verlangen, daß jene Macht vorläufig entwaffne, welche die Schuld an den Wirren und an der Gefahr der Friedensstörung trägt.

Auf das Andringen befreundeter Mächte gab Ich endlich meine Zustimmung zu dem Vorschlage einer allgemeinen Entwaffnung.

Die Vermittlung scheiterte an der Unannehmbarkeit der Bedingungen, an welche Sardinien seine Einwilligung band.

So blieb nur noch Ein Schritt zur Erhaltung des Friedens übrig. Ich ließ unmittelbar an die königlich Sardinische Regierung die Forderung richten, ihre Armee auf den Friedensfuß zu setzen und die Freischaaren zu entlassen.

Sardinien hat diesem Begehren nicht entsprochen. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, wo nur noch in der Entscheidung der Waffen das Recht seine Geltung suchen muß.

Ich habe Meiner Armee den Befehl gegeben, in Sardinien einzurücken.

Ich kenne die Tragweite dieses Schrittes, und wenn je die Regentensorgen schwer auf mir lasteten, so ist es in diesem Augenblicke. — Der Krieg ist eine Geißel der Menschheit; Ich sehe mit bewegter Brust, wie sie Tausende Meiner treuen Unterthanen an Leben und Gut zu treffen droht; Ich fühle tief, welch' schwere Prüfung gerade jetzt der Krieg für Mein Reich ist, das auf der Bahn geordneter innerer Entwicklung fortschreitet und für diese der Fortdauer des Friedens bedarf.

Allein das Herz des Monarchen muß schweigen, wo nur noch Ehre und Pflicht gebieten.

An der Grenze steht gewaffnet der Feind, im Bunde mit der Partei des allgemeinen Umsturzes und mit dem offenen Plane, Oesterreichs Besitz in Italien an sich zu reißen. Zu seiner Unterstützung setzt der Herrscher Frankreichs, der unter nichtigen Vorwänden in die völkerrechtlich geregelten Verhältnisse der Italienischen Halbinsel sich einmischt, seine Truppen in Be-

wegung; Abtheilungen derselben haben bereits die Grenzen Sardiniens überschritten.

Ernste Zeiten sind schon über die Krone weggegangen, die Ich von Meinen Ahnen fleckenlos ererbt; die glorreiche Geschichte Unseres Vaterlandes gibt Zeugniß, daß die Vorsehung, wenn die Schatten einer die höchsten Güter der Menschheit bedrohenden Umwälzung über den Welttheil sich auszubreiten drohten, oft sich des Schwertes Oesterreichs bediente, um mit seinem Blitze die Schatten zu zerstreuen.

Wir stehen wieder am Vorabend einer solchen Zeit, wo der Umsturz alles Bestehenden nicht mehr blos von Sekten, sondern von Thronen herab in die Welt hinausgeschleudert werden will.

Wenn Ich nothgedrungen zum Schwert greife, so empfängt es die Weihe, eine Wehr zu sein für die Ehre und das gute Recht Oesterreichs, für die Rechte aller Völker und Staaten, für die heiligsten Güter der Menschheit.

An Euch, aber meine Völker, die Ihr durch Euere Treue gegen das angestammte Herrscherhaus ein Vorbild seid für die Völker des Erdkreises, ergeht mein Ruf, Mir mit der altbewährten Treue, Hingebung und Opferwilligkeit in dem ausgebrochenen Kampfe zur Seite zu stehen; an Euere Söhne, die Ich in die Reihen Meines Heeres gerufen, sende Ich, ihr Kriegsherr, meinen Waffengruß; mit Stolz dürft Ihr auf sie hinblicken, in ihren Händen wird der Adler Oesterreichs hoch in Ehren sich schwingen.

Unser Kampf ist ein gerechter. Wir nehmen ihn auf mit Muth und Vertrauen.

Wir hoffen in diesem Kampfe nicht allein zu stehen.

Der Boden, auf dem Wir kämpfen, ist auch mit dem Blute des Deutschen Brudervolkes gedüngt, als eine seiner Schutzwehren errungen und bis auf diese Tage behauptet; dort haben Deutschlands arglistige Feinde zumeist ihr Spiel begonnen, wenn es galt, seine Macht im Innern zu brechen. Das Gefühl einer solchen Gefahr durchzieht auch jetzt die Deutschen Gauen, von der Hütte bis zum Throne, von einer Grenze zur anderen.

Ich spreche als Fürst im Deutschen Bunde, wenn ich auf die gemeinsame

Gefahr aufmerksam mache und an die glorreichen Tage erinnere, wo Europa der allgemein aufflammenden Begeisterung seine Befreiung zu danken hatte.

Mit Gott für's Vaterland!

Gegeben in Meiner Residenz- und Reichs-Hauptstadt Wien am acht und zwanzigsten April des Jahres 1859.

Franz Joseph m. p.

Circulardepesche

des Grafen Buol an sämmtliche österreichische Gesandtschaften.

Wien am 29. April.

Ew. Excellenz sende ich in der Anlage einen Abdruck der von unserem kaiserlichen Herrn an Seine Völker heute gerichteten Ansprache. Die Worte des Kaisers verkündigen dem Reiche den Entschluß Sr. Majestät, die kaiserliche Armee über den Ticino vorrücken zu lassen. Noch den letzten der Vermittelungsvorschläge Großbritanniens hatte das kaiserliche Kabinet angenommen; unsere Gegner aber folgten dem Beispiele nicht, und die Vertheidigung unserer Sache ist nunmehr den Waffen anheimgestellt. In diesem ernsten Augenblicke liegt es mir ob, unseren Vertretern im Auslande die Thatsachen nochmals darzulegen, an deren unheilvoller Macht alle Versuche zur Erhaltung des so lange glücklich bewahrten Friedens Europa's gescheitert sind.

Der Hof von Turin, indem er unsere Aufforderung zur Entwaffnung ausweichend beantwortete, hat hierdurch nur von Neuem denselben feindlichen Willen bekundet, der schon allzu lange das dreifach unglückliche Vorrecht ausgeübt, unantastbare Rechte Oesterreichs zu bekämpfen, Europa zu beunruhigen und die Hoffnungen der Revolution zu ermuthigen. Da dieser

Wille sich an Oesterreichs Langmuth nicht gebrochen hat, so mußte zuletzt für den Kaiserstaat die Nothwendigkeit herantreten, zu den Waffen zu schreiten.

Eine lange Reihe von Beleidigungen, zugefügt von dem schwächeren Gegner, hat Oesterreich ruhig ertragen, weil es sich des hohen Berufes bewußt ist, den Frieden der Welt so lange als möglich zu wahren, — weil der Kaiser und Seine Völker die Arbeiten friedlich fortschreitender Entwicklung zu höheren Stufen der Wohlfahrt kennen und lieben. An Oesterreichs Recht zum Kriege gegen Piemont aber kann kein gerader Sinn, kein redliches Herz unter den Zeitgenossen zweifeln. Niemals hat Piemont den Vertrag aufrichtig angenommen, durch welchen es vor zehn Jahren zu Mailand Frieden und Freundschaft mit Oesterreich zu halten versprach. Zwei Mal den Waffen erlegen, die seine Anmaßung herausgefordert hatte, hielt dieser Staat den schwer gebüßten Wahn mit einer bedauerlichen Hartnäckigkeit fest. Der Sohn Karl Alberts schien sich leidenschaftlich nach dem Tage zu sehnen, wo das Erbe seines Hauses, das er von Oesterreichs Mäßigung und Großmuth ungeschmälert zurückempfangen hatte, zum dritten Male den Einsatz eines völkerverderbenden Spieles bilden würde. Der Ehrgeiz einer Dynastie, deren eiteln und losen Anspruch an Italiens Zukunft weder Natur noch Geschichte dieses Landes, noch ihre eigene Vergangenheit und Gegenwart rechtfertigen, schreckte nicht davor zurück, das unnatürliche Bündniß mit den Gewalten des Umsturzes einzugehen. Taub gegen alle Mahnungen umgab sie sich mit den Unzufriedenen aller Staaten Italiens; die Hoffnungen aller Feinde der rechtmäßigen Throne der Halbinsel suchten und fanden ihren Brennpunkt in Turin. Ein frevelhafter Mißbrauch des Nationalgefühles der italienischen Bevölkerungen ward von Turin aus geübt. Jeder Keim der Unruhe in Italien ward sorgfältig gepflegt, damit, wenn die Saat aufginge, Piemont einen Vorwand mehr hätte, heuchlerisch die Zustände der Staaten Italiens anzuklagen und für sich selbst in den Augen der Kurzsichtigen und der Thoren die Rolle des Befreiers in Anspruch zu nehmen. Diesem verwegenen Unternehmen mußte eine zügellose Presse dienen, täglich bemüht, einen moralischen Aufruhr gegen die rechtmäßige Ordnung der Dinge in den Nachbarstaaten über die Grenze zu tragen, ein Beginnen, wie es kein Land Europa's auf

die Dauer ohne tiefe und gefährliche Aufregung ertragen könnte. Um dieser hohlen Zukunftsträume willen sah man Piemont, damit es sich auswärtige Stützen für eine Haltung verschaffe, mit der die eigene Kraft in grellem Mißverhältnisse steht, zu einem es nicht berührenden Kriege gegen eine europäische Großmacht sich drängen, für fremde Zwecke seine Soldaten opfern, — dann aber in den Conferenzen zu Paris, mit einer in den Annalen des Völkerrechtes neuen Ueberhebung, gegen die Regierungen des eigenen italienischen Vaterlandes, — Regierungen, die es nicht beleidigt hatten, eine kecke Censur ausüben.

Damit aber Niemand glauben könne, daß auch nur ein Funke aufrichtiger Theilnahme an Italiens friedlichem Gedeihen sich in diese ungeregelten Wünsche und Bestrebungen mische, verdoppelten sich jedesmal Sardiniens Leidenschaften, so oft einer der Souveraine Italiens den Eingebungen der Milde und Versöhnlichkeit folgte, so oft zumal der Kaiser Franz Joseph hellleuchtende Beweise der Liebe zu Seinen Italienischen Unterthanen, der Sorgfalt für den glücklichen Fortschritt der gesegnetsten Länder Italiens ablegte. Als das erhabene Kaiserpaar die Italienischen Provinzen bereiste, die Huldigungen treuer Unterthanen entgegennehmend, und jeden seiner Schritte mit einer Fülle von Wohlthaten bezeichnend, — da war es in Turin erlaubt, ungehindert in öffentlichen Blättern den Königsmord zu preisen. Als der Kaiser die Verwaltung der Lombardei und Venedigs Seinem durchlauchtigsten Bruder, Erzherzog Ferdinand Maximilian anvertraute, einem Prinzen, ausgezeichnet durch hohe Eigenschaften des Geistes, von Milde und Wohlwollen beseelt und dem ächten Genius des italienischen Volkes innig befreundet, — da ward von Turin aus nichts unversucht gelassen, damit den edeln Absichten des Prinzen so viel Undank begegne, als tägliche gehässige Aufstachelungen selbst inmitten einer wohlgesinnten Bevölkerung zu erzeugen vermögen.

Der Turiner Hof, einmal fortgerissen auf der Bahn, auf der ihm nur die Wahl blieb, entweder im Gefolge der Revolution oder an ihrer Spitze voranzuschreiten, mußte immer mehr die Macht und den Willen verlieren, die Gesetze des Verkehrs zwischen unabhängigen Staaten zu achten, ja noch

irgend eine der Schranken für sich anzuerkennen, die durch das Völkerrecht dem Handeln aller gesitteten Nationen gezogen sind. Unter den nichtigsten Vorwänden sagte Sardinien sich von klaren Vertragspflichten los, wie das Beispiel seiner Verträge mit Oesterreich und den italienischen Staaten wegen Auslieferung der Verbrecher und der Deserteure zeigt. Seine Sendlinge durchstreiften die Nachbaarstaaten, um die Soldaten zur Untreue gegen ihren Kriegsherrn zu verlocken; alle Regeln militärischer Disciplin mit Füßen tretend, öffnete es den Fahnenflüchtigen die Reihen seines eigenen Heeres. Dies waren die Thaten einer Regierung, die sich einer Sendung der Civilisation zu rühmen liebt, in deren Staaten es aber Schreiber und Leser für Zeitungen giebt, die, nicht mehr zufrieden mit der einfachen Apologie des Meuchelmordes, seine blutigen Opfer mit einer wahrhaft ruchlosen Freude zählen.

Wen kann es noch verwundern, wenn diese Regierung vor allem Oesterreichs vertragsmäßige Rechte als das mächtige Hinderniß betrachtete, dessen sie sich mit allen Mitteln einer treulosen Politik zu entledigen trachten mußte? Längst für Niemanden ein Geheimniß, sind Piemonts wahre Absichten im ersten Augenblicke eingestanden worden, wo dieser Staat hinreichende Zuversicht auf fremde Hülfe gewonnen hatte, um keine Maske mehr für seine auf Krieg und Umsturz gerichteten Pläne für nöthig zu halten. Europa, das in der Achtung der bestehenden Verträge das Palladium seines Friedens erblickt, hat mit gerechtem Unwillen die Erklärung vernommen, daß die Regierung Sardiniens sich von Oesterreich angegriffen glaube, weil Oesterreich nicht auf die Uebung vertragsmäßiger Rechte und Pflichten verzichte, weil es sein von den Großmächten Europa's verbürgtes Garnisonsrecht in Piazenza behaupte, weil es wage, mit anderen Souverainen der Halbinsel sich über gemeinsame Wahrung rechtmäßiger Interessen zu einigen. — Eine letzte Anmaßung blieb übrig, und auch diese ist begangen worden. Das Kabinet von Turin erklärte, daß es für die Zustände Italiens nur Palliativ-Mittel gebe, so lange die Herrschaft der österreichischen Kaiserkrone sich über italienische Gebiete erstrecke. Damit war nun auch der Territorialbesitz Oesterreichs offen angetastet, die äußerste Grenze war überschritten, bis

zu welcher eine Macht wie Oesterreich die Herausforderung eines minder mächtigen Staates hinnehmen kann, ohne mit den Waffen zu antworten.

Dieß ist, entkleidet von dem Gewebe trügerischer Entstellungen, die Wahrheit über die Handlungsweise, zu der sich seit 10 Jahren das königliche Haus von Savoyen durch gewissenlose Rathschläge hinreißen ließ. Sprechen wir nun noch aus, daß die Beschuldigungen und Vorwürfe, durch welche das sardinische Kabinet seine Angriffe auf Oesterreich zu beschönigen sucht, nichts als muthwillige Verläumdungen sind.

Oesterreich ist eine konservative Macht, und Religion, Sitte und geschichtliches Recht sind ihm heilig. Was in dem Nationalgeiste der Völker Edles und Berechtigtes liegt, weiß es zu achten, zu schützen und mit der Wage gleichen Rechts zu wägen. In seinen weiten Gebieten wohnen Nationen verschiedener Abstammung und Sprache, der Kaiser umfaßt sie alle mit derselben Liebe, und ihre Vereinigung unter dem erhabenen Kaiserhause frommt dem Ganzen der europäischen Völkerfamilie, der Anspruch aber, nach Nationalitätsgrenzen neue Staatenbildungen zu bestimmen, ist die gefährlichste der Utopien. Diesen Anspruch aufstellen, heißt mit der Geschichte brechen; ihn an irgend einem Punkte Europa's durchführen wollen, heißt die festgegliederte Ordnung der Staaten in den Fundamenten erschüttern, den Welttheil mit chaotischer Verwirrung bedrohen. Europa fühlt es und hält umsomehr an der Territorial-Eintheilung fest, die der Wiener Congreß am Ausgange einer Epoche vorherrschender Kriege die historischen Gebietsverhältnisse möglichst berücksichtigend gründete. Kein Besitz irgend einer Macht ist rechtmäßiger, als der Besitz in Italien, den dieser Congreß — derselbe, der das sardinische Königreich wiederherstellte und mit der glänzenden Erwerbung von Genua beschenkte, — an das habsburgische Kaiserhaus zurückgab. Die Lombardei war durch Jahrhunderte ein Lehen des deutschen Reiches; Venedig kam an Oesterreich, weil dieses auf die belgischen Provinzen verzichtete. Was also das Turiner Kabinet, die Richtigkeit seiner übrigen Anklagen dadurch selbsterweisend, den wahren Grund der Unzufriedenheit der Bewohner Lombardo-Venetiens nennt, die Herrschaft Oesterreichs am Po und der Adria, — das ist ein in jeder Hinsicht fest und unumstöß-

lich begründetes Recht, ein Recht, das die österreichischen Adler gegen jede Anfeindung schirmen werden.

Aber es ist nicht nur eine rechtmäßige, es ist auch eine gerechte und wohlwollende Regierung, die über den lombardisch-venetianischen Provinzen waltet. Rascher als es nach den Geschicken der Revolutionsjahre zu erwarten war, sind diese schönen Lande aufgeblüht, Mailand und so viele andere berühmte Städte entfalten ein reiches, ihrer Geschichte würdiges Leben; Venedig erhebt sich aus tiefem Verfalle zu neuer wachsender Wohlfahrt, Verwaltung und Justiz sind geregelt, Industrie und Handel gedeihen, Wissenschaft und Kunst sind mit Eifer gepflegt. Die öffentlichen Lasten sind nicht schwerer, als alle Kronlande der Monarchie sie tragen, sie würden leichter sein als sie sind, wenn nicht die Wirkungen der unheilvollen Politik Sardiniens die Anforderungen an die Staatskräfte steigern. Die große Mehrzahl des Volkes der Lombardei und Venedigs ist zufrieden; neben ihr ist die Zahl der Unzufriedenen, welche die Lehren von 1848 vergessen haben, nicht bedeutend; sie würde noch kleiner sein als sie ist, wenn nicht Piemonts rastlose Aufwiegelungs-Künste sie vermehrten.

Piemont nimmt sich also nicht etwa leidender und unterdrückter Bevölkerungen an, es hemmt und unterbricht vielmehr einen Zustand regelmäßigen Aufschwungs und zukunftreicher Entwickelung. Menschliche Voraussicht ermißt nicht, auf wie lange Zeit dieses beklagenswerthe Wagniß den Frieden Italiens stören wird, aber eine furchtbare Verantwortlichkeit lastet auf den Häuptern derer, die ihr Vaterland und Europa mit böswilligem Vorbedacht erneueten Katastrophen ausgesetzt haben.

Die in der ganzen Halbinsel so sorgfältig genährte Revolution folgte schnell dem gegebenen Anstoße. Eine Militär-Empörung in Florenz hat Se. kaiserliche Hoheit den Großherzog von Toskana bewogen, Seine Staaten zu verlassen. In Massa und Carrara herrscht der Aufstand unter dem Schutze Sardiniens.

Frankreich aber, längst jene — wir wiederholen es — furchtbare Verantwortlichkeit moralisch theilend, hat sich beeilt, sie nunmehr auch durch Thaten in ihrem ganzen Umfange auf sich zu nehmen.

Die kaiserlich französische Regierung ließ am 26. d. M. durch ihren Geschäftsträger in Wien eröffnen, daß sie die Ueberschreitung des Ticino durch österreichische Truppen als eine Kriegserklärung gegen Frankreich betrachten würde. Noch während man zu Wien der Antwort Piemonts auf die Aufforderung zur Entwaffnung entgegensah, sendete Frankreich seine Truppen über die Land- und Seegrenze Sardiniens, wohl wissend, daß es hierdurch das entscheidende Gewicht in die Waagschale der letzten Entschließungen des Turiner Hofes lege.

Und warum, so fragen wir, mußten mit Einem Schlage die so rechtmäßigen Hoffnungen der Anhänger des Friedens in Europa vernichtet werden? Weil die Zeit gekommen ist, wo lange im Stillen gehegte Pläne zur Reife gediehen sind, wo das zweite französische Kaiserreich seine „Ideen" ins Leben rufen will, wo der politische Rechtszustand Europa's seinen unberechtigten Ansprüchen geopfert werden, an die Stelle der Verträge, welche die Grundlage des europäischen Völkerrechtes bilden, die „politische Weisheit" gesetzt werden soll, mit deren Verkündung die in Paris thronende Macht die Welt überraschte.

Die Traditionen des ersten Napoleon werden wieder aufgenommen.

Dieß ist die Bedeutung des Kampfes, an dessen Vorabend Europa steht.

Möge die enttäuschte Welt sich von der Ueberzeugung durchdrigen lassen, daß es sich heute, wie vor einem halben Jahrhunderte, um die Vertheidigung der Unabhängigkeit der Staaten, um den Schutz der höchsten Güter der Völker gegen Ehrgeiz und Herrschsucht handelt!

Kaiser Franz Joseph aber, der Herrscher unseres Reiches, obwohl trauernd, ob der bevorstehenden Leiden des Krieges, befiehlt mit ruhiger Brust Seine gerechte Sache dem Walten der göttlichen Vorsehung. Er hat das Schwerdt gezogen, weil frevelnde Hände an die Würde und Ehre Seiner Krone gegriffen haben; Er wird es führen im Vollgefühle Seines Rechtes, stark durch die Begeisterung und den Muth Seines Volkes und begleitet von Siegeswünschen Aller, deren Gewissen unterscheidet zwischen Wahrheit und Trug, zwischen Recht und Unrecht.

Sowohl das kaiserliche Manifest, wie den gegenwärtigen Erlaß, wollen

Sie zur Kenntniß der Regierung bringen, bei welcher Sie die Ehre haben beglaubigt zu sein.

Empfangen ꝛc. ꝛc.

Circulardepesche

des Grafen Walewsky an die diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande.

Paris, am 27. April.

Mein Herr! Die Mittheilung, welche auf Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät dem Senate und dem gesetzgebenden Körper gemacht worden, überhebt mich, auf die Vorgänge zurückzukommen, mit welchen sich die öffentliche Meinung seit einigen Wochen ausschließlich beschäftigte, und die den Gegenstand meiner letzten Depesche bilden. Der Ernst der Lage ist zum Aeußersten gelangt, und die Entwickelung, die sich ankündigt, dürfte leider! nicht diejenige sein, welche loyale und ausdauernde Anstrengungen vorzubereiten sich bemühten. Bei so ernstlichen Conjunkturen ist es eine große Erleichterung für die Regierung des Kaisers, furchtlos der Beurtheilung Europa's die Frage unterbreiten zu können, welche Macht die Verantwortlichkeit der Ereignisse trifft.

Daß der Zustand der Dinge in Italien ein anormaler war, daß die daraus hervorgehende Mißstimmung und die dumpfe Gährung eine Gefahr für alle Welt konstituirten, daß die Vernunft durch eine richtige Voraussicht eine unvermeidliche Krisis zu beschwören rieth, das dachten England, Preußen und Rußland gleichzeitig mit Frankreich. Die Einstimmigkeit der Besorgnisse hat auch die Gleichmäßigkeit der Gesinnungen und der Schritte hervorgerufen. Die Mission des Grafen Cowley nach Wien, der von Ruß-

land ausgegangene Vorschlag eines Congresses, die von Preußen diesen Vermittlungsversuchen geliehene Unterstützung, Frankreichs Eifer, den Combinationen zuzustimmen, welche sich bis zur letzten Stunde folgten: mit einem Worte, alle diese Akte waren eingegeben durch Einen und denselben Beweggrund, durch den lebhaften und aufrichtigen Wunsch, den Frieden zu befestigen, indem man nicht mehr die Augen über eine Schwierigkeit schloß, welche ihn so unverkennbar zu trüben drohte.

Bei dieser Phase der Angelegenheit hat die Regierung des Kaisers ihren Theil der Initiative und der Thätigkeit; dieser Theil aber ist, wie ich ausdrücklich konstatire, stets in einem gemeinsamen Werke aufgegangen. Frankreich hat als europäische Großmacht einfach seine Mitwirkung angeboten, um im Geiste des Einvernehmens und Vertrauens mit den anderen Cabineten eine Frage zu lösen, welche, ich verhehle es nicht, seine Sympathieen erweckte, wo es jedoch weder besondere Pflichten zu erfüllen, noch dringende Interessen zu vertheidigen sah. An dem Tage, wo das Wiener Cabinet durch feierliche Erklärungen versprochen hatte, die Feindseligkeiten nicht zu beginnen, schien es die Haltung, welche jeder gegen Piemont gerichtete Angriff der kaiserlichen Regierung aufnöthigte, geahnt zu haben.

Eine ähnliche Zustimmung ließ, da sie der Vermittelung der Mächte Zeit, sich zu bethätigen, gestattete, die nahe Zusammenrufung des Congresses hoffen. In der That stellte England, mit Frankreichs, Preußens und Rußlands Zustimmung, die letzten Bedingungen für den Zusammentritt dieser Versammlung auf, wo der Platz, den die Gerechtigkeit und die Vernunft den italienischen Staaten anwiesen, denselben bewilligt war. Sardinien stimmte gleichfalls dem Prinzipe der gleichzeitigen und vorhergehenden Entwaffnung aller Mächte bei, welche seit einiger Zeit ihren militärischen Effektivbestand vermehrt hatten. Diesen Friedens-Aussichten stellt das wiener Kabinet plötzlich einen Akt entgegen, der, um ihn so zu bezeichnen, wie er es verdient, mit einer Kriegs-Erklärung gleichbedeutend ist.

So zerstört Oesterreich ganz allein und absichtlich die Arbeit, welche mit so vieler Geduld von England gefördert, mit so vieler Loyalität von Rußland und Preußen unterstützt und mit so vieler Mäßigung von Frankreich

erleichtert wurde. Es verschließt Sardinien nicht nur die Thüre zum Congresse, sondern es fordert es auch unter Bedrohung, daß es sich sonst durch Gewalt dazu gezwungen sehen werde, auf, ohne irgend eine Bedingung und im Verlaufe von drei Tagen die Waffen niederzulegen.

Gleichzeitig werden furchtbare Kriegsrüstungen am Ticino entfaltet, und der österreichische Oberbefehlshaber erwartet gewissermaßen inmitten einer auf dem Marsche befindlichen Armee die Antwort des turiner Cabinets.

Sie kennen, mein Herr, den Eindruck, den in London, Berlin und Petersburg der so unverhoffte und so beklagenswerthe Entschluß des Wiener Cabinets hervorrief. Das Staunen und der Mißmuth der drei Mächte gab sich durch eine Protestation kund, welche in allen Theilen Europa's in der öffentlichen Meinung Widerhall gefunden hat.

Wenn England, Preußen und Rußland durch den Schritt, den zu thun sie sich beeilt, sich vollständig von ihrer moralischen Verantwortlichkeit frei machen und den Anforderungen ihrer verletzten Würde genügen konnten, so hatte die kaiserliche Regierung, obwohl sonst von gleichen Erwägungen geleitet, ihre Haltung schärfer auszuprägen, und andere Verpflichtungen waren ihr auferlegt. Nichts verändert die Solidarität, die sich von vorn herein zwischen uns und den vermittelnden Mächte gebildet hatte; die Frage bleibt im Grunde dieselbe, doch wir haben ein zu großes Vertrauen auf die Stimmung, von der diese Mächte uns glänzende Beweise geliefert haben, als daß wir auch nur einen Augenblick daran zweifeln könnten, daß sie sich nicht über den Geist der Politik täuschen, den alte Ueberlieferungen und die gebieterischen Bedingungen der geographischen Lage uns ganz einfach andeuten.

Frankreich hat seit einem halben Jahrhunderte niemals beansprucht, in Italien einen eigennützigen Einfluß auszuüben, und wahrlich nicht ihm kann der Vorwurf gemacht werden, als habe es das Andenken an alte Kämpfe und geschichtliche Nebenbuhlereien wieder wach zu rufen gesucht. Alles, was es bisher verlangt hat — und die Verträge stehen mit seinen Wünschen im Einklange — ging dahin, daß die Staaten der Halbinsel ihr eigenes Leben leben und in ihren inneren Angelegenheiten, wie in ihren Beziehungen zum Auslande nur sich selber zu Rathe ziehen sollten. Es ist mir nicht be-

kannt, daß man in London, Berlin und Petersburg in dieser Beziehung anderer Meinung ist, als in Paris; wie dem aber auch sei, die Verhältnisse haben Oesterreich den verschiedenen Mächten Italiens gegenüber eine Stellung bereitet, welche einstimmig als eine überwiegende beurtheilt wird.

Sardinien ist bis jetzt allein einer Einwirkung entgangen, die, wie allgemein zugegeben wird, in einem wichtigen Theile Europa's das Gleichgewicht, das man daselbst herstellen wollte, beeinträchtigt hat. Ueberall anderswo war diese Thatsache höchst wichtig, aber welches auch unsere innigsten Gefühle sein mochten, so konnte es uns bei den Ansichten, die wir bei den anderen Cabineten voraussetzen dürfen, genügen, dieselben auf das Uebel, das Abhülfe erheischt, aufmerksam zu machen.

Eine solche Zurückhaltung, mein Herr, würde, wenn es sich um Sardinien handelt, ein Vergessen unserer wesentlichsten Interessen werden. Nicht die Bildung des Bodens deckt auf dieser Seite eine der Grenzen Frankreichs; die Alpenpässe sind nicht in unseren Händen, und es ist für uns im höchsten Grade wichtig, daß der Schlüssel zu denselben in Turin, einzig und allein in Turin bleibt. Französische Beweggründe, aber nicht minder auch Beweggründe, die europäisch sind, so lange die Achtung vor den Rechten und legitime Interessen der Mächte ihren gegenseitigen Beziehungen als Regel dienen werden — diese Beweggründe, sage ich, gestatten der kaiserlichen Regierung nicht, über das einzuhaltende Verfahren zu schwanken, wenn ein so bedeutender Staat wie Oesterreich gegen Piemont den Ton der Drohung anstimmt und offenkundig Anstalt trifft, ihm Gesetze vorzuschreiben. Dieser Verpflichtung wird durch Oesterreichs Weigerung, zu verhandeln, bevor es handelt, eine neue Wichtigkeit verliehen. Wir wollen uns um keinen Preis einer vollbrachten Thatsache gegenüber befinden, und diese Thatsache eben ist es, welche die kaiserliche Regierung zu verhüten entschlossen ist. Wir nehmen daher im jetzigen Augenblicke nicht eine Offensiv-Haltung, sondern wir ergreifen eine Defensiv-Maßregel.

Alte Erinnerungen, die Gemeinsamkeit des Ursprungs und eine neue Allianz der Fürstenhäuser verbinden uns mit Sardinien. Es sind dies triftige Gründe der Sympathie, die wir ihrer ganzen Bedeutung nach würdigen,

die jedoch vielleicht nicht hinreichen würden, um uns zu entscheiden. Bestimmt vorgezeichnet wird uns unser Weg durch Frankreichs bleibendes und ererbtes Interesse, durch die vollständige Unmöglichkeit für die Regierung des Kaisers, zu gestatten, daß ein Gewaltstreich am Fuße der Alpen, gegen die Wünsche einer befreundeten Nation und gegen den Willen ihres Gebieters, einen Stand der Dinge herbeiführe, der ganz Italien einem fremden Einflusse überlieferte.

Seine Majestät der Kaiser, den Worten streng getreu, die er ausgesprochen, als das französische Volk ihn auf den Thron des Begründers seiner Dynastie zurückrief, ist von keinem persönlichen Ehrgeize, von keinem Eroberungsgelüste beseelt. Die Zeit ist noch nicht fern, wo der Kaiser in einer europäischen Krisis gezeigt hat, daß Mäßigung die Seele seiner Politik ist. Diese Mäßigung bestimmt mit derselben Kraft im jetzigen Augenblicke seine Entwürfe, und indem er die ihm von der Vorsehung anvertrauten Interessen schützt, denkt Seine Majestät nicht daran. — Sie dürfen darüber in Ihrer Umgebung die unbedingteste Zusicherung geben — seine Wege von denen seiner Verbündeten zu trennen. Weit davon entfernt hegt die Regierung des Kaisers, unter Berufung auf die Zwischenfälle, welche bei den Verhandlungen der letzten Wochen eintraten, die feste Zuversicht, daß die Regierung Ihrer großbritannischen Majestät nach wie vor in einer Haltung ausdauern werde, welche, indem sie durch ein moralisches Band die Politik beider Länder verbindet, den Cabineten von Paris und London gestattet, sich ohne Rückhalt auszusprechen und, je nach den Vorkommnissen, ein Einvernehmen zu combiniren, welches dazu bestimmt ist, den Kontinent vor den Wirkungen eines Kampfes, der an einem seiner Enden ausbrechen kann, zu bewahren. Rußland wird, davon sind wir fest überzeugt, stets bereit sein, seine Bemühungen auf denselben Punkt zu richten. Was Preußen anbetrifft, so ist der so unparteiische wie versöhnliche Geist, von dem es von Anfang der Krisis an Zeugniß gegeben, ein sicherer Bürge für seine Neigung, nichts zu vernachlässigen, was den Ausbruch zu begrenzen geeignet ist.

Ganz besonders wünschen wir, daß die übrigen Mächte, welche den deutschen Bund bilden, sich nicht durch Erinnerungen an eine verschiedene

Zeitepoche irre führen lassen mögen. Nur mit Bedauern kann Frankreich die Aufregung sehen, die sich einiger Staaten Deutschlands bemächtigt hat. Es begreift nicht, wie dieses gewöhnlich so ruhige und so patriotisch vom Gefühle seiner Kraft durchdrungene, große Land seine Sicherheit durch Ereignisse, deren Schauplatz seinem Gebiete fern bleiben muß, bedroht glauben kann. Die kaiserliche Regierung will daher annehmen, daß die deutschen Staatsmänner bald erkennen werden, wie es zum großen Theile von ihnen selber abhängt, dazu beizutragen, daß der Umfang und die Dauer eines Krieges beschränkt werde, den Frankreich, wenn es ihn auch führen muß, doch wenigstens nicht hervorgerufen zu haben sich bewußt ist.

Ich fordere Sie auf, mein Herr, die in dieser Depesche entwickelten Erwägungen bei Ihrer nächsten Unterredung mit Herrn .... zur Richtschnur zu nehmen und ihm Abschrift davon zu hinterlassen. Bei der Unumwundenheit der Sprache, die ich auf des Kaisers Geheiß hier führe, und welche nach Ansicht Sr. Maj. den Wunsch einschließt, den anderen Cabineten alle möglichen Garantieen zu ertheilen, um sie zu einer wahren Würdigung der Lage zu veranlassen und sie, soweit es sie betrifft, über deren Folgen zu beruhigen, ist es mir schwer, anzunehmen, daß die Regierung von .... unsere Auseinandersetzungen nicht mit dem nämlichen Vertrauen, das dieselben eingab, aufnehmen sollte.

Empfangen Sie u. s. w. Walewski.

Fort mit den Parteien.

Es giebt Parteien in Deutschland, welche in der jetzigen bedeutungsschweren Krisis sich feindlich gegenüberstehen und durch ihre Meinungsverschiedenheiten das Vaterland in Streit und Spaltung gebracht haben, mehr als gut thut, mehr als es seit langer Zeit geschehen. Alle diese Parteien aber rufen nach Deutschlands Einigkeit und Einheit und als natürliche Folge beschuldigt die eine die andere, daß sie allein die Schuld der Zerwürfnisse trage; durch ihre geringe Einsicht, durch Fanatismus oder Feigheit, durch Dünkel und Sonderinteressen, und jede spricht ihrem Gegner nur dann Kraft, Vernunft und Vaterlandsliebe zu, wenn er sich bekehrt und die Weisheit und Wahrheit der Forderungen und Lehren annimmt, welche von ihr, als die allein richtigen, ausgerufen wurden.

Es ist Zeit, daß die Parteien schweigen, daß die Sache des Vaterlandes ihnen höher stehe, daß die gemeinsame Gefahr uns nicht uneinig und schwach finde, darum: „Fort mit den Parteien!"

Es giebt eine österreichische Partei und eine preußische Partei und obenein eine dritte, die nur nach Neutralität und Ruhe schreit und unter allen Umständen die Hände in dem Schooß behalten will. Alle aber nehmen die Benennung ächt deutsch und ächt national für sich in Anspruch und brechen den Stab über ihre Widersacher. Somit: Fort mit den Parteien!

Uneinigkeit hat von jeher verschuldet, was wir leiden. Uneinigkeit hat ihren Fluch über Deutschland ausgeschüttet, alle Versuche, ein großes, mächtiges Volk zu sein, vereitelt. Kein Volk auf Erden hat sich mehr zerfleischt, als das deutsche und bis in die neueste Zeit hinein sind die Trennungen nicht überwunden worden. Der deutsche Bund vom 8. Juni 1815 war nicht geeignet, eine Versöhnung und Entwickelung Deutschlands zu bewirken. Zwei Großmächte mit außerdeutschen Besitzungen und widerstrebenden Interessen, zwei Nebenbuhler um Macht und Ansehen, stellten sich an die Spitze der neuen Schöpfung und um sie her stellten sich 33 andere souveraine fürstliche Herren, sammt den vier ohnmächtigen Ueberbleibseln altdeutschen Städte- und Bürgerthums. Vom deutschen Volk war nirgend mehr die Rede, nur von den Unterthanen der regierenden Familien und diese Unterthanen standen fern von dem Fürstenbunde, der aus dem Schiffbruch des alten Reiches der Deutschen noch hervorgegangen war. Im alten Reiche, selbst in seiner Verrottung, gab es noch einen inneren Zusammenhang. Es gab Reichstage, es gab Collegien, es gab eine deutsche Fürsten- und Grafenbank, es gab eine Bank der Städte; in dem neuen Fürstenbunde gab es nur souveraine Herren, Gleiche unter Gleichen, welche ihre Hoheit mit dem Volke nicht theilen mochten. Alle Versuche zu einer Volksvertretung an diesem Bunde scheiterten eben sowohl, wie die Forderungen nach einem Bundesgericht oder nach anderen Einrichtungen, durch welche das deutsche Volk sein Dasein kund geben konnte. Die Gesammtgeschichte des deutschen Fürstenbundes von 1815 bis 1848 stellt fortgesetzt dasselbe Bestreben dar, die Unzufriedenheit des deutschen Volkes zu bemeistern und niederzuschlagen und zu diesem Vorhaben vereinigten sich alle Bundesglieder; wurden Congresse gehalten, Karlsbader Beschlüsse erlassen, Minister-Conferenzen versammelt. War es aber Deutschlands Unheil im alten Reiche schon gewesen, daß seine Kaiser zugleich die Herrscher eines mächtigen europäischen Staates waren, so wurde es jetzt noch schlimmer, als zwei Großmächte um ihr Ansehen im Bunde rangen. Das protestantische Preußen, das katholische Oesterreich. Das eine groß geworden auf Kosten des anderen, das eine durch seine kühnen Griffe und seine Vergrößerungslust Gegenstand des Mißtrauens, das andere bemüht, dies zu nähren und

die Sympathieen der souverainen Bundesherren sich zuzuwenden, durch strenge absolutistische Grundsätze.

Jedermann weiß, wie der Bund im Jahre 1848 vor dem Willen des deutschen Volkes unter Preußens Beistand fiel, jeder weiß, wie der Bundestag, am 12. Juli, unter jubelndem Beifall des deutschen Volkes geschlossen wurde; jedermann weiß aber auch, wie dieser Bund mit Haut und Haar durch Oesterreichs Willen wiedererstand und wie auch Preußen nach der Olmützer Bußfahrt gezwungen wurde, wieder einzutreten. Seit dieser Zeit, von 1850 bis zum Anbruch des Jahres 1859, zeigte die Bundesversammlung ein fortgesetztes Bestreben, Preußen in der Minorität zu erhalten, ihm die Macht der Majorität zu beweisen, Oesterreichs Ansehen und Uebergewicht zu verstärken, Preußen dagegen zu demüthigen. Die Mittelstaaten, besonders die vier Könige, sammt Baden und Hessen, bildeten die einmüthige Stütze für alles, was Oesterreich wollte und wir haben noch im letzten Jahre gesehen, wie wenig Preußen in der dänisch-deutschen Frage, in der Rastatter Besatzungsfrage und bei manchen anderen Gelegenheiten vermochte.

Auch das letzte Bindemittel des preußischen Einflusses, der Zollverein, gerieth in Verfall und ging der Auflösung entgegen. Die Zerwürfnisse am Bundestag waren kein Geheimniß mehr, sie waren dahin gediehen, daß Preußen sogar drohte, seinen Gesandten abrufen zu wollen; plötzlich aber veränderte der napoleonische Neujahrsgruß die Scene. Oesterreich sah sich unerwartet von dem Kaiser der Franzosen feindlich behandelt. Es war natürlich, daß es sich nach Hülfe, nach Bundesgenossen umsah, und wer wäre ihm näher gewesen, als Deutschland, der deutsche Bund, an dessen Spitze es stand.

Sofort auch regte sich die Theilnahme, Hand in Hand mit der Furcht vor den Plänen des französischen Kaisers, mit dem Widerwillen, den seine Herrschaft in Frankreich allen Deutschen eingeflößt. Dies Gefühl war in Norddeutschland so stark und so lebhaft, als im Süden; allein trotzdem begann sofort die Trennung der Parteien, als die stürmische Bewegung der Gemüther, besonders in Süddeutschland, laut nach Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich, nach Hülfe für die tückisch angefallenen deutschen

Brüder, nach Kampf gegen den deutschen Erzfeind, gegen das treulose Frankreich, rief.

Jetzt plötzlich richteten sich die Blicke auf Preußen, auf den großen Militärstaat, auf die preußische Kriegsstärke und Tapferkeit; jetzt erwartete man von ihm, daß es, das Schwert in der Hand, an den Rhein springe und sein Halt! nach Paris hinüber donnere. Hätte es dies gethan, vielleicht wäre es dort gehört worden, obwohl es nach allem, was wir jetzt wissen, nach den langen Vorbereitungen des französischen Kaisers zum Kriege, nach dem geheimen Bündniß mit Rußland und den seit Jahren gesponnenen Plänen nicht wahrscheinlich ist. Abér der Krieg wäre dadurch sofort ein allgemeiner und europäischer geworden; er wäre an den Rhein verpflanzt worden; und wie sah es in Deutschland aus, befand sich dies in der Lage, sich in solchen Kampf zu stürzen?

Je bedächtiger Preußen seine Stellung nahm, je mehr es behauptete, daß es nicht allein Mitglied des deutschen Bundes, sondern auch europäische Großmacht sei, je mehr es zwischen speciell österreichischen und deutschen Interessen unterschied, um so hitziger und leidenschaftlicher wurde der Streit. Und nicht nur war es ein Streit zwischen den Bundesfürsten und ihren Regierungen, es war ein Streit in der Nation selbst. Das deutsche Volk führte ihn, und welcher Meinung man auch anhängen mag, diese Volksbewegung hatte und hat etwas Erhebendes, denn das deutsche Volk fuhr damit aus seiner ihm so oft vorgeworfenen dicken Haut. Das Gefühl der Vaterlandsliebe, der Vaterlandsgefahr drang in seine Seele und gab ihm Muth, allen Kriegsschrecken lieber entgegen zu gehen, als sein Schicksal in Ruhe abzuwarten.

Der Gedanke, daß, wenn Oesterreich hülflos niedergeworfen, dann die Reihe an Deutschland kommen werde, überwog alle anderen Bedenken in dem Maße, daß nicht, wie man behauptet hat, nur Absolutisten und Jesuiten das deutsche Volk in einen verderblichen, durch nichts gerechtfertigten Krieg reißen wollten, um den österreichischen Absolutismus und das Concordat zu retten; nicht die verwandten Höfe und die Hofparteien; nicht die Mittelstaaten und Kleinstaaten, um ihre treue Anhänglichkeit an dem erlauchten Hause Habs-

burg zu beweisen, dem Horte und Schirme ihrer eigenen Regierungsweise in Deutschland, sondern auch ein großer Theil des deutschen Volkes, Männer, von bewährter und reiner Vaterlandsliebe, stimmte ein; ja! selbst die demokratische Partei in Norddeutschland, in Preußen, verlangte in ihrer Mehrheit, daß Deutschland bei Oesterreich stehen, Oesterreich den napoleonischen Eroberungs- und Unterjochungsgelüsten nicht überlassen werden dürfe.

Dagegen trat die preußische Partei mit nicht weniger Gewalt und Widerspruch auf und läugnen darf man nicht, daß zu ihren Gründen die alte Abneigung gegen Oesterreich, die Behandlung, welche Preußen seit Jahren am Bundestage genossen und das Gebahren der österreichischen Partei sich fügten, deren Heißsporne aus den Weigerungen Preußens einen Verrath am Vaterlande machten und mit den bittersten Vorwürfen und Anschuldigungen den preußischen Stolz aufstachelten. Denn auch in Preußen war es nicht allein die Regierung, welche ihre Vermittlungsrolle und die damit verbundene, abwartende Politik, als die allein richtige behauptete, hinter ihr stand das preußische Volk, standen die Volkskammer und die gesammte Presse, des mächtigen, befreundeten Englands nicht zu gedenken.

Wie man in den Wald schreit, schallt es heraus! heißt das alte Sprichwort. Die deutsche Bewegung zu Gunsten Oesterreichs, deren Leidenschaft sich gegen Preußen kehrte, wurde eben so leidenschaftlich dort beantwortet. Preußen sei kein Vasallenstaat, hieß es, der für die Interessen des Hauses Habsburg die Trompeten blasen lassen müsse, wenn es der mittelstaatlichen Bundesmajorität beliebe; Preußen werde seine großstaatliche Selbstbestimmung niemals von dem Willen einer solchen Majorität abhängig machen. Es werde sich nicht in den Krieg reißen lassen für die österreichische Suprematie über Italien, für fortgesetzte Knechtung der Italiener; aber es werde eben so wenig dulden, daß Deutschland durch Sonderbündnisse einzelner Staaten mit Oesterreich den Krieg über das Gesammtvaterland bringe. Sein Recht auf die Initiative in Deutschland werde Preußen niemals antasten lassen. Ihm gebühre die Führung und Leitung der Militärmacht des Bundes sowohl, wie der Politik, und ehe ihm diese nicht überliefert, könne und dürfe nichts in Deutschland ohne seinen Willen und ohne seine Zustimmung geschehen.

Solche anmaßlichen und drohenden Erwiderungen mußten die Leidenschaften noch mehr erhitzen, um so mehr, da die Mittelstaaten sich zu regen begannen, um auf eigene Faust zu handeln, wenn Preußen länger säumen wollte. Das Kriegsgeschrei gegen Frankreich war zum Theil allerdings unvernünftig, denn was wollte Deutschland thun ohne Preußen und wo waren Kraft und Mittel, wo waren selbst die nöthigen Waffen und Vorräthe in den meisten Staaten, um bei einem Angriff auf das bis an die Zähne gerüstete Frankreich auf Erfolg hoffen zu dürfen?! Trotz des Krieges in Italien konnten die Franzosen ein mächtiges Heer in der Rheinnähe rasch beisammen haben, auch fehlte es ihnen nicht an kriegsgeübten Generalen. Wo aber waren diese in Deutschland, selbst in dem preußischen Heere zu finden, wo ein 44jähriger Frieden die alten berühmten Feldherren längst alle in's Grab gelegt hatte!

Wer reiflicher nachdachte, konnte sich auch nicht verbergen, daß Deutschland wirklich schwer geeignet für einen Angriffskrieg sei und selbst Preußen in gleicher Lage, da die beste Kraft seines Heeres in der Landwehr ruht, in diesen Bürgersoldaten, die zum größten Theile Familienväter und selbstständige Gewerbe- und Geschäftstreibende sind, und immer nur dann ohne Widerstreben dem Fahnenrufe folgen werden, wenn das Vaterland wirklich in Gefahr ist, ein Feind es bedroht, gegen den sie, um Weib und Kind, um Haus und Land zu schützen, ausziehen.

Preußens Heerverfassung ist um dessentwillen schon oft getadelt worden; sie hat gegen andere Großmächte nur Vortheile, wenn die Vaterlandsliebe aufgerufen werden kann, die Landwehr todesmuthig zu begeistern ist; um aber einen Angriffskrieg zu unternehmen, ist das preußische Heer am allerwenigsten geeignet. Ein ehrgeiziger, eroberungssüchtiger Fürst kann es nicht gebrauchen.

Für Deutschlands Recht und Ehre Leib und Leben zu wagen, wenn die Franzosen den Rhein nehmen wollten, würde die preußische Landwehr willig Weib und Kind verlassen, aber in Frankreich einzubrechen, um Oesterreich den Po zu erhalten, widerstrebte ihr. Dazu kam das Gewicht der materiellen Interessen, der Schrecken über das Stocken des Handels und der Industrie,

die brodlosen Arbeiter, die unbeschützten Küsten; die Gewißheit, die Hauptlast des Krieges tragen, die größten Opfer bringen zu müssen und dabei immer wieder derselbe Gedanke: für wen? Für das undankbare Oesterreich, für den hartnäckigen Gegner und Widersacher, für den Absolutismus, um ihn siegreich auch über Deutschland zu bringen, die Ketten der Italiener fester nieten zu helfen und die eigenen Ketten zu schmieden.

Nichts konnte Oesterreichs Sache in den Augen des preußischen Volkes mehr schaden, als daß nicht allein die absolutistische und ultramontane Partei in Deutschland mit solchem Eifer für den Krieg agitirte, sondern daß auch in Preußen selbst die Partei der Kreuzzeitung und die kleinen Helden sich auf Oesterreichs Seite stellten.

Man unterschied in Preußen nicht allein zwischen österreichischen und deutschen Interessen, man unterschied auch zwischen österreichischer Regierung und Oesterreichs Volk. Den deutschen Oesterreichern schenkte man gerne seine deutschen Sympathieen, man freute sich der Tapferkeit des österreichischen Heeres, aber die österreichische Gesammtmonarchie und deren leitende Principien fanden eine ganz verschiedene Beurtheilung. Man konnte sich in keiner Weise dafür begeistern.

Gewiß wäre es anders gewesen, wenn in dieser Zeit der Gefahr das österreichische Gouvernement ein Zeichen gegeben hätte, daß es ein liberales System einzuschlagen gedächte. Da dies nicht geschah, wohl aber mancherlei, das bewies, wie man an keine Umgestaltung dachte, und da aus Wien selbst mehr Klagen und Zeichen des Unmuths laut wurden über fortgesetzten Druck und Unmündigkeit, konnte man um so weniger anderen Sinnes werden. Das constitutionelle Preußen würde einem freien Oesterreich die Hände entgegen gestreckt haben, allein in solcher Lage sah man nichts als den Gesammtstaat, in welchem 8 Millionen Deutsche die herrschende Nationalität bildeten, jedoch nicht mehr und nicht weniger Rechte besaßen als alle andere darin aufgegangene Nationalitäten, das heißt, gar keine. Die Verfassung Oesterreichs war mit einem Federstrich ausgestrichen worden, der Gesammtstaat hatte alles andere Recht eingesargt; das unbeschränkte Herrscherrecht war allein stehen geblieben!

Unter diesen Umständen verkannte man in Preußen um so leichter die deutsche Bewegung und nahm sie für das Werk der Intrigue, um das deutsche Volk zu verblenden. Aber mochten auch unlautere Quellen genug vorhanden sein, mochte die Partei, welche so gerne im Finstern schleicht, ihre Eier legen, mochte vielleicht noch mehr die Macht der finanziellen Interessen sich einmischen, die Tausende der Besitzer österreichischer Staatspapiere Zungen und Hände rühren — mit allen diesen Mitteln schafft man die Bewegung nicht, welche Deutschland durchbebte. Es war das Gefühl allgemeiner und großer Gefahr, welche das deutsche Volk ergriffen hatte, auch waren es weder Süddeutschland, noch die katholischen Staaten allein, in denen es sich aussprach und abschloß. Herrschte es in Süddeutschland vor, so ließ sich dies leicht erklären durch die größere Nähe und Verwandtschaft mit Oesterreich, allein in Würtemberg und Hessen konnte von ultramontanen Umtrieben nicht die Rede sein, eben so wenig wie in Hannover und Sachsen. Hatten die Protestanten am Oberrhein, am Neckar und in Schwaben aber nicht Grund genug, sich vor den französischen Plänen zu fürchten? Hatten sie nicht Grund genug, einen anderen Rheinbund zu besorgen? Hatten sie nicht Erinnerungen genug, daß der Stoß der Franzosen immer vom Oberrhein auf den Schwarzwald gegen die Donau gerichtet wurde? Waren ihnen die furchtbaren Zeiten der napoleonischen Kriege und Invasionen schon entschwunden, um nicht alle Schrecken auftauchen zu sehen, als der Neffe in Italien dieselbe Kriegsbahn betrat, mit welcher der Onkel begonnen hatte. Gegen dasselbe Oesterreich, mit demselben Geschrei, Italien von seinen Sclavenketten zu befreien, von demselben Jubel der Italiener empfangen, zogen einst die republikanischen Heere und der alte Napoleon über die Alpen. Es dauerte jedoch nicht lange, so waren die Italiener in Frankreich einverleibt, und es dauerte nicht lange, so wurde Deutschland angegriffen, bezwungen, die Beute des Siegers und seiner Marschälle. Deutschlands Uneinigkeit, daß es zusah, wie Oesterreich niedergeworfen wurde, daß seine Fürsten sich mit dem korsischen Eroberer verbanden, um dessen Vasallen zu werden, das führte die lange Schmach und Schande herbei. Und jetzt zum anderen Male sollte man dasselbe Unheil erleben, dieselbe Unehre, dieselbe entsetzliche Zeit! —

Das ist es, was viele tausend deutsche Männer angetrieben hat, ihren Schrei zu erheben für Oesterreich, daß es nicht allein gelassen werde auf den Schlachtfeldern, daß Deutschland nicht um Oesterreichs Gesammtstaat willen, sondern zu seinem eigenen Heile, nicht warten dürfe, bis es ihm an die eigene Kehle gehe. — Ist dieser Napoleon denn etwa ein Phantast, ein Freiheitsschwärmer, der für des italienischen Volkes Freiheit die ungeheuersten Opfer bringt, vor wenigen Jahren erst zurückgekehrt aus dem Krimmkriege, die französische Nation wiederum in einen neuen furchtbaren Krieg treibt, nur um damit seine sogenannte Civilisation zu befördern, um der Held und Vorkämpfer der Menschheit gegen Gewalt und Unrecht zu sein? Will er damit nur der leichtfertigen französischen Nation schmeicheln, die Keime innerer Unruhen ersticken, seine Herrschaft mit blendendem Ruhm umgeben, die ruhmdürstige Armee beschäftigen, die französische Eitelkeit befriedigen? — Heimgekehrt als Sieger aus diesem Kriege wird seine Dynastie befestigt sein, die Zuversicht der Franzosen auf ihre Kriegsherrschaft keine Grenzen mehr kennen, die Idee ihrer Weltherrschaft stärker wurzeln. Dieser italienische Krieg ist eine Handhabe und Einleitung dazu. Und gibt es nicht in Frankreich Leute genug, welche den Schadenersatz für die chevalereske Großmuth in Italien — welche zur richtigen Zeit sich auch enthüllen wird — schon jetzt am Rhein und in Belgien fordern, oder ist etwa dieser prahlende und betheuernde Erwählte der großen Nation ein so ehrenwerther, aufrichtiger, Recht und Wahrheit liebender Mann, daß man ihm auf's Wort glauben kann, was er da sagt, sei sicher und gewiß? Einer der schlimmsten Gegner Oesterreichs, Karl Vogt, sagte kürzlich über Louis Napoleon: „Frankreich ist Er, sein Wille das einzige Gesetz. Masson behauptet von ihm, er besitze große Eigenschaften, als Staatsmann und Souverain: einen unerschütterlichen Willen, einen sicheren Takt, kräftigen Entschluß, starkes Herz, hohen kühnen Geist und vollkommene Rücksichtslosigkeit. Wir wissen nicht, wie weit diese Charakteristik wahr ist, aber so viel ist wenigstens sicher, daß die Nationalversammlung in Frankreich und deren Führer seine Fähigkeiten zu ihrem größten Schaden unterschätzten. Die entsetzliche Rücksichtslosigkeit, womit der jetzige Kaiser der Franzosen zu seinem Ziele gelangt ist, die kalte Berechnung in

der Wahl der furchtbarsten Mittel, mittelst deren er über dem Schrecken seine Fahne aufpflanzte, die gewaltige Combination, mit welcher er Massen und Personen zu dem gesteckten Ziele lenkte, die Schlangenklugheit, mit der er seine Pläne und Entwürfe bis zur Zeit der Reife verdeckte oder ganz abläugnete, die zähe Geduld, mit welcher er immer wieder auf einen einmal gefaßten Entschluß zurückkommt und ihn bis zum geeigneten Augenblicke festhält — dies alles läßt ihn vielen anderen Fürsten weit überlegen erscheinen. Der Ursprung seiner Herrschaft umgibt diese mit Grauen und dieser Charakter wird ihr bleiben, welches auch ihre ferneren Schicksale sein mögen."

Und dieser schlaue, verschlossene, rücksichtslose Mann, dem alle Mittel gerecht sind, wenn sie seinen Plänen dienen, der eben erst seine Rüstungen abläugnete, während er zum Kriege bereit war — seinen Betheuerungen sollte man Glauben beimessen, daß er gegen Deutschland die besten und freundschaftlichsten Gesinnungen hege?! — Niemals ist tiefes und allgemeines Mißtrauen gerechtfertigter gewesen, niemals hat die Stimme des Volkes, als Gottes Stimme, größere Berechtigung gehabt, als in der bangen Sorge der Deutschen um ihre eigene und des Vaterlandes Sicherheit, da Oesterreich so planmäßig bedacht angefallen war.

In ähnlichen Empfindungen und Gedanken bewegte sich die demokratische Partei, so weit sich diese für den Beistand Oesterreichs ausgesprochen hat. Auch diese Männer des Volks lassen sich meist von der Ueberzeugung leiten, daß wenn Napoleon die bestehenden Rechtszustände umgestürzt, wenn er Oesterreich besiegt und gedemüthigt hat, auch Deutschland angefallen und gedemüthigt werden wird. — Wenn daher Deutschland Oesterreich jetzt zur Hülfe eile, so helfe es sich selbst, wenn es Oesterreich mit seinem Schwerte schirmen helfe, so bewahre es sich den Rhein und die eigenen Grenzen; schütze es vor den Franken und ihren immer gierigen Händen, schütze es zu gleicher Zeit vor drohender Ueberwältigung durch Absolutismus und Concordat.

Denn wenn Deutschland sich nicht in diesen Kampf mischt, heißt es von dieser Seite, so wird entweder Frankreich oder Oesterreich übermächtig daraus hervorgehen und das Eine sowohl, wie das Andere wird gleich verderblich für

uns sein. Entweder ist Napoleon dann der oberste Held und Richter in Europa, und die französische Nation, schon jetzt so überzeugt von ihrer unwiderstehlichen Kraft und Macht, wird dann kein anderes Recht mehr kennen als ihren Säbel, oder aber Oesterreich wird in Deutschland unbedingt befehlen und die Absolutisten und Ultramontanen werden ihren Fuß auf Deutschlands Nacken setzen.

Aus solchen Elementen hat sich die österreichische Partei zusammengesetzt und dazu kamen diejenigen, welche in Oesterreich ein frevelnd angegriffenes Brudervolk erblickten, das vom deutschen Volke schon um dessentwegen niemals verlassen werden dürfe. Das Volksgefühl wandte sich dem bedrängten Volke zu, und man fragte nicht nach der kalten Erklärung, daß kaum der vierte Theil der Oesterreicher deutsch spreche, nicht nach dem Einwande, daß Oesterreich angegriffen habe, daß es in Piemont mit Heeresmacht eingefallen sei. Man fragte auch nicht nach den Regierungsgrundsätzen des Gesammtstaates, nach dem Unwesen der Römlinge und ihres Anhanges, nach der Günstlingswirthschaft und deren Regiment, man sah nur das bedrohte Deutschland und die Absolutisten und Ultramontanen benutzten diese Aufregung der Gemüther allerdings auf's beste, um auch für ihre Zwecke zu arbeiten und im Trüben zu fischen.

Die Spannung und Zerrüttung durch die Parteien stieg auf's Höchste als die Mittelstaaten durch Hannover den Antrag beim Bunde einbringen ließen, ein Beobachtungsheer am Rhein aufzustellen, Preußen aber dagegen sofort Protest einlegte. Auf der einen Seite trat der nicht mehr zu verkennende Wille hervor, nöthigen Falls allein, ohne Preußen, den Krieg am Rhein zu beginnen. Man rief diesem trotzig zu, daß dies Bundesrecht sei, Preußen aber Recht und Bund breche, wenn es dem Majoritätswillen sich nicht unterwerfe, daß es überhaupt erst Beweise liefern müsse, ob es die Führerschaft verdiene, welche es beanspruche; darauf wurde von der anderen Seite mit demselben Bundesgesetze bewiesen, daß Preußen nicht zur Annahme eines solchen Majoritätswillens gesetzlich gezwungen sei und daß es als Großmacht andere Rechte geltend zu machen habe. Drohungen schallten hinterher, und in leidenschaftlichster Weise forderte die preußische Presse ihre Regierung auf,

sich nicht länger beleidigen zu lassen von sogenannten Bundesgenossen, welche in Wahrheit feindlich gesinnte Gegner seien, die man als solche betrachten und behandeln müsse.

Der Schrei des Unwillens, welcher auf diese unbedachten Aeußerungen antwortete, hatte seine volle Berechtigung; denn zu welcher folgenreichen Gewaltthat forderte die preußische Partei auf, zu welcher Verwirrung und Erbitterung hatte sich der Parteienkampf gesteigert, und wie war es möglich Einigung zu erreichen, wie wollte man einem äußeren Feinde widerstehen, ihm auf den Leib rücken, wenn der Bürgerkrieg an die Wand gemalt wurde?!

Die gegenseitige Unmäßigkeit hielt sich die Wage, doch, Dank der Besonnenheit der preußischen Regierung, wurde von dieser der richtige Weg eingeschlagen. Sie sah ein, daß wenn ihre Politik glücken sollte, sie dem deutschen Volke zeigen müsse, daß sie zum Handeln bereit sei; sie sah auch ein, daß wenn sie den Widerwillen der deutschen Regierungen brechen wollte, ihr die Initiative in der militärischen und politischen Leitung zu übertragen, dies nicht anders geschehen könne, als mit Zustimmung Oesterreichs. Hiernach wurde um die Mitte Mai General Willisen nach Wien gesandt, andere Generaladjutanten des Regenten an die verschiedenen Höfe und jedenfalls hat eben so wohl die Einsicht, wie die immer dringender herangetretene Nothwendigkeit, eine Einigung zu Stande gebracht.

Den mittelstaatlichen Regierungen mußte es einleuchten, daß, trotz aller Kriegsgedanken, nichts ohne Preußen gethan werden könne, daß Verderben und Untergang sicherlich den unbesonnenen Gelüsten, in Frankreich einzubrechen, nachfolgen müßten, daß der berühmte Artikel der Augsb. Allg. Ztg.: „Worauf warten wir noch?“ den herben Spott verdiente, welchen die Times darüber ausgoß. Diesen Regierungen mußte es auch bald überkommen, daß Preußen bei fortgesetzter Opposition dahin gebracht werden könnte, eine wirklich drohende Stellung anzunehmen, und nicht unbekannt konnte es ihnen sein, welche Versprechungen und Anerbietungen der Kaiser Napoleon in Berlin machen ließ und welche Vorstellungen die russische Freundschaft versuchte. Man mußte erkennen, daß die Weisheit der Herren von Beust und von der Pfordten doch lange nicht ausreichte, um Preußen eine sogenannte

Initiative annehmlich zu machen, welche in der That nichts war, als der Auftrag an einen Mandatar, dem jeden Augenblick das Geschäft wieder abgenommen werden kann, sobald er sich nicht zur Zufriedenheit der Herren benimmt, welche ihn eingesetzt haben. — Preußen erwartete nach solchen Erfolgen von den kleinen Höfen wohl in der That nichts mehr, es mußte allein auf die Macht der Verhältnisse und Ereignisse rechnen, und diese haben denn auch während der letzten Wochen derartig ihren Druck ausgeübt, daß wir auf dem Punkt stehen, mit Freuden zu vernehmen, daß sämmtliche Bundesstaaten die volle Initiative, für die gesammte militärische und politische Leitung der deutschen Angelegenheiten, auf Preußen übertragen haben.

Die Unterhandlungen des Generals Willisen in Wien, welche in Berlin fortgesetzt wurden, sind geglückt. Oesterreich hat der preußischen Politik beigestimmt, es hat die dringende Aufforderung an alle Bundesregierungen erlassen, sich Preußens Verlangen zu fügen, dessen Vorschläge und Forderungen anzunehmen, seiner Leitung sich zu unterwerfen, und was konnten die Mittelstaaten Anders thun zu ihrem eigenen und zu Deutschlands allgemeinen Besten, als Oesterreichs Rath und Wunsch befolgen? Sicher und gewiß ist es jetzt, daß Oesterreich kein Heer an den Rhein führen wird, weil es ein solches disponibles Heer nicht besitzt und weil es mit Preußen einverstanden ist. Sicher auch ist es, daß Preußen jetzt keine eigene mächtige Heeresaufstellung gestatten würde, weil Deutschlands Sicherheit und Zukunft jeden Sonderbeschluß niederzuschlagen zwingt, endlich aber haben die Ereignisse in Italien viele zuversichtliche Erwartungen vernichtet, und wo bisher ein feindliches Verhalten gegen Preußen vorherrschte, zeigt sich jetzt weit größere Geneigtheit für billigeres Nachgeben.

Es bleibt nichts übrig für Deutschlands Fürsten, als sich freiwillig Preußens Führung zu unterwerfen; es bleibt dem deutschen Volke nichts, als dieser Leitung zu vertrauen, abzulassen von der Parteiung, mag sie preußisch oder österreichisch heißen. — Unter Preußens Fahnen muß sich Deutschland sammeln, mit deutschem Sinn von dem Regenten des mächtigsten deutschen Stammes, deutsche Treue erwarten, von dem tapferen preußischen

Volke festes Einstehen für Deutschlands Ehre, Deutschlands Zukunft; also fort mit den Parteien!

Preußen hat seine Kriegsbanner entrollt, es hat den Entschluß ausgesprochen, für Deutschlands Recht und Sicherheit einzutreten mit seiner ganzen Macht. Es hat die Pflicht übernommen, das deutsche Vaterland aus seiner jetzigen Ohnmacht herauszureißen, ihm die würdige Stellung in Europa zu geben, welche ihm gebührt; für Deutschlands Einigung und Einheit alles Wohl und Wehe in die Schanze zu schlagen: Wohlan! Fort mit den Parteien!

Oesterreich ist geschlagen am Ticino, es hat die Lombardei aufgegeben, aufgegeben die festen Plätze, aus denen es seine Herrschaft sicherte, aus denen es die Herrschaft der mittelitalienischen Fürsten beschützte. Es hat die Hauptstadt Mailand verloren, es hat dem Aufstande des italienischen Volkes noch mehr weichen müssen, denn den Waffen der Sarden und Franzosen. Es ist zweifelhaft und ungewiß, ob es aus seiner festen Etsch- und Minciolinie diese Verluste gut machen kann; sicher, daß es die alte Gewaltherrschaft über Italien auf immer verloren hat; sicher, daß die Lombarden mit dem Ausdrucke des glühendsten Hasses von ihm abgefallen sind und daß solcher Besitz nimmer ein Glück genannt werden, nimmer zur Stärkung Oesterreichs beitragen kann. In Wien selbst ist dies anerkannt worden. Man hat die Forderung aufgegeben, daß Preußen sich für den Territorialbesitz in Italien verbürge, man hat sich begnügt damit, daß Preußen Oesterreichs Ansprüche und Rechte bestmöglichst wahrnehme; man hat Preußens Politik gutgeheißen, also fort mit den Parteien!

Darauf kommt es nicht an, daß Preußen den Oesterreichern Italien erhalte oder wieder schaffe; es ist unmöglich, dies zu versprechen, nachdem das Heer geschlagen, nachdem das Land zur Hälfte verloren, nachdem das Volk aufgestanden, um seine Freiheit zu fordern, nachdem es seinen Abscheu gegen die Fremdherrschaft so unwiderleglich dargethan. Nimmer kann Preußen die Italiener zu Paaren treiben und an die alten Ketten legen helfen; wenn es damit umgeht, Deutschland zur Freiheit zu führen; nimmer kann es den

Schrei Italiens nach Einigkeit und Einheit mißachten, wenn Deutschlands Einigkeit und Einheit sein Ziel ist. Also fort mit den Parteien!

Das aber kann und will Preußen fordern, daß der Kaiser der Franzosen mit Italien und den Italienern nicht sein Spiel treibe, nicht schalte und walte, wie es ihm beliebt. Das kann und will es fordern, daß ohne Deutschlands Mitsprechen und Zustimmung die Zukunft der apenninischen Halbinsel nicht nach den Gelüsten des Siegers bestimmt werde. Das kann und will Preußen fordern, daß Italien nicht etwa die Herren wechsele, französische Oberherrlichkeit statt der österreichischen eingesetzt werde, daß statt eines förderativen italienischen Bundesstaates nicht etwa ein Bund französischer Vasallenstaaten entstehe.

Nicht der Italiener wegen, sondern um Deutschlands Recht und Zukunft tritt Preußen also gegen Napoleon III. in die Schranken; nicht um Krieg heraufzubeschwören ruft es 500,000 Bajonnete auf, sondern um den Frieden möglich zu machen. Nicht im Namen der 17 Millionen Preußen fordert der Regent, daß seine Vermittlungsvorschläge gehört werden, sondern im Namen von 33 Millionen Deutschen, die jetzt hinter ihm stehen. Also fort mit den Parteien!

Und was kann Besseres und Würdigeres geschehen in Deutschland, was kann den theuren Wunsch und die Sehnsucht der Deutschen endlich der Erhörung näher bringen, als dies Beispiel der Einigkeit? Was kann das deutsche Volk mit froheren Erwartungen erfüllen, als wenn zum ersten Male seit langer Zeit voll trauriger Geschichte, Deutschlands Kraft und Macht sich vereint, wenn der deutsche Fürst an seiner Spitze Deutschlands Jugend um sich schaart, wenn er, auf 33 Millionen Deutsche gestützt, Deutschlands Willen vor den französischen Kaiser hinlegt und mit der Schwertspitze ihn erklärt: Also fort mit den Parteien!

Nimmt Louis Napoleon diese Vermittelung an, dann hat Deutschlands Ansehen in Europa seinen Grundstein gelegt und der Bau kann beginnen, der unser Haus in Frieden und Einigkeit aufrichten soll. Nimmt er sie nicht an, so müssen wir uns Ansehn und Achtung erkämpfen, so müssen wir mit unserem Blute unsere Einheit zusammenkitten. Deutschland wird Oesterreich

auf jeden Fall dienen und helfen. Es wird ihm das verlorene Italien nicht wieder schaffen, aber es wird nicht dulden, daß der Franzosenkaiser über Oesterreich zu Gericht sitzt; es wird sorgen dafür, daß seine Sache und Italiens Sache, vor Europa's Richterstuhl gebracht werden, sein Recht und des Italienischen Volks Recht unparteisch gewogen werden. Können Preußen und Deutschland dies nicht erlangen, nicht parteilose Gerechtigkeit, dann wird das Schwert entscheiden müssen, dann werden wir vielleicht nicht nur am Rhein, sondern auch an der Weichsel und am Niemen zu fechten haben. Aber wird sind 33 Millionen Deutsche, und wenn wir einig sind, was kann uns erschrecken?! Fort mit den Parteien! Mögen sie österreichisch oder preußisch heißen, fort mit ihnen!

Die Schlacht bei Magenta.

Als am 31. Mai 1859 das Zobel'sche Corps



Feldmarschalllieutenant Freiherr von Zobel.

den Kampf um Palestro bei sinkender Nacht abbrach und sich zurückzog, war die Sesialinie nicht mehr zu halten. Große Verluste bewiesen in wenigen

Stunden nicht allein die Uebermacht der vordringenden Verbündeten, sie bewiesen auch, daß die tapferen Soldaten Oesterreichs nach so harter, vergeblicher Anstrengung einer Verwirrung nahe waren, welche nicht mehr auf Erfolg hoffen ließ. Der tausendfach mit Gräben und Hecken durchschnittene Boden duldete keine geschlossene Aufstellungen. Die Bataillone und Regimenter lösten sich daher in Kompagnien und kleinere Haufen auf, welche bei dem Fall so vieler Offiziere sich oft selbst überlassen blieben. Es gehörten gewiß vorzügliche Oberoffiziere dazu, um unter solchen Schwierigkeiten Ordnung und Zusammenhang in den zahllosen Einzelgefechten aufrecht zu erhalten, und daß diese nicht so vorhanden, wie es wünschenswerth gewesen, bewieß die außerordentliche große Zahl der Gefangenen, welche abgeschnitten und verirrt, in die Hände der Franzosen fielen. Selbst die österreichischen Berichte gestehen dies zu, indem sie erzählen, daß der erste Eindruck nach dem Ende des Gefechtes wahrhaft erschreckend durch die ungeheuren Verluste gewesen sei, daß diese sich jedoch bedeutend ermäßigten, da während der Nacht sich viele Leute wieder einfanden, welche aus dem Gewirre der Kanäle und Deiche entkommen waren.

Ist es nun auch nicht wahr, daß das ganze Corps so gut wie aufgelöst gewesen, so hat doch sicher ein ziemlich ähnlicher Zustand statt gefunden und erklärt sich so der Rückzug von Robbio nach Mortara hinlänglich; weit weniger erklärlich aber ist es, warum der österreichische Feldherr, dem jetzt kein Zweifel über die Absicht seiner Gegner mehr bleiben konnte, statt sein Heer aus der Stellung von Pavia rasch auf Mortara und Vigevano zu leiten, den Rückzug über den Tessin befahl und sein Hauptquartier nach Abbiategrasso verlegte. Die Franzosen waren am 1. Juni in der Frühe schon in Novara und sie ließen dem Grafen Gyulai 3 Tage Zeit, bis sie ihre ganze Macht dort beisammen hatten, wahrscheinlich weil sie einen Flankenangriff von Mortara und Vigevano her, ganz in derselben Weise befürchteten, wie ihn Radetzky von denselben Punkten aus am 23. März 1849 gemacht, und welcher die entscheidende Niederlage der Sardinier bei Novara zur Folge hatte.

Der Feldzeugmeister zog es vor, Radetzky's Beispiel nicht nachzuahmen,

sondern mit einer Frontaufstellung hinter dem Tessin auf der Straße von Novara nach Mailand, hinter der Brücke von Buffalora den Verbündeten den Weg zu verlegen. Um aber 5 Armeecorps, welche das Gros der französischen Armee bildeten und zusammen auf 120,000 Mann geschätzt werden können, bei Magenta zu concentriren, war jedenfalls mehr Zeit nöthig, als er sie zu verwenden hatte. Die einzelnen Corps kamen am 4. Juni zum Theil nach erschöpfenden Märschen im Laufe des Tages nach und nach auf dem Schlachtfelde an, zum Theil aber erreichten sie dies gar nicht mehr; die Angabe der Franzosen, gegen wenigstens 100,000 Oesterreicher bei Magenta gekämpft zu haben, erweist sich somit als starke Uebertreibung, da es erwiesen ist, daß die größte Stärke der Oesterreicher am Abend des Schlachttages nicht mehr als höchstens 80,000 Mann betrug. Diese Soldaten aber waren nicht frisch und ausgeruht, sondern sie hatten große Anstrengungen nöthig gehabt, um das Schlachtfeld zu erreichen, während ihre Gegner seit 3 Tagen nur wenige Stunden sich vorwärts bewegten; was aber jedenfalls noch schlimmer, es hatten die Oesterreicher meist seit 12 bis 18 Stunden keine Nahrung erhalten, während den Franko-Sarden diese gewiß nicht fehlte, man sogar von ganzen Fässern Wein und Erfrischungen hörte, welche die Regimenter mit sich führten. Ein müdes und hungriges Heer und ein frisches und gesättigtes kämpfen von Anfang an einen ungleichen Kampf. Dazu kam das schwere Gepäck der Oesterreicher, während die Franzosen ihre Tornister abgelegt, in weiten Hosen, bequemen Röcken und leichten Käpi's, die Patronen in den Taschen oder in ein Sacktuch gebunden, sich mit weit größerer Leichtigkeit bewegten. Alle Klagen über die Mangelhaftigkeit der österreichischen Verpflegung und der Schwerfälligkeit ihrer Einrichtungen haben sich nach diesem Zustammenstoß, wie es scheint nicht ohne Grund, wiederholt, und je mehr die Tapferkeit, Ausdauer und Geduld der österreichischen Soldaten mit vollem Rechte bewundert werden, um so mehr Tadel erhebt sich gegen die Umsicht und Einsicht der obersten Leitung. Ganz in derselben Weise war schon bei dem Gefechte von Montebello geklagt worden, daß manche Regimenter während 24 Stunden ohne Nahrung und Pflege geblieben, und ähnliche Vorwürfe kamen später nach den blutigen

letzten Maitagen bei Palestro zum Vorschein. — Niemand wußte besser, als der alte Napoleon, welche Folgen an der guten oder schlechten Verpflegung eines Heeres hängen, nichts nahm daher seine Sorgfalt mehr in Anspruch als die Herbeischaffung der Lebensmittel.

Aber auch in anderen wichtigen Dingen scheint eine bedenkliche Unordnung und Flüchtigkeit geherrscht zu haben. Gewiß war es von größter Wichtigkeit, den Franzosen den Uebergang über den Ticino möglichst zu erschweren. Die Brücke bei Buffalora, ein mächtiges Steinwerk, war auch unterminirt, allein die Minen zeigten sich zu schwach; nur zwei Pfeiler senkten sich, Sprengpulver fand sich nicht weiter vor, und ehe es aus Mailand herbeigeschafft werden konnte, befand sich die Brücke schon in den Händen der Franzosen.

Nachdem die Franzosen zwei Tage in Novara ihre ganze Macht gesammelt und gewartet, ob ein Flankenangriff sie bedrohe, schickten sie am 2. Juni ihren linken Flügel auf Turbigo, wo die Brücke ihnen unversehrt in die Hände fiel und General Mac-Mahon noch zwei Brücken schlagen ließ. Von Novara aus rückte eine Division der Kaisergarde nach Torcata auf den Brückenkopf bei Buffalora, wo die Oesterreicher jetzt die Brücke zu sprengen versuchten und sich zurückzogen.

Am 4. Juni in der Frühe hatte der Kaiser den Gesammtübergang der Armee auf das linke Ticinoufer beschlossen. Voran die Kaisergarde, gestützt auf das Corps des Marschalls Canrobert, die Divisionen der Sarden und das 1. Corps des General Baraguay d'Hillier's blieben, 70—80,000 Mann stark, bei Novara aufgestellt, um jede Gefahr von Mortara her abzuwenden; mit Mac-Mahon auf dem linken Flügel, vereinigte sich das Corps des General Niel.

Die französische Gesammtmasse, welche zum Uebergang vorschritt und mindestens auf 100,000 Mann geschätzt werden muß, war an Zahl den Oesterreichern überlegen. — Als General Mac-Mahon am 3. Juni über die Turbigobrücken ging, fand er nichts vor, als zwei österreichische Brigaden des 1. Corps (Clam-Gallas), welche eiligst von Buffalora herbeikamen und das Dorf Robecchetto zu besetzen suchten, das, auf einem Plateau gelegen,

das Thal des Ticino beherrscht. Für ein starkes Corps würde dies eine höchst günstige Position gewesen sein, die beiden österreichischen Brigaden waren jedoch der großen Uebermacht nicht gewachsen, welche sie sofort angriff.

Der französische General Motterouge drang mit 3 Bataillonen algierischen Tiralleurs auf Robecchetto los und diesen folgten 3 Linienregimenter. Diese algierischen Tiralleurs, Turkos genannt, in der französischen Armee mit Verachtung behandelt, afrikanisches Gesindel der wildesten und verwegensten Art, erwarben sich bei diesem Gefechte ähnlichen Ruhm und Ruf, wie das 3. Zuavenregimeat bei Palestro.

Unser Berichterstatter gibt von diesen Turko's eine lebhafte Beschreibung. In den Kaffeehäusern Vercelli's, schreibt er, wimmelt es jetzt von afrikanischen Tiralleurs, vor denen die Italiener gewaltige Angst haben. Welche seltsame Gestalten sind es aber auch, welche Gesichter für einen Maler! Die Kabylen mit dünnen, aber flinken Beinen, die Araber mit spitzem Barte und broncener Haut, die gewaltigen Neger, Bewohner der Sahara, mit dämonischen Augen und vorspringenden Muskeln, gewandter als Panther und Leoparden, treffen in den Kaffeehäusern mit den Zuaven zusammen, welche sie in Afrika zuweilen in etwas ernsthafter Weise kennen lernten, und zeigen ihnen jetzt lächelnd ihre weißen Zähne. Die tiefen Kehllaute des Arabers mischen sich in die wohltönenden Laute der Italiener, welche verwundert diese seltsamen, schrecklichen Menschen anstaunen, während Frauen und Kinder die Flucht nach den Hausthüren ergreifen. — Und welche Kühnheit, welche Wildheit, nicht allein in den Gesichtern, sondern auch in den Anzügen! Einer hat einen feuerrothen Shawl um den Leib gegürtet, der andere trägt seine Beine vom Knöchel bis zum Knie nackt. Ein gewaltiger Neger hüllt seinen Wollkopf in ein zierlich geschlungenes Tuch von gelber Seide, dessen Franzen ihm über die Stirn, die wie Ebenholz glänzt, niederhängen; ein Beduine, hat sich in den ziegenhaarigen, weißen Burnus gewickelt, den er bei seinen Kameelen in der Wüste getragen.

Und diese barbarischen Krieger, welche nur durch die furchtbarste Disciplin von Mord, Raub und was in der civilisirten Welt sonst Verbrechen genannt wird, abgehalten werden können, hat der Held der Civilisation

nach Italien gebracht, um sein Heer, das die italienische Freiheit erobern soll, damit zu verunzieren.

Zuaven mögen in ihrer Art auch nicht viel besser sein, wenigstens wollen die Eliteregimenter der französischen Armee nichts von ihnen wissen. Es sind die enfants perdues des Heeres, Menschen von glänzender Tapferkeit, aber von schlechten Sitten; Kerle, die man braucht, wo es etwas zu wagen gibt, und welche in den afrikanischen Kriegen die Wuth der Krieger der Sahara mit wilden und zügellosen Leidenschaften vergalten. Daß sie diese auch in Italien nicht abgelegt, beweisen aber schon jetzt die mancherlei Klagen über ihre Raubsucht, wie denn überhaupt selbst im französischen Heere Stimmen laut geworden sind, welche es offen tadeln, daß diese Zuaven und Turko's aus Algier in den europäischen Krieg geholt wurden.

Als die 3 Bataillone sich auf das große Dorf Robecchetto stürzten, wurden die Oesterreicher allerdings zunächst von Entsetzen ergriffen. Eine Schaar von Teufeln schien aus der Erde zu wachsen, ein wahnsinniges Geheul erfüllte die Luft. Sie brachen anfangs heran, plötzlich aber flogen sie in langen Sätzen oder in Schlangenwindungen auf den Feind; ihre Gewehre über den Köpfen schwingend, aufheulend wie die wildesten Thiere der Wüste und ohne Barmherzigkeit über die Oesterreicher herfallend. Bald war in der breiten Gasse des Dorfes ein grauenvolles Gewühl. Das Geheul übertönte den Donner der Kanonen, das Gestöhne der Sterbenden und Verwundeten, als aber die Oesterreicher geworfen waren, als der Kampf beendet, schien das Schauspiel kein minder schreckliches und eigenthümliches. Die fanatisirten Sieger wälzten sich auf der Erde, oder sie tanzten vor Entzücken, sangen afrikanische Siegesgesänge, oder brüllten und lachten in so entsetzlicher Weise, daß ihre eigenen Waffengenossen davor zurückbebten. Einige zwangen ihre Gefangenen, sich zu ihnen niederzusetzen und betrachteten sie mit glühenden Augen, wie Löwen ihre Beute, andere plünderten die unglücklichen wehrlosen Soldaten aus, daß bald nichts mehr zu nehmen übrig blieb; noch andere lagen vor Müdigkeit ausgestreckt mit Blut bedeckten Gesichtern und Händen auf dem Boden und schienen zu schlafen.

Der erste Eindruck dieses Anfalls muß grausig gewesen sein. Das sind

keine Menschen! schrieen manche Soldaten. -- So sind es Bestien, schlagt sie todt! riefen ihre Offiziere, und dieser gute Rath wurde wahrscheinlich besser befolgt, als die französischen Berichte zugeben, nach welchen in diesem Gefechte nur 7 oder gar nur 3 der edlen Turko's getödtet, 38 verwundet wurden, während die Oesterreicher beträchtliche Verluste erlitten haben sollen.

Die beiden österreichischen Brigaden des 1. Corps zogen sich gegen Bernate und Buffalore zurück. Das Gefecht bei Turbigo aber war das Vorspiel zu dem Blutbade bei Magenta, das der nächste Tag beschauen sollte. Die Stellung der Oesterreicher war am Morgen des 4. Juni keine günstige. Sie hatten, nachdem sie die Brücke gesprengt, da der Brückenkopf schlecht angelegt und unhaltbar befunden war, wenige Aussicht, am linken Stromufer Widerstand zu leisten und den Massen, welche sich ihnen gegenüber zeigten, zu widerstehen. Eine halbe Stunde hinter ihnen floß der Schifffahrtskanal, welcher die Krümmungen des Tessins abkürzt und bis Pavia reicht. Zu beiden Seiten der Straße liegt tief durchschnittenes Land, Wiesenflächen, Reisfelder, Wasserlöcher und Gräben, in nichts unterschieden von dem Lande zwischen Sesia und Ticino. Wie denn überhaupt dieselbe Bodenbeschaffenheit bis weit hinter Mailand zu den Ufern der Adda reicht, wo die feste lombardische Ebene mit weiten Flächen, für Schlachtfelder geeignet, beginnt.

Es wurde somit die Vertheidigung des Tessinüberganges freiwillig aufgegeben, dagegen die Stellung in dem Orte Magenta hinter der Brücke über den Schiffskanal genommen, neben welcher auf einer neuen Brücke, nicht weit davon die Eisenbahn den Kanal schneidet, auf der großen Straße aber Ponte di Magenta liegt. Der Feldzeugmeister Gyulai hatte befohlen diese Position zu halten und seine Armee war in voller Bewegung, um sich bei Magenta zu vereinigen. Am 4. Juni 1859, Vormittag, war Magenta von der Division des 1. Armeecorps (Clam Gallas) besetzt, welche Tages zuvor in Eilmärschen, Dank den deutschen Eisenbahnen, eingetroffen war, während der größere Theil des Corps noch fehlte. Sie schloß sich an das 2. Armeecorps (Liechtenstein), und beide zusammen konnten 25,000 Streiter aufstellen. Vom 7. Corps (Zobel) standen die Divisionen Reischach in Corbetta und Lilia in

Castellazzo (eine und zwei Stunden von Magenta) das 3. Corps (Schwarzenberg) vereinigte sich im Laufe des Vormittags in Abbiategrasso $2^1/_2$ Meile von Magenta, das 5. Corps (Stadion) befand sich auf dem Marsche dahin, das 8. Corps (Benedek) näherte sich von Binasco, das 9. Corps stand bei Pavia, 8 Meilen weit.*)

Die Oesterreicher erwarteten den Hauptangriff von Turbigo aus, statt dessen jedoch ging die Gardedivision gegen Mittagzeit über die Brücke von Buffalora, welche durch eine Balkenunterlage für Artillerie brauchbar gemacht wurde, und bemächtigte sich auf der Straße nach Magenta vordringend, die Division Cordon vom 1. österreichischen Corps vor sich, des Dammes des Naviglio, worauf sie Ponte di Magenta bestürmte.

Drei Garde-Grenadierregimenter und das Garde-Zuavenregiment setzten sich unter dem furchtbarsten Feuer der Oesterreicher in Ponte di Magenta fest, welches sie gegen 2 Uhr Mittags erstürmten, allein trotz ihrer Opfer blieb der Platz nicht in ihrem Besitz. Ein fürchterlicher Angriff der Division Reischach vom 7. Corps warf das Zuavenregiment nieder, und bei dieser Gelegenheit fiel eine der französischen gezogenen Kanonen, nachdem die gesammte Mannschaft niedergemacht war, in die Hände des tapferen 3. Bataillons der Kaiserjäger.

Hätte dieser Moment des Sieges besser benutzt werden können, war das 3. Armeecorps zur Stelle, um einen Flankenangriff auszuführen, wie dies der Feldzeugmeister in seinem Schlachtberichte als seine Absicht erwähnt, so wäre die französische Gardedivision vernichtet worden. Die Verbündeten hätten das linke Ticinoufer mit schwerem Verluste räumen müssen, denn noch war Marschall Canrobert's Unterstützung nicht zur Stelle und die Brücke von Buffalora als einzige Rückzugsstraße vorhanden. Diese günstige Stunde verging jedoch unbenutzt, da das 3. Corps von Abbiategrasso anrückend, nicht so rasch zur Stelle zu bringen war. Inzwischen war auch Marschall Canrobert erschienen, und als die Brigaden des 3. Corps um 5 Uhr Abends eintrafen, fanden sie bei Ponte di Magenta schon frische Feinde in Fülle.

---

*) Man sehe den Schlachtplan.

Ein entsetzlicher Kampf ras'te an dieser Stelle mit wildester Erbitterung. Die Brücke und die Häuser, um welche es sich handelte, wurden genommen und verloren, wieder genommen und wieder verloren. Der Kampf wurde ein Morden und Schlachten, mit Bajonnet, Kolben und Säbeln. Leichenhaufen thürmten sich auf, Blutbäche rieselten von den Deichen und färbten die



Ein Zouave auf dem Vorposten.

Wasser des Naviglio, in ähnlicher Art wie bei den vorangegangenen Gefechten an der Sesia; doch hier im weit größerem und furchtbarerem Maße; es ward wenig Pulver und Blei verbraucht. Das kalte Eisen entschied zum größten Theile das Schicksal des Tages.

Es war diese Schlacht auch wiederum im Grunde keine Schlacht zu nennen. Es handelte sich nicht um ein Schlachtfeld von weiter Ausdehnung, auf welchem Reitermassen und Artillerie sich bewegen, auf welchem in langen Linien nach allen Regeln strategischer Kunst gestritten werden konnte. Es handelte sich allein um den Besitz eines Ueberganges und eines Dorfes, und die Kämpfer bewegten sich auf schmalen Wegen, auf Deichen, in Gründen und Gebüschen; allein während dieses rasenden Kampfes um Ponte di Magenta wurde das Schicksal der Schlacht plötzlich von einer anderen Seite her entschieden.

Wie die französischen Schlachtberichte behaupten, hatte der Kaiser dem General Mac-Mahon befohlen, mit seinem Corps von Turbigo aus, einen Flankenangriff auf die Oesterreicher zu machen; wie andere Meinungen behaupten, hätte der General aus eigenem Antriebe diese entscheidende Bewegung gemacht. Jedenfalls kam sie zur rechten Zeit und wurde, mit gesammelter Kraft und Macht ausgeführt, zu einem unwiderstehlichen Stoß. Es handelte sich dabei nicht um Ponte di Magenta, sondern um das Dorf. Die Oesterreicher mußten ablassen von ihren Stürmen gegen den Naviglio und rechtsum sich gegen den neuen Feind kehren, der plötzlich ihnen beinahe im Rücken erschien.

Es war 4 Uhr Nachmittag, als die französische Division der Gardefüseliere und Jäger vor Magenta erschien und dies Dorf mit Ungestüm angriff. — Es kommen hier drei verschiedene Straßen zusammen. Ein nicht breiter Weg führt von Buffalora her, auf welchem sich Mac-Mahons Colonnen bewegten. Die Eisenbahnstrecke, welche diesen Weg durchschneidet, läuft über den Naviglio, fast paralell mit der großen Hauptstraße nach Mailand, welche durch das Dorf fortgeht. — In Magenta sammelte sich das österreichische Centrum, und ohne den Muth zu verlieren bereitete es sich zu einem bewunderungswürdigen Widerstande, der Thaten der Tapferkeit und der Todesverachtung enthält, von denen kommende Geschlechter einst noch erzählen werden.

Magenta war von den Regimentern der beiden Brigaden des 1. Corps und vom 2. Corps gehalten, gegen Ponte di Magenta kämpfte das 7. Corps

und eine Division des 3. Corps. — Mac=Mahon stürmte mit den Eliten=regimentern der Afrikanischen Armee jetzt von Buffalora auch Magenta, und trieb die 13 Bataillone der Garde=Voltigeure vorwärts, zur Unterstützung der Divisionen Espinasse und Motterouge, welche in Gefahr waren, den wüthenden Angriffen der Oesterreicher zu erliegen oder abgeschnitten zu werden, während das 45. Linienregiment, gefolgt vom 2. Fremdenregiment und anderen Kerntruppen, sich auf Magenta warf. Die Oesterreicher hatten somit einen doppelten Kampf gegen Ponte di Magenta und in Magenta selbst zu führen. Sie waren nicht mehr die Angreifer, sondern die Angegriffenen, von Ponte di Magenta wandte sich der Kampf und seine Entscheidung nun dem Dorfe zu.

Vor demselben liegt in einiger Entfernung die Meierei Cascina Nuova, welche nach dem französischen Schlachtbericht von zwei ungarischen Regimentern (die nicht genannt werden) besetzt war. Das 45. französische Linienregiment, gefolgt vom 2. Regiment der Fremdenlegion, mußte dies Vorwerk zunächst fortnehmen um Magenta anzugreifen und, wie es scheint, war der Widerstand, welchen es fand, kein besonders nachdrücklicher. Es streckten hier 1500 Mann des Feindes das Gewehr, sagt der Schlachtbericht, die Fahne wurde auf der Leiche des Obersten genommen.

Die österreichischen Berichte erwähnen von diesem Vorgange gar nichts; allein aus Privatnachrichten geht hervor, daß ein ungarisches Regiment (Don Miguel) und ein italienisches (Erzherzog Sigismund) zum größeren Theil Eid und Pflicht vergaßen, die Waffen streckten und zum Feinde übergingen, und daß das Regiment Haller Husaren (Slaven), das auch an anderen Orten sich schon auszeichnete, dem italienischen Regimente den Uebergang mit Gewalt (durch Einhauen) erschwert haben soll. — Man darf wohl annehmen, daß der Schauplatz dieser Vorgänge die Meierei Cascina Nuova war, und sehr wahrscheinlich stellt sich die Zahl der eidbrüchigen Uebergänger noch höher als der französische Bericht angibt; ohne Zweifel aber hat der Verlust jener wichtigen Stellung, viel zu dem darauf folgenden Verluste Magenta's beigetragen.

Als das Vorwerk verloren war, gelang es dem Artilleriegeneral Auger

eine Anzahl Geschütze herbeizubringen und auf dem nahen Eisenbahndamm aufzustellen, daß es 40 gewesen, wie der Schlachtbericht behauptet, ist sehr zu bezweifeln, jedenfalls aber unterstützte ihr Feuer auf verheerende Weise den allgemeinen Angriff auf das Dorf, das von der Eisenbahnstraße an seiner südlichen Ecke berührt wird, wo das Stationsgebäude steht.

Hierher lenkte sich der Angriff und hier war es, wo zuerst ein furchtbarer Zusammenstoß der Franzosen mit ihren Feinden stattfand. Das 2. Regiment der Fremdenlegion und das 45. Regiment wurden in einen entsetzlichen Kampf verwickelt und zurück gejagt; allein starke Reserven eilten fortgesetzt zu ihrer Unterstützung herbei, während den Oesterreichern Niemand zur Hülfe kam. Die ganze Linie der Franzosen drang vor und Schritt für Schritt fechtend und den verlorenen Boden mit ihrem Blute und ihren Todten bedeckend; wichen die Oesterreicher in das Dorf zurück.

Das Stationshaus bot einen grauenvollen Anblick dar, es war von Leichenwällen umringt. In den Gassen des Dorfes drängten sich jetzt die Vertheidiger dicht zusammen, die Kugeln der Oesterreicher konnten ihr Ziel nicht verfehlen, jeder Schuß mußte seinen Mann treffen. Auch die bessere Bewaffnung mit gezogenen Gewehren mag ihnen zu Statten gekommen sein; zugleich besaßen sie Kanonen, deren Kugeln und Granaten die Zerstörung vervollständigte.

Die Muskete und das Bajonnet arbeiteten jedoch auch hier zumeist und trotz aller Nachtheile, sagt unser Berichterstatter, wurde jeder Zoll des Bodens von den Oesterreichern wacker vertheidigt, bis sie endlich, überwältigt von der stets wachsenden Zahl frisch eindringender Feinde, weichen mußten. Grauenhaft wüthete der Kampf, schon an der Eisenbahn und an den Dämmen, am grauenhaftesten aber nun im Dorfe selbst. Jedes einzelne Haus wurde hier zur Festung, die ganze Zähigkeit des österreichischen Soldaten und seine Todesverachtung zeigte sich im Ringen mit der französischen Furie. Jede Kammer, jeder Keller, jedes Dach mußte erobert werden; die Oesterreicher schossen aus jeder Luke, jeder Fensteröffnung, so lange noch eine Patrone in ihren Taschen war. Dann wurde der letzte Kampf

mit Säbel und Bajonnet gekämpft, was bei der Vertheidigung jedes Hauses, jedes Raumes geschah, was endlich in Blut und Angstschrei und den letzten Seufzern der Sterbenden erstickte, würde zu den ergreifendsten und entsetzlichsten Schilderungen den schrecklichsten Stoff liefern.

Als alles längst verloren war, jede Hoffnung auf Sieg verschwunden, als es keinen Rückzug mehr gab, keine Hülfe von dem österreichischen Feldherrn, von dem man nicht wußte, wo er sich befand, fochten die aufgelösten österreichischen Bataillone noch immer in einzelnen Gruppen an vereinzelten Punkten, bis sie niedergemacht wurden, und mit ihren Offizieren vereint, todt und sterbend den Boden bedeckten. Geben die österreichischen Berichte doch an, daß das Heer an diesem schrecklichen Schlachttage gegen 500 todte verwundete und vermißte Offiziere zählte. Die verwundeten Soldaten verkrochen sich endlich in Kellern und Schlupfwinkeln, wo sie zum Theil erst nach einigen Tagen dem Verschmachten nahe, entdeckt wurden.

Um 8 Uhr Abends war Magenta erobert. Was sich von den Oesterreichern aus diesem Blutbade retten konnte, hatte sich gerettet, mehrere tausend jedoch, zum größten Theile verwundet, geriethen in die Gewalt der Sieger, zu deren Charakteristik es gehört, so viele Gefangene wie nur irgend möglich zu machen, was zu der schon mehrfach in diesem Kriege erwähnten Grausamkeit Veranlassung gab, daß selbst viele schwer Verwundete von französischen Soldaten gezwungen wurden, sich auf die Sammelplätze der Gefangenen zu schleppen. Mit den 2—3000 Italienern und Ungarn, welche sich freiwillig gefangen nehmen ließen, und am folgenden Tage unter dem Geschrei: Es lebe Italien, es lebe Ungarn! in Novara eingezogen, mag die Zahl der Gefangenen wohl 6 bis 7000 betragen haben.

Die Verluste der Oesterreicher an Todten und Verwundeten wurden nach französischer Bulletinmanier auf's fabelhafteste übertrieben, die eigenen Verluste dagegen, trotz aller Zaubergeschichten über die Furchtbarkeit der österreichischen Angriffe auf die Gardedivision und das Canrobert'sche Corps in Ponte di Magenta eben so fabelhaft niedrig angegeben. Während die kampfunfähig gewordenen und gefangenen Oesterreicher auf 20,000 Mann

angegeben wurden, gestand der französische Schlachtbericht nur 3000 todte und verwundete Franzosen zu, von gefangenen und vermißten war natürlich gar keine Rede. Nach glaubwürdigen Nachrichten beträgt der französische Gesammtverlust aber 10 bis 12,000 Mann. Der österreichische Bericht gibt, jedenfalls auch zu niedrig, den Verlust auf 4 bis 5000 Todte und Verwundete an, wenn man auch annehmen will, daß er dem französischen nachsteht. Endlich aber haben nicht allein die Franzosen, sondern auch die Oesterreicher Gefangene gemacht, von denen nach Verona geführt, ungefähr 1000 Mann dort anlangten.

Eine große Zahl Offiziere war auf beiden Seiten gefallen. Von den Franzosen die Generale Espinasse und Clerc nebst 16 Obersten getödtet, eine weit größere Zahl verwundet. Von den Oesterreichern die Generale Reischach, Lebzeltern und Durfeld verwundet, viele Obersten, höhere und niedere Offiziere todt oder verstümmelt, im Ganzen wie oben angeführt, gegen 500 kampfunfähig. Gegen 7 Uhr Abends langte noch eine Division des 5. Corps im Eilmarsche von Abbiategrasso auf dem Schlachtfelde an und die Brigade Prinz von Hessen versuchte einen letzten entschlossenen Angriff auf Ponte di Magenta, der jedoch nicht glücklich war. Sie wurde geworfen und Magenta blieb verloren, dies aber war Alles, was das feindliche Heer erringen konnte. Die Fliehenden wurden von der Division Lilia aufgenommen, welche Torbetto besetzte, das 5. Corps setzte sich zur Linken in Robecco fest; das österreichische Heer brachte somit kaum eine Stunde vom Kampfplatze zu und der Feldzeugmeister Gyulai berichtet dem Kaiser:

„Ich ließ alles vorbereiten, um den Kampf am Morgen des 5. Juni zu erneuern; die ungeheueren Verluste des Feindes ließen hoffen, ihn stark erschüttert vorzufinden; die Tapferkeit, welche unsere Truppen bewährt, erwarten, daß ihr Stoß niederwerfend wirken werde.

„Von fast allen Regimentern der französischen Armee hatten wir Gefangene gemacht, die letzten Reserven schienen somit aufgeboten, während unserseits das 5. und 8. Armeecorps und eine Division des 3. Corps noch nicht gekämpft hatten, somit als frische Kräfte in die Wagschaie geworfen

werden konnten, dies Alles hatte ich wohl erwogen und wartete nur mit der Ausfertigung der Angriffsdispositionen, bis die Meldungen der Truppen über ihre eingenommenen Stellungen und gehabten Verluste eingelaufen sein würden."

„Jetzt erst kam ich zur Kenntniß, daß die Truppen des 1. und 2. Armeekorps, welche durch den ersten Angriff des Feindes am meisten gelitten hatten, bereits weit zurückgegangen waren und nur mit einem sehr ermüdenden Nachtmarsche wieder auf das Schlachtfeld gelangen konnten; dieselben hatten auch um 3 Uhr in der Frühe bereits den Weitermarsch angetreten, so daß sie zur Stunde, in welcher es mir möglich gewesen wäre, sie wieder vorwärts zu bewegen, schon weiter zurückmarschiert sein mußten. Unter solchen Umständen mußte ich die noch kampfbereiten Corps für die Deckung der übrigen im Takt zu halten suchen, es mußte der Rückzug angeordnet werden."

Niemand wird sich von dieser eigenthümlichen Art der Darstellung treffen lassen. Wäre es wahr gewesen, was der Feldzeugmeister behauptete, daß die Truppen des 1. und 2. Corps sich ohne sein Wissen vom Kampfplatze entfernt hatten und sich im vollen Rückzuge befanden, so hätten die Generale vor ein Kriegsgericht gehört, wenn nicht etwa dieser sogenannte Rückzug eine wilde und regellose Flucht war. In Wahrheit hatte der österreichische Feldherr die Nachricht sicherlich erhalten, daß die unglücklichen Reste der tapfern Regimenter, welche Magenta vertheidigt hatten, so weit sie noch vorhanden, an kein neues Gefecht am nächsten Morgen denken ließen.. Nicht viel besser sah es jedenfalls mit dem 7. Corps aus und eben so wenig ist die Meinung zu bestätigen, daß die Erneuerung der Schlacht am nächsten Morgen die Franzosen stark erschüttert und halb gebrochen gefunden hätte. Noch war die ganze sardinische Armee unberührt vorhanden, ebenso das Corps des Marschalls Baraguay d'Hilliers. Ein einziges Bataillon der Sardinier, das 9. der Bersaglieri, hatte am Abend, am Schlusse des Kampfes, in Magenta Theil genommen; es läßt sich daher wohl voraussetzen, daß der 5. Juni nicht siegreicher gewesen sein würde, als der 4. Juni.

Die heldenmüthigsten Anstrengungen, die Beispiele größter und glänzendster

Tapferkeit, hatten nichts gefruchtet. Wie brachte die Armee diese Nacht zu? War sie versorgt und verpflegt worden, ward den matten und wunden Soldaten die Hülfe und Fürsorge zu Theil, welche sie erwarten durften? Konnten die aufgelösten, geschlagenen Regimenter und Brigaden geordnet und gesammelt werden? Waren ihre Kriegsvorräthe derartig, um eine Schlacht am nächsten Morgen zu beginnen? Endlich aber: war das Vertrauen der Soldaten zu ihren Führern, besonders zur obersten Leitung des Heeres derartig, daß die Stimmung eine hoffende und freudige genannt werden konnte?

In keinem Heere der Welt ist die Hingebung und Ergebenheit so groß oder größer, denn bei dem österreichischen. Der Soldat hängt durch Disciplin und fest ausgeprägtem Gehorsam noch mit seinen Führern zusammen. Es ist alles gethan, um die Armee zur einheitlichen Maschine zu machen und die allermeisten unter dem kaiserlichen Scepter vereinten Stämme sind kriegerischen Sinnes, harte, kräftige Männer, von keinen neuen Ideen angesteckt. Meist einfache Natursöhne von jung auf an Entbehrungen und Unterwerfung gewöhnt, ihren Priestern und Herren ergeben.

Dies scheint die Ursache der wunderbaren Zähigkeit der österreichischen Armee zu sein, welche so gut die Zähigkeit der österreichischen Kriegsgrundsätze unterstützt. Wenn aber auch der schlichte Soldat nicht dazu gelangte, die Fähigkeiten seines Feldherrn in seine Betrachtungen zu ziehen, so waren die größtentheils deutschen Offiziere der Armee doch dies zu thun um so mehr im Stande.

Von Anfang an aber scheint der denkende Theil der Offiziere kein allzu großes Vertrauen in den Grafen Gyulai gesetzt zu haben. Der Mann des allgemeinen Vertrauens blieb General Heß, einst Stab und Stütze Radetzky's; man hatte ihn jedoch nicht genommen, denn er hatte den Einmarsch in das sardinische Land nicht gebilligt. Außer Heß gaben es jedoch noch manche Andere, wie den Reitergeneral Schlick und bei der Armee selbst den tapferen General Benedek, welche in der Armee Ruf und Vertrauen ge-



Feldmarschalllieutenant Ritter von Benedek.

nossen, allein der Kaiser wählte den Feldzeugmeister Gyulai, den Schwager seines vertrauten Generaladjutanten, des Grafen Grünne, obwohl Graf Gyulai allerdings noch niemals an der Spitze eines großen Kriegsheeres gestanden oder große Schlachten mitgeschlagen hatte. Man stellte an seine Seite einen als überaus tüchtig gerühmten Generalstabs-Chef, den Obersten Kuhn und gab dem Generalstab verschiedene strategisch tüchtige Offiziere bei, allein was helfen diese, wenn der Feldherr sich nicht an ihren Rath kehrt; wenn er nach seinem eigenen Willen verfährt oder mit einigen auserwählten Vertrauten seine Beschlüsse faßt!

Dies scheint vornehmlich hier der Fall gewesen zu sein, wenigstens soll Oberst Kuhn eine Untersuchung gefordert haben, zu seiner Rechtfertigung.

Unmöglich auch konnte ein einsichtiger Generalstabschef mit den Handlungen des Hauptquartiers einverstanden sein. Das lange, unthätige Abwarten in der festen Stellung bei Pavia und Piacenza mochte sich rechtfertigen lassen, nicht aber die Sorglosigkeit an der Sesia und am wenigsten der Zug nach Magenta, der Uebergang auf das linke Tessinufer; diese ermüdenden Märsche, dies Aufreiben der Kräfte des Heeres vor dem Beginn der Schlacht, endlich diese Zerstreuung der Corps auf der Länge der Marschlinie, während das franco-sardische Heer seine gesammte Macht dicht beisammen hatte und damit eine außerordentliche Uebermacht über einen Gegner besaß, der seine im Laufe des Tags einzeln und erschöpft ankommenden Brigaden sofort in's feindliche Feuer werfen mußte. Die nummerische Ueberlegenheit der Franzosen hätte weniger zu sagen gehabt, wenn die 70—80,000 Mann Oesterreicher am Morgen in und um Magenta vereinigt waren. Bei der Enge des Kampfplatzes konnten so wenig alle Franzosen wie alle Oesterreicher gleichzeitig daran Theil nehmen, allein eben weil die Franzosen immer frische Regimenter vorschieben und die ermüdeten, blutigen ablösen lassen konnten, mußte ihnen zuletzt der Sieg bleiben. Wäre dies ebensowohl auf Seite der Oesterreicher möglich gewesen, dann dürfte die Entscheidung anders ausgefallen sein. Dann hätte das tapfere 14. Regiment, Großherzog von Hessen, nicht acht Mal sich in den Sturm werfen müssen, bis zuletzt nicht mehr als 218 Mann und 5 Offiziere, noch auf den Beinen standen; dann wären vom 7. Jägerbataillon sicherlich mehr als 10 Mann übrig geblieben und so von manchen andern Regimentern, welche beinahe gänzlich verschwanden. Dann wäre auch zuletzt die grenzenlose Verwirrung nicht entstanden; es hätte nicht vorkommen können, daß Truppen, welche von Mailand mit einem Eisenbahnzuge kamen, mitten in die französische Tirailleurlinie hineingefahren wurden und in den Waggons fechten und fliehen mußten; daß von Compagnien und Bataillonen mehrere Tage nach der Schlacht, wie von den Compagnien des Regiments Freiherr von Wernhard, sich 18 Verwundete und 1 Offizier wieder einfanden.

Die Schlacht war verloren, keine Beschönigung konnte helfen. Sie war verloren durch Schuld der Oberleitung, und sie war von den entschiedensten,

wahrhaft erschütternden Folgen, denn sie bewirkte den vollständigen Rückzug der Armee bis in das strategische-berühmte Viereck am Mincio. Nicht allein Mailand, nicht nur Pavia, auch die starke Veste Piacenza und im Kirchenstaate Ancona und Bologna wurden aufgegeben. Nicht die Addalinie, nicht der Oglio hielten den Rückzug auf, ungeheure Vorräthe, ungeheures Kriegsmaterial wurden vernichtet. Die Welt sah mit Erstaunen Unglaubliches in wenigen Tagen. Was Oesterreich als die Stützen seiner Macht in Italien erklärt, was es um den Kriegspreis nimmer wollte antasten lassen. Piacenza und die römischen Festen, wurden freiwillig verlassen; in Verona war es so beschlossen worden, ohne Zweifel auf dringenden Rath des General Heß. In Wien aber und in und außer Oesterreich überall, brachen die heftigsten Vorwürfe gegen die kopflose Kriegsführung los. Selbst die österreichische Militärzeitung konnte sich nicht enthalten, mit Bitterkeit hervorzuheben, wie Oesterreich trotz seines mächtigen Heeres bisher immer geschlagen wurde, weil es auf den Angriffspunkten jedesmal zu schwach war und alle Tapferkeit seiner Soldaten zu nichts nützte, als zu ihrem ruhmvollen Untergang. Gegenüber zeigte sich die Kriegführung der Franzosen von ganz anderer Besonnenheit und Ueberlegung. Immer war bisher jede nöthige Vorsicht getroffen, immer standen die Mittel mit den gefaßten Entschlüssen im wohlgeordneten Zusammenhange. Die Vereinigung der Kräfte zur rechten Zeit und zur rechten Stelle, gab den Franzosen das Uebergewicht, das sie trotz ihrer vorzüglichen Waffen, ihrer Vortheile in vielen Einrichtungen und ihrer Tapferkeit nicht erlangt haben würden.

Dem Zorne der öffentlichen Meinung hat General Gyulai weichen müssen und mit größerer Zuversicht blickt man auf seinen Nachfolger, den Reitergeneral Schlick. Die Schlacht bei Magenta hat trotz der Gnade des Kaisers über das Feldherrntalent des Grafen Gyulai den Stab gebrochen.

Wie das französische Heer gelitten hatte, bewies, daß es am 5. Juni auf dem Schlachtfelde stehen blieb und weder die zurückziehenden Oesterreicher verfolgte, noch in Mailand einzog. Die Ordnung sollte hergestellt werden. Ein siegendes Heer hat diese nicht herzustellen, wenn es nicht selbst große

Verluste gehabt hat. Die ganze Siegesbeute der Schlacht bestand in 4 Kanonen und eine Fahne.

Erst fünf Tage darauf erfolgte das Gefecht von Malegnano um die österreichische Nachhut aus dem nahen Malegnano zu vertreiben, das zwei Brigaden vom Corps des General Benedek auf der Straße nach Lodi besetzt hielten. Zwei französische Corps das 1. und 2. (Mac-Mahon) unter Oberbefehl des Marschalls Baraguay d'Hilliers erschienen, wiederum mit gewaltiger Uebermacht, und es kam zu einem blutigen Straßen- und Häuserkampf, bei welchem der österreichische General Böer das Leben verlor. Die Franzosen geben ihren Verlust an Todten und Verwundeten auf 943 an, den der Oesterreicher noch dreimal so hoch; wenn man, wie gewöhnlich, die Hälfte abzieht und einen beträchtlichen Theil den Franzosen zulegt, so kommt man der Wahrheit näher. Das Gefecht selbst hatte keine Bedeutung. Die Oesterreicher setzten nach vierstündigem Kampf unbehindert ihren Rückzug nach Lodi fort.

Wir schließen diese Darstellung mit dem Berichte eines Engländers, der das Schlachtfeld von Magenta am 6. Juni sah. Gestern, schreibt er aus Mailand, bin ich mit einem Train hier angekommen, welcher eine große Zahl Verwundeten von Magenta hereinschaffte. Welch furchtbarer Anblick war es diese schauderhafte blutige Wahlstatt zu betrachten. Die verstümmelten, zerrissenen, zerfetzten und blutbedeckten Leichen lagen, in großen Gruben friedlich beisammen, man hatte keinen Unterschied zwischen Franzosen und Oesterreichern gemacht. Warum auch? Alle ihre Wuth und Feindschaft hatte aufgehört. Auf den Feldern, zwischen den Hecken und Gärten und Höfen sammelte man noch Waffenstücke aller Art ein und immer noch wurden aufgefundene Verwundete herbeigetragen, welche am Stationshause der Eisenbahn von den dort beschäftigten Aerzten den ersten Verband erhielten und in den Wagons dann nach Mailand geschafft wurden. Die Züge fuhren ab und zu, lauter offene und bedeckte Wagen 3. Classe. In diese wurden die Verwundeten unter höllischen Schmerzen gebracht, grüne Zweige darüber geflochten um den versengenden Sonnenstrahl abzuhalten und ein großes Faß

mit Wein oder ein aus Syrup und Wasser gemachtes Getränk hineingestellt, um den brennenden Durst zu löschen.

Auf diesem Wege sah ich die furchtbarsten Scenen, welche die Fantasie zu erfinden vermag, wahr und wirklich vor mir. Es war die Nachtseite des Sieges in seiner ganzen Schrecklichkeit; der Jammer und die Verzweiflung seiner Opfer in jeder Gestalt. Da lagen Verstümmelte und Verwundete in allen Stadien von Schmerz und Todespein, halbnackt, zerfetzt, an allen Gliedern verstaubt und verschmutzt, bedeckt und unkenntlich gemacht von ihrem geronnenen Blute. Mitten unter ihnen standen die Priester, welche den Sterbenden die letzte Oelung reichten. Hier das verglas'te Auge des eben Verblichenen, dort der irre Blick und das wahnwitzige Stammeln der Verendenden, die Fieberglut und die Angst des nahenden Todes, neben Anderen, von denen sich nicht sagen ließ, ob sie schon ihren Leiden entnommen waren. Wer herbei trat, ward still beim Anblick dieses Elends und entblößte mechanisch sein Haupt. Selbst die beweglichen Franzosen wurden schweigsam und ernsthaft; und die Worte der Geistlichen hallten laut, zuweilen übertönt von einem wilden Schmerzensschrei, oder einem gurgelnden Röcheln und Stöhnen.

Es war eine furchtbare Scene, doch noch gräßlicher wurde sie, als diese Armen von dem Stationshause in die Wagons geschafft wurden. Von allen Seiten das schreckliche Jammern, — diese zerfleischten Leiber, diese verzerrten blassen Gesichter! Noch einmal wurde ihnen ein kühlender Labetrunk gereicht, dann ging es fort und der Lärm auf den Schienen übertönte das Wehgeschrei und Aechzen.

In Mailand angekommen standen viele Bahren und freiwillige barmherzige Menschen bereit, die Verwundeten in ihre Obhut zu nehmen. Ich glaube nicht, daß der geringste Unterschied gemacht wurde, Haß und Fanatismus schwiegen vor diesen Leidensgestalten.

Ich selbst sprang aus dem Wagen und befand mich nach wenigen Schritte in einer neuen Welt. Ringsum strahlende Gesichter, freudetrunkene Menschen, blumengeschmückte Häuser, Jubelgeschrei und Vivats ohne Ende. Französische Soldaten tummelten sich zu Fuß und Wagen mit den Einwohnern umher. Von den Dächern flatterte die Tricolore Frankreichs und Ita-

liens; auf den Hüten der Civilisten (der neuen Nationalgarde) staken Zettel mit der Inschrift: Ordine e Sicurezza (Ordnung und Sicherheit) und in den Händen trugen sie österreichische Musketen, die im Castell zurückgelassen worden. Mailand feierte den Abzug der Oesterreicher den Tag der Freiheit, die blutenden sterbenden Opfer waren vergessen.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.


Palestro
4 Niel
7 Zobel
5 Stadion
8 Benedek

Einzug der Verbündeten in Mailand und Rückzug der Oesterreicher in die Minciolinie.

Während die Schlacht von Magenta geschlagen wurde, horchten die Bewohner Mailands in allen Straßen auf den Donner der Kanonen und ihre Empfindungen waren aufs äußerste erregt; wohin sich ihre Wünsche und Hoffnungen neigten, war gewiß nicht zu verkennen, allein sie waren gewöhnt sich zu beherrschen, und man darf den Aussagen von Augenzeugen Glauben schenken, daß die Haltung der Bevölkerung eine gemessene und besonnene blieb. Was hatten sie auch zu erwarten, wenn das Castell seine Bomben über die Stadt schüttete und die, wenn auch schwache Besatzung, darunter die in ganz Italien gefürchteten Kroaten von ihren Waffen Gebrauch machten? Mailand war zudem der Hauptsitz der österreichischen Regierung der Lombardei. Von hier aus wurden die Zügel gelenkt, hier befanden sich alle Centralbehörden und der General-Gouverneur, welcher jetzt allerdings nicht mehr vorhanden, seitdem Graf Gyulai die Civil- und Militärgewalt vereinigte. Zahlreiche Beamten arbeiteten in den Bureaux und unter diesen befanden sich viele Italiener, da die österreichische Regierung gern Landeseingeborne anstellte und nur die hohen Aemter den Deutschen vorbehielt, obgleich sie auch hierbei nicht eben exclusiv verfuhr. Diese italienischen Beamten galten allerdings als Werkzeuge der Regierung, allein es waren doch viele darunter, die im Geheimen mit ihren Landsleuten übereinstimmten und der

Nationalsache anhingen. Die Furcht vor den Oesterreichern, die Waffenlosigkeit und die Besorgniß vor den Folgen einer Straßenrevolte wirkten zusammen mit der Anwesenheit so vieler Deutschen, daß der gebildete und verständige Theil der Mailänder durch seinen Einfluß und seine Vorstellungen den Pöbel und die Fanatiker von Gewaltstreichen abhielt. Als am Abend des 4. Juni Aufläufe entstanden, angeblich, weil ein Kind von einem österreichischen Wagen übergefahren und getödtet wurde, beschwichtigten angesehene Männer die erhitzte Menge, wahrscheinlich mit der Hoffnung, daß sich bald Alles, ohne ihr Zuthun ändern werde. Man wußte jedoch am Abend noch nichts von dem Ausgange der Schlacht, da die Eisenbahn und alle Verbindungen sich in den Händen der Regierung befanden.

Am frühesten Morgen des 5. Juni erfuhr die Stadt jedoch vollständig wie es stand. Die Garnison hatte den Befehl erhalten, Mailand sofort zu räumen, alle Kassen mitzunehmen, Kanonen und Waffen im Castell zu zerstören und mit den kaiserlichen Beamten auf der Eisenbahn nach Verona abzuziehen.

Dieß geschah im Laufe des Vormittags unter dem Jubel des Volks, denn der Verlust der Schlacht ließ sich nun nicht mehr verbergen. In solcher Eile konnte auch natürlich nur unvollkommen das Regierungseigenthum geborgen oder zerstört werden. Die 41 Kanonen des Kastells wurden zwar vernagelt, allein mehrere tausend Musketen mußte man mit Kriegs- und Mundvorräthen aller Art lassen wie sie waren. Selbst das baare Geld blieb zum Theil zurück, denn die italienischen Beamten folgten zum allergrößten Theil der Aufforderung nicht, die Soldaten zu begleiten; sie blieben auf ihrem Posten in ihren Bureaux und sparten ihre Dienste und Dienstkenntnisse der neuen Regierung auf.

Unter den Vivats für den König Victor Emanuel, dem re d'Italia und dem Kaiser der Franzosen, dem Befreier, durch Straßen voll dreifarbiger Fahnen, welche mit wunderbarer Schnelle überall erschienen, zwischen Häusern mit Blumen geschmückt, zwischen Volkshaufen, die mit Jubel ihre Hüte und Mützen mit den dreifarbigen Kokarden schwingen, was gestern noch mit dem Tode geahndet worden wäre, zogen die Oesterreicher zu dem Bahnhofe. Einige

Soldatenhaufen sollen sich dadurch gesichert haben, daß sie Weiber und Kinder als Geißeln in ihre Mitte nahmen, bis sie die Eisenbahn erreichten; es mögen auch wohl einzelne Insulte vorgekommen sein, allein im Ganzen blieb es bei Hohngeschrei und Verwünschungen, nirgend kam ein Angriff des Volks vor.

Mailand war frei. Das Volk stürzte nach dem Castell, es bewaffnete sich mit den aufgefundenen Gewehren, der Stadtrath ergriff die Zügel zur Aufrechthaltung der Ordnung, eine Bürgergarde ward schnell errichtet und die begeisterte Masse stimmte in den Ruf: Ordnung und Sicherheit! jubelnd ein.

Am 5. Juni Abends erschienen die ersten Franzosen in Mailand, am 7. Juni zog General Mac-Mahon mit seinem Corps ein. Der Neffe, welcher so sklavisch die Maximen des Onkels nachahmt, mußte natürlich eben so wohl einen Herzog von Magenta schaffen, wie er einen Herzog von Malakoff zu Stande gebracht hatte. Der tapfere General und seine Soldaten wurden von den Mailändern mit Begeisterung empfangen und als am 8. Juni der Einzug des Königs und des Kaisers erfolgte, stieg die Begeisterung bis auf ihren Gipfel. — Als König der Lombarden von der Municipalität bewillkommt und vom Volke als solcher im Sturme des Entzückens begrüßt, trat Victor Emanuel in Mailand als Hauptperson bei diesem Schaugepränge hervor, während der Kaiser, der doch alle Fäden in seiner Hand hielt, scheinbar, als Freund und Bundesgenosse, sich mit der zweiten Rolle begnügte. Die ganze Stadt schwamm in Jubel und Wonne. Gleich nach dem Einzuge überreichte der Gemeinderath dem Könige eine Adresse, nachdem schon am 5. Juni von Seiten der städtischen Corporationen ihm eine solche in seinem Hauptquartier zugestellt worden war. Diese Adresse, welche dem Könige ohne weiteres die Treue zusprach und den bisherigen Landesherrn beseitigte, lautete:

„Sire! Der allgemeine Wunsch ist, daß Ew. Majestät, dem durch ein Wunder der Eintracht die Geschicke des gemeinsamen Vaterlandes anvertrauet werden, möglichst bald die Regierung und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes in die Hand nehmen möge. Dieser Wunsch ward bereits feierlich durch Tausende unserer Freiwilligen, zuerst durch einen Eid

vor Gott und dann durch das vor den österreichischen Kanonen vergossene Blut, kund gethan. Heute hat der Gemeinderath als Vertreter von Mailands Bevölkerung mit Einstimmigkeit und durch unwiderstehliche Acclamation die Adresse bestätigt und angenommen, welche die Munizipal-Korporationen Ew. Majestät am 5. d. M. zusandten und die Ihnen am folgenden Tage im Hauptquartier zu San Martino di Trecate überreicht ward. Sire, in dem Beschlusse des Gemeinderathes von Mailand wird Ew. Maj. einen neuen Beleg dafür erblicken, daß Wahrheiten, die von Herzen kommen, sich nicht auf zweierlei Art ausdrücken lassen. Wir gehören Ihnen an durch die Nothwendigkeit der geographischen Lage, durch das historische Recht des Einverleibungs-Aktes vom Jahre 1848, der durch die 11 Jahre der Vorbereitung und der Leiden bestätigt ward, die in der Geschichte der Völker als ein erhabenes Beispiel dessen, was Ausdauer in gerechten Unternehmungen, so wie Würde bei öffentlichen Unglücksfällen vermögen, unauslöschlich bleiben werden. Sire, diese Bevölkerung hat viel gewonnen, weil sie viel erlitten hat. Ew. Majestät ward durch den Wunsch von ganz Italien, durch die Achtung Europa's und die Zustimmung Frankreichs berufen, die Schmerzen der Nation zu stillen und die Früchte dieser harten Prüfungen zu erndten. Sire, wir richten an Sie die Worte, durch die Sie schon einmal ergriffen wurden, als Sie dieselben von den Lippen unserer an dem ruhmreichen Tage von Palestro verwundeten Freiwilligen vernahmen: „Machen Sie Italien frei und glücklich, und wir werden unsere Wunden segnen.“

Schon vor dieser am 8. Juni dem Könige überreichten Adresse hatte der Gemeinderath am 6. auch eine solche an den Kaiser der Franzosen gerichtet.

„An Se. Maj. den Kaiser Napoleon III. die Stadt Mailand. Sire! Der Gemeinderath der Stadt Mailand hat, am heutigen Tage selbst, eine außerordentliche Sitzung gehalten, in welcher derselbe durch Acclamation beschlossen hat, daß die Munizipal-Congregation Sr. Maj. dem Kaiser Napoleon III. eine Adresse überreichen solle, welche die lebhafte Dankbarkeit des Landes für seine hochherzige Mitwirkung an dem großen Werke der Befreiung Italiens kund gebe. Sire! Die Munizipal-Congregation erachtet sich durch einen so erhabenen Auftrag als ungemein geehrt,

aber sie weiß auch, wie unzureichend die Sprache ist, um denselben auszuführen. In einer Rede, deren hochherzige Gefühle allgemein bewundert werden, und welche die Italiener mit religiöser Wonne vernahmen und wie eine glänzende Vorherverkündigung auszulegen wußten, bemerkte Ew. Maj., daß Sie Sich auf das Urtheil der Nachwelt verließen! Sire! Das Urtheil über die Heiligkeit des Krieges, den Ew. Maj. in Einvernehmen mit dem Könige Victor Emanuel II. unternommen, hat die einstimmige, öffentliche Meinung des civilisirten Europa gesprochen, und die Namen Montebello, Palestro und Magenta gehören bereits der Geschichte an. Wenn jedoch am Tage der Schlacht die Großartigkeit von Ew. Majestät Planen, die kaum durch den Heldenmuth Ihrer Soldaten erreicht wird, uns den Sieg verbürgt, so können wir am Tage nach derselben nur den Verlust so vieler Tapfern, die Ihnen auf das Feld der Ehre folgten, beklagen. Die Namen der Generale Beuret, Clerc, Espinasse und so vieler anderen allzu früh gefallenen Helden prangen bereits im Heiligthume unserer Märtyrer und werden in den Herzen der Italiener wie in einem unzerstörbaren Denkstein eingegraben bleiben. Sire! Unsere Dankbarkeit gegen Ew. Majestät und die große Nation, die Sie noch größer zu machen berufen worden, wird mit mehr Nachdruck durch das ganz frei gewordene Italien kund gethan werden; wir aber sind stolz darauf, daß wir die Ersten sind, derselben Ausdruck zu verleihen, wie wir die Ersten waren, welche von dem widerwärtigen Anblicke der österreichischen Tyrannei befreit wurden.

Gestatten Sie, Sire! Ew. Majestät mit dem Rufe unseres Volkes zu begrüßen: Es lebe Napoleon III.! Es lebe Frankreich!"

Hierauf antwortete der König am 9. Juni mit folgender Proclamation:

„Bewohner der Lombardei! Der Sieg der Befreiungs-Armeen führt mich in Eure Mitte. Nachdem das Recht der Völker wieder hergestellt, sprecht Ihr Euch für eine Vereinigung mit einem Königreiche aus, — eine Vereinigung, die auf den Garantien des bürgerlichen Lebens beruht. Die provisorische Form, die ich heute der Regierung ertheile, ist durch die Kriegsnothwendigkeiten bedingt. Sobald die Unabhängigkeit gesichert ist, werden die Gemüther sich beruhigen, die Herzen tüchtig werden, und eine freie und

dauerhafte Regierung wird begründet werden. Bewohner der Lombardei! Die Piemontesen brachten und bringen noch große Opfer für das gemeinsame Vaterland. Unsere Armee, die in ihren Reihen eine große Anzahl tapferer Freiwilliger aus unseren und aus den anderen italienischen Provinzen aufgenommen, hat bereits glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gegeben, indem sie siegreich für die nationale Sache focht. Der Kaiser der Franzosen, unser edler Bundesgenosse, würdig des Namens und des Genie's Napoleon's, will, indem er die heldenmüthige Armee dieser großen Nation befehligt, Italien befreien von den Alpen bis zum adriatischen Meere. Wetteifernd mit solchen Opfern, werdet Ihr diese hochherzigen Anstrengungen auf den Schlachtfeldern nachahmen, Euch würdig zeigen der Geschicke, zu denen Italien Euch nach jahrhundertlangen Erduldungen beruft.

Im Hauptquartier zu Mailand, 9. Juni 1859.

Victor Emanuel."

Der Kaiser Napoleon aber beantwortete am 8. Juni die ihm erzeigte Huldigung mit einem bemerkenswerthen und wichtigen Aktenstücke, der nachfolgenden Proklamation an das italienische Volk, in welcher sich die ganze trugvolle und doppelzüngige Politik des Befreiers Italiens widerspiegelt.

„Da das Kriegsglück Uns heute in die Hauptstadt der Lombardei geführt hat, so will Ich Euch sagen, warum Ich hier bin. Als Oesterreich Piemont ungerechter Weise angriff, beschloß Ich, dem Könige von Sardinien, Meinem Alliirten, beizustehen. Die Ehre und die Interessen Frankreichs machten Mir dies zur Pflicht. Eure Feinde, die auch die Meinigen sind, haben versucht, die allgemeine Sympathie, welche Europa für Eure Sache hatte, zu schwächen, indem sie es glauben machen wollten, daß Ich den Krieg nur aus persönlichem Ehrgeiz oder zur Vergrößerung des französischen Territoriums unternähme. Wenn es Menschen gibt, die ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre Ich nicht zu dieser Zahl. Wenn man in dem durch die öffentliche Meinung aufgeklärten Zustande gegenwärtig größer ist durch den moralischen Einfluß, welchen man ausübt, als durch unfruchtbare Eroberungen, so suche Ich mit Stolz diesen moralischen Einfluß, indem Ich dazu beitrage, einen der

schönsten Theile Europa's zu befreien. Euer Empfang hat Mir schon bewiesen, daß Ihr Mich verstanden habet. Ich komme nicht hierher mit einem vorgefaßten Systeme, um die Souveräne aus ihrem Besitz zu vertreiben, noch um Meinen Willen Euch aufzudrängen. Meine Armee wird sich nur mit zwei Dingen beschäftigen, Eure Feinde zu bekämpfen und die innere Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie wird der freien Kundgebung Eurer legitimen Wünsche kein Hinderniß in den Weg legen. Die Vorsehung begünstigt zuweilen sowohl Völker als Individuen, indem sie ihnen Gelegenheit gibt, plötzlich groß zu werden, aber dieß geschieht nur unter der Bedingung, daß sie daraus Nutzen zu ziehen wissen. Benutzet also das Glück, welches sich Euch darbietet! Euer Verlangen nach Unabhängigkeit, das Ihr so lange ausgedrückt und das so oft getäuscht worden, wird erfüllt werden, wenn Ihr Euch dessen würdig zeigt. Vereinigt Euch daher zu dem einen Zwecke, dem der Befreiung Eures Vaterlandes. Organisirt Euch militärisch. Eilet zu den Fahnen des Königs Victor Emanuel, der Euch schon auf so edle Weise den Weg der Ehre gezeigt hat. Erinnert Euch, daß es ohne Disciplin keine Armee gibt, und begeistert von dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe werdet Ihr, die Ihr heute noch Soldaten seid, morgen freie Bürger eines großen Landes sein.

Gegeben im Kaiserlichen Hauptquartier zu Mailand am 8. Juni 1859.

Napoleon."

Außer dieser berühmten, vieldeutigen und vielgedeuteten Proklamation, erließ der Kaiser folgenden Tagesbefehl an die Armee.

„Soldaten! Vor Einem Monat hoffte ich, den Bemühungen der Diplomatie vertrauend, noch auf Frieden, als plötzlich die Invasion Piemonts durch die Oesterreicher uns zu den Waffen rief. Wir waren nicht bereit. Es fehlte an Leuten, Pferden, Material, Proviant, und wir mußten, um unseren Verbündeten zu helfen, eiligst, in kleinen Abtheilungen, über die Alpen gehen, gegen einen furchtbaren, seit lange gerüsteten Feind ziehen. Die Gefahr war groß — die Energie der Nation und Euer Muth ersetzten das Fehlende. Frankreich fand seine alten Tugenden wieder und, einig in Zweck und in Gesinnung, zeigte es die Macht seiner Hülfsquellen und die

Stärke seines Patriotismus. Es sind 10 Tage, daß die Operationen begannen und schon ist Piemont von den Feinden geräumt. Die verbündete Armee lieferte 4 glückliche Kämpfe und erfocht einen entscheidenden Sieg, der ihr die Thore der lombardischen Hauptstadt öffnete; Ihr habt mehr als 35,000 Oesterreicher kampfunfähig gemacht; 17 Kanonen, 2 Fahnen erobert, 8000 Gefangene gemacht. Aber Alles ist nicht gethan; wir haben noch zu kämpfen, Hindernisse zu besiegen. Ich zähle auf Euch, Muth denn, tapfere Soldaten der italienischen Armee! Vom Himmel schauen Eure Väter mit Stolz auf Euch herab!

Im Hauptquartier zu Mailand, 8. Juni. Napoleon."

Vier Tage lang währten nun die Feste in Mailand, welche am 8. mit dem Einzuge am 9. Juni mit einem Tedeum in dem herrlichen Dome begannen und durch die Vertreibung der Oesterreicher aus Melegnano an Begeisterung zunahmen. Ein Freudenrausch hatte die Mailänder ergriffen und alle Scenen des Volksenthusiasmus stellten sich dar, zu welchem die Italiener besonders befähigt sind.

Inzwischen geschah was nothwendig. Victor Emanuel benahm sich als Landesherr, als er am 9. Juni ein Dekret über die provisorische Civilverwaltung der Lombardei erließ, und im Namen der Dictatur, welche ihm am 23. April die piemontesische Volksvertretung übertragen, einen Statthalter und neue Oberbehörden einsetzte. Alle nicht italienischen Beamten wurden als entlassen erklärt.

Aus Turin kam der Graf Cavour und half die neuen Verhältnisse ordnen. Die Lombardei wurde ohne Weiteres schon als sardinisches Eigenthum betrachtet, i nostri liberatori, die Franzosen nahmen, wie ihr Kaiser, die Mienen gnädiger Schirmherren an; allein, wie es scheint, war beides nach dem Rausche der ersten Tage, doch nicht nach aller Mailänder Geschmack, und es zeigten sich bald Spuren, daß ebensowohl die Eifersucht gegen die Piemontesen erwachte, wie auch Franzosen und Piemontesen sich mit scheelen Blicken ansahen. Endlich kamen auch bald Klagen über Raub, Plünderung, Entehrung und andere Gewaltthaten, welche in vielen Dörfern von

den Franzosen, meist wohl von den Turkos und den tapferen Zuaven verübt wurden.

Die Oesterreicher fuhren mit ihrem Rückzuge ununterbrochen fort, trotz des Mißvergnügens darüber im Heere selbst, trotz der Kampflust, welche Magenta und Malegnano nicht vermindert hatten. Die Colonnen hielten sich nirgend auf, sie zogen am unteren Po auf dem großen Südwege über Lodi und Cremona nach Mantua, während die Truppen, welche im Kirchenstaate, Bologna, Ancona und Ferrara räumten, die 5000 getreue Soldaten des Herzogs von Modena mit sich nahmen, sammt dem, was der Herzogin von Parma ergeben geblieben.

Der nun eingeschlagene Kriegsplan, welcher der Plan des Feldzeugmeisters Heß sein soll, vereinte die ganze Kraft Oesterreichs am Mincio und erwartete in dieser starken Stellung den Feind, welcher auch nicht lange auf sich warten lassen wird; denn obwohl die Oesterreicher auf ihrer südlichen Rückzuglinie nicht verfolgt wurden, schlugen die Franzosen und Piemontesen doch schon am 11. Juni den nördlichen Weg gegen den Gardasee ein und ihnen voran eilte denn Garibaldi mit seinen Schaaren, vor denen sich der Feldmarschall-Lieutenant Urban eiligst zurückzog.

Auch Garibaldi erschien in Mailand und wurde von dem Kaiser der Franzosen gnädig empfangen. Der Sieg bei Magenta entschied auch den Krieg am Lago Maggiore. Die Besatzung der kleinen Festung Laveno floh, 600 Mann stark, auf den drei österreichischen Kriegsdampfern auf Schweizer Gebiet, und General Urban gab Como frei und zog sich im Geschwindmarsche auf Bergamo und Brescia zurück, wobei es von den österreichischen Berichten als ein Glück gepriesen wurde, daß er bei Cassano an der Adda, dem verfolgenden Garibaldi glücklich entkommen sei. Es soll dies Freicorps jetzt 18,000 Mann mit 14 Kanonen zählen, und reisende Engländer und Schweizer machen von ihm sehr günstige Beschreibungen. Seine Vorhut hat am 15. Juni bei Castenodelo, einige Stunden vom Gardasee und von Peschiera, eine Schlappe durch beträchtliche österreichische Streitkräfte erlitten, welche 3—400 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen kostete.

So hatte sich das Blatt in wenigen Tagen gewandt. Eine Woche

reichte hin, um das piemontesische eroberte Gebiet und die Lombardei aufzugeben. — Franzosen und Piemontesen haben den Gardasee erreicht; vom Süden her nähert sich, aus Toskana und Modena, das angeblich 50,000 Mann starke Corps des Prinzen Napoleon, um gegen Venedig vorzudringen und den Angriff der Seemacht vom Lande zu unterstützen.

Das verbündete Heer unter Leitung des Kaisers und des Königs nähert sich vom Westen her den österreichischen Linien zwischen Peschiera und Mantua; auf dem Gardasee erwartet man die französischen Kanonenboote und ihre gezogenen Geschütze. Mehr als 400,000 Kämpfer stehen sich hier gegenüber, um den zweiten Akt des blutigen Drama's zu beginnen.

Die österreichische Streitmacht hat sich inzwischen hinter dem Mincio vereinigt. Zu der vom Tessin zurückziehenden 2. Armee, deren Führung statt des Grafen Gyulai, der General der Cavallerie, Graf Schlick übernommen, ist die 1. Armee unter Feldzeugmeister Wimpffen gestoßen. Ueber beide vereinte Armeen hat der Kaiser am 18. Juni den Oberbefehl übernommen, ihm zur Seite steht Feldzeugmeister Heß.

Der Kaiser hat der Armee die Ausführung seines Entschlusses durch folgenden Tagesbefehl angezeigt:

„Indem ich heute den unmittelbaren Oberbefehl über Meine gegen den Feind stehenden Armeen antrete, will ich an der Spitze Meiner braven Truppen den Kampf fortsetzen, den Oesterreich für seine Ehre und sein gutes Recht aufzunehmen gezwungen war. — Soldaten! Eure Ergebenheit für mich, Eure so glänzend bewiesene Tapferkeit, bürgen Mir dafür, daß Ihr unter meiner Anführung jene Erfolge erringen werdet, die das Vaterland von uns erwartet.

Verona, am 18. Juni 1859. Franz Joseph."

Das österreichische Heer besteht aus vier Armeen (16 Corps), welche unter folgenden Befehlshabern stehen:

I. Armee: Feldzeugmeister Graf Wimpffen, II. Armee: General der Cavallerie Graf Schlick, III. Armee: General der Cavallerie Erzherzog Albrecht, IV. Armee: Feldmarschallieutenant Graf Degenfeld.

1. Corps: FML. Graf Clam-Gallas. 2. Corps: FML. Fürst Liechtenstein. 3. Corps: FML. Fürst Schwarzenberg. 4. Corps: FML. Erzherzog Karl Ferdinand. 5. Corps: FML. Graf Stadion. 6. Corps: (unbesetzt). 7. Corps: FML. Baron Zobel. 8. Corps: FML. Ritter von Benedek. 9. Corps: General der Cavallerie Graf Schaffgotsche. 10. Corps: FML. Baron Wernhardt. 11. Corps: FML. von Weigel. 12. Corps: FML. Fürst Friedrich Liechtenstein. 13. Corps: FML. Baron Reischach. 14. Corps: FML. Graf Horváth-Tholdy. 15. Corps: Graf Thun-Hohenstein. 16. Corps: General der Cavallerie Prinz Würtemberg. 1. Cavallerie-Corps: FML. Fürst Franz Liechtenstein. 2. Cav.-Corps: FML. Erzherzog Ernst.

Die Minciolinie und das strategische Viereck.

Wenn die erste Hauptvertheidigungslinie des österreichischen Italiens, die Tessinolinie, verloren gegangen ist, so bildet die Minciolinie und das berühmte strategische Viereck, die zweite und stärkere. In neuester Zeit ist die Tessinolinie überhaupt als unhaltbar gegen eine große Armee angezweifelt worden, und bekanntlich ging der Rath vieler angesehener Strategen dahin, sich auf die Vertheidigung Mailands nicht einzulassen; das tiefe durchschnittene Land bis jenseit der Adda überhaupt aufzugeben, alle Kräfte aber für die Mincio- und Etschlinie zu bewahren, von deren Besitz, der Besitz der Lombardei abhängig ist.

Es ist diese Linie der feste Widerstandsplatz gegen jeden Feind. Mag dieser vom Süden oder vom Westen kommen, nach jeder Richtung hin stößt er auf gewaltige Hindernisse, welche seine Fortschritte hemmen. Vier Festungen schirmen und schützen die Aufstellungen der Vertheidiger; die Aufstellungen müssen besiegt, die Festungen müssen genommen werden, wenn der österreichischen Macht in Italien ein Ende gemacht werden soll. Es sind die beiden Minciofestungen, Peschiera und Mantua, und die beiden Etschfestungen, Verona und Legnago.

Der Mincio strömt bei Peschiera aus dem Gardasee und hält mit vielen Krümmungen eine südliche Richtung inne, bis zu seinem Einfluß in den See von Mantua; aus dem unteren Theil dieses Sees fließt er dann

südöstlich dem Po zu. Es ist ein Fluß von mäßiger Breite und Tiefe, doch hat er nur in trockener Jahreszeit einige Furthen. Das Brückenschlagen wird durch viele Inseln erleichtert, allein seine Ufer sind sumpfig, besonders gegen den See hin. Brückenübergänge hat er bei Peschiera, Borghetto (Valeggio gegenüber), bei Goito und Rivalta, endlich bei Mantua über die See'n. Aber Peschiera und Mantua haben die Brücken unter ihren Kanonen, Rivalta wird von Mantua gedeckt, so daß kaum 4 Meilen von dem Heere zu decken übrig bleiben. Goito, wo 1848 die Piemontesen siegten, dürfte auch jetzt wohl der Hauptangriffspunkt für den andringenden Feind sein. Der untere Lauf des Mincio bis zum Po wenig mehr als 1½ Meile, wird von Mantua und dem Fort Pietoli bewacht.

Die strategische Wichtigkeit des Mincio besteht darin, daß er die kürzeste Querlinie zwischen den Alpen und dem Po bildet, deren ganze Länge nur 6½ Meilen beträgt; die Entfernung von Peschiera nach Mantua auf 5 Meilen gerechnet. Am linken Ufer liegen in einiger Entfernung Anhöhen, welche einer dort aufgestellten Armee den Vortheil gewähren, zu jeder Zeit die Verhältnisse zu benützen und auf den beengten Feind einbrechen zu können, den Vertheidigern stehen viele Rückzugswege offen, der Angreifer dagegen hat den sumpfigen Fluß hinter sich; im Süden die Sümpfe der Etsch und des Po und zu beiden Seiten Mantua und Peschiera.

Peschiera ist 3 Meilen von Verona entfernt, nur durch eine Eisenbahn mit dieser Hauptveste verbunden. Es ist ein Vorwerk für Verona und Mantua, eine Verstärkung der starken Stellungen am östlichen Theile des Mincio und deckt dem Ausgange nach Tyrol zum berühmten Plateau von Rivoli die linke Flanke wie Verona die rechte. Ueberdies dient es der Flotille des Gardasees als Hafenplatz, unterhält die Verbindungen mit dem großen See, und kann sowohl für die Bewegungen der Armee, wie für deren Proviantirung die wichtigsten Dienste leisten. Die Stadt ist klein, zählt nur etwa 2500 Einwohner, von gleicher Stärke ist die Besatzung hinreichend. Die Befestigungen sind aber seit 1848 beträchtlich vermehrt worden. Die Stadt liegt auf einer Insel, welche der Mincio bei seinem Austritt aus dem Gardasee bildet. Früher hatte sie nur Gräben und Wälle, die Franzosen aber legten

schon während ihrer Herrschaft ein Fort auf dem Hügel Mandella auf dem linken Ufer an. Die Oesterreicher bauten auf dem rechten Ufer das starke Fort Salvi und seit 1848 haben sie dasselbe durch ein verschanztes Lager verstärkt, das durch 8 Lunetten mit bombenfesten Redouten gedeckt wird. Es kann ein starkes Armeecorps sich hier sicher aufstellen, und die Flanke des Feindes, der einen Uebergang versucht, bedrohen. Zum vermehrten Schutz der Festung sind auch Schleusenwerke angelegt, mittelst welchen der See angestaut werden kann, um durch das plötzliche Oeffnen der Schleusen Ueberschwemmungen zu bewirken, welche sich auf den ganzen Lauf des Mincio, bis Mantua erstrecken und die feindlichen Schiff- und Bockbrücken zerstören können. Die Eisenbahn von Verona nach Brescia geht bei Peschiera vorüber. Dieser südliche Schlüssel zur Minciolinie ist somit in seiner jetzigen Beschaffenheit kräftigen Widerstandes fähig und dürfte diesen länger leisten als im Jahre 1848.

Weit mehr noch ist dies jedoch mit Mantua der Fall; ebenfalls im See auf einer Insel belegen, welche jedoch eine bedeutende Ausdehnung hat, so daß 32,000 Einwohner darauf leben. Neben dieser, die Stadt tragenden Insel, liegt eine andere noch größere, die Insel Il Te, ebenfalls stark befestigt und mit allen Mitteln versehen, um ein Heer von 30,000 Mann aufzunehmen. General Wurmser lagerte hier mit 28,000 Mann im Jahre 1796, und Mantua hielt eine achtmonatliche Belagerung aus. Der See ist im Norden und Osten tief, im Süden und Westen, wo man ihn im vorigen Jahrhundert auszutrocknen versucht hat, liegen breite Sumpfstrecken. Die Entfernung der Inseln vom Ufer beträgt durchschnittlich nach allen Richtungen 2500 Fuß. Fünf Dämme bilden die Zugänge, drei auf dem rechten, zwei auf dem linken Ufer. Den östlich nach der Vorstadt, Borgo di St. Giorgio hin gelegenen, bildet eine steinerne Brücke von 2700 Fuß Länge. Der nördliche Damm, nach Borgo di Fortezza, ist 1380 Fuß lang. Der Damm St. Giorgio deckt das Fort gleiches Namens. Den von Fortezza die große Citadelle di Porto. Die Dämme von Westen und Süden liegen unter dem Schutze des Hornwerks Pradella und des starken Forts Pietoli, wozu noch

auf der Südspitze der Insel Il Te die Schanze Miglioretto kommt mit einem großen Schleusenwerke zur Ueberschwemmung des niederen Landes.

Diese Lage macht Mantua eigentlich unnahbar, und so lange es nicht genommen ist, hängt es sich wie ein Bleigewicht an alle Bewegungen eines Feindes, der über den Mincio vordringt. Seinetwegen mußte Bonaparte, der, wo es nur irgend anging, Festungen liegen ließ, ohne auf seiner Siegesbahn inne zu halten, zwölf Gefechte und Schlachten liefern, deren Erfolg doch hauptsächlich nur ein moralischer war, denn das unbesiegte Mantua im Rücken und in der Flanke, mußte er immer Bedenken tragen und, für seine eigene Deckung sorgend, den Oesterreichern Zeit lassen sich zu erholen, um mit neuen Kräften auf demselben Kriegsschauplatz zu erscheinen. Nach einer achtmonatlichen Belagerung und Einschließung ergab sich damals Mantua im Februar 1797, und nun erst konnte Bonaparte über die julischen Alpen gehen und Oesterreich zum Frieden zwingen. Eine entschieden verlorene Schlacht während der Belagerung hätte ihn unfehlbar, eben so wie die Schlacht bei Custozza, Karl Albert, nach Piemont zurückgeworfen. Aber der Hofkriegsrath in Wien war so einsichtig, ihm immer nur ein frisches Corps nach dem andern entgegen zu stellen; zu einer starken und gleichzeitigen Anstrengung aller Kräfte konnte er sich nicht erheben.

Verona war damals als Festung ein unbedeutender Platz mit alten Ringmauern und verfallenen Werken; auch 1848 war es bei weitem noch nicht vollendet, obwohl man die drei alten Forts hergestellt und die Wälle verstärkt hatte. Erst nach diesem sardinischen Kriege wurde die ganze Wichtigkeit Verona's empfunden, und seit dieser Zeit ist es eine Festung ersten Ranges geworden, auf welche man alle Kunst verwandt, und in die man mehr als 6 Mill. Gulden verbaut hat. Verona liegt dicht vor den Alpenausläufen im Hügellande. Die Etsch kommt mit reißender Schnelle vom Gebirge herunter und schäumt durch die alte und ansehnliche Stadt von 65,000 Einwohner, welche an beiden Ufern liegt. Eisenbahnen verbinden sie mit Mantua und Peschiera. Die große Staatsbahn läuft über Vicenza und Padua nach Venedig und das Etschthal hinauf, über die vier Meilen entfernte Grenze des deutschen Bundeslandes Tyrol, nach Botzen.

Schon im Jahre 1848 brach sich an dieser mächtigen Festung der Siegeslauf der Piemontesen. Verona wurde der Schild des östeerreichischen Heeres, der Sammelplatz, von welchem aus der Umschwung erfolgte. — Damals war es jedoch nur auf der Ostseite stark befestigt, der westliche Theil unvollkommen, eben in der Arbeit begriffen. Seitdem sind die großartigsten Anstrengungen erfolgt, um es zu einem Waffenplatze zu machen, um welchen sich die Hauptentscheidungen jedes Krieges im österreichischen Italien bewegen müssen.

Die Hauptumwallung ist meist von altem Ursprunge, bastionirt, doch vielfach verstärkt und verbessert; auf den Höhen am linken Etschufer zieht sich ein großes Kronwerk mit seinen Schanzen bis an die Stadt hinab. Die vorliegenden Höhen sind mit vier kasemattirten Geschützthürmen versehen, welche sich gegenseitig stützen und decken. Außer diesen Werken aber umschließt ein innerer Gürtel von 8 Forts verschiedener Art den Stadt- und Festungskern, ein äußerer Gürtel von 12 Forts umringt weiter hinaus nochmals die Hauptumwallung. Diese äußeren Forts sind erst seit 1848 entstanden und führen die Namen der im Kriege mit den Piemontesen berühmt gewordenen Feldherren: Radetzky, Heß, d'Aspern, Wratislaw u. s. w. Vier Brücken verbinden die beiden Ufer innerhalb der Stadt; außerhalb derselben geht die Eisenbahnbrücke über die Etsch. Der äußere Festungsgürtel der zwölf selbstständigen Forts, welche sich unter einander vertheidigen und in einander greifen, hat einen Umfang von 3 deutschen Meilen. Sie beherrschen weit hinaus das vorliegende Land und hinter ihnen ist Raum für das größte Heer, das nach Verlusten sich hierher zurückziehen, erholen, verstärken und hervorbrechen kann, während es dem Feinde fast unmöglich ist, die ungeheure Festung genügend einzuschließen. — So bietet Verona alles, was eine Armee an Sicherheit und Bewegung nur wünschen kann, und ohne die größten Anstrengungen eines überlegenen Feindes kann es nicht verloren gehen.

Legnago ist der vierte Platz im Viereck, dessen südliche und östliche Ecke es an der Etsch bildet, über welche eine Brücke führt, welche durch einen starken Brückenkopf vertheidigt wird. Es liegt 7 Meilen von Verona entfernt, 6 Meilen von Mantua. — Die Stadt hat 6000 Einwohner; der

Platz ist daher nicht groß, aber stark durch seine Lage in dem wasserreichen Tieflande. Schon der Umstand, daß hier fast ausschließlich Reisbau getrieben wird, beweis't, daß der Boden weich und sumpfig sein muß. Die Ufer der Etsch sind damit auch reichlich versehen, und südlich dehnen sich die valli grandi Veronesi, die Sümpfe und Wiesenflächen, welche von zahllosen Kanälen durchschnitten, sich zwischen den sie umschlingenden Etsch- und Poarmen ausbreiten. — Legnago wird in dieser Lage nicht leicht von einem Feinde angegriffen werden, da sein Besitz zudem weder wichtig, noch entscheidend ist. Peschiera ist durch den Gardasee wichtiger; die Hauptangriffe des Feindes müssen sich jedoch immer auf Mantua und Verona richten, und so lange Oesterreich im Besitz dieser Vesten und dieses Kriegsschauplatzes ist, hat es Italien nicht verloren.

Selten hat die Befestigungskunst aber auch einen so dankbaren Boden gefunden und selten hat sie ihre Aufgabe so lösen können. Es gibt hier eine Reihe von Linien und Punkten, sowohl für active als passive Vertheidigung, welche sich auf's glücklichste vereinigen. Mit Eisenbahnen und auf guten Straßen lassen sich alle Punkte in 1—3 Tagemärschen erreichen. Alle Angriffstraßen nach Außen und die Uebergänge über die Flüsse sind von den Plätzen und Stellungen beherrscht und gedeckt. Gleich beim Eintritt läßt sich die Minciolinie mit den größten Vortheilen vertheidigen. Ist der Mincio selbst auch weder breit noch tief, so läßt er sich doch nirgend durchwaten, und auf 3 Meilen Länge, vom Gardasee, bieten die Höhen von Volta und Lonato, Peschiera als Flankendeckung, eine vortreffliche Defensivstellung, aus welcher augenblicklich die Offensive hervorgehen kann.

Im Süden gibt Mantua mit Zuziehung der Kanäle zu ähnlichen Stellungen Gelegenheit, hinter diesen folgt die Etschlinie mit den stärksten Vertheidigungspunkten. Hier bieten die Berge von Berici bei Vicenza und weiter zurück, die Höhen zwischen Verona und Vicenza vortreffliche Stellungen; zugleich hilft der reißende breite Strom und seine sumpfigen Zuflüsse. Einem vom unteren Po heraufkommenden Feinde, dem am Po selbst kein bedeutender Widerstand entgegenzusetzen ist, da es dort keine starke Vertheidigungslinie gibt, wird zwischen Etsch und Mincio um so kräftiger Halt geboten werden

können. Mantua und Legnago bilden dazu die Stützpunkte, wie für die Minciostellungen Peschiera und für die Etschstellungen Verona. Im Innern des Vierecks findet der Angreifer, er komme von Westen, Süden oder Osten, stets zwei Festungen vor sich, außerdem wird die Vertheidigung noch durch die Höhen von Valeggio und Somma-Campagna begünstigt. Im Norden aber liegt der Alpenwall, und bei dem jetzigen Kriege beginnt dort obenein das neutrale deutsche Bundesgebiet.

Vorbeigehen an diesem starken Viereck kann kein Feind, er muß es angreifen, und wenn er hineingedrungen ist, kann ihm kein vereinzelter Sieg helfen; er muß die Festungen nehmen, wenn er sein Vordringen sichern will. Thut er dies nicht und trifft ihn ein Rückschlag, so ist er verloren. Er hat keine Hoffnung, ihn wieder gut zu machen, als am Tessin vielleicht, oder in der Ebene von Alessandria.

In diesem strategischen Viereck, zunächst an der Minciolinie, erwarten jetzt die Oesterreicher die Verbündeten. — Aus dem Inneren des Vierecks, von Villafranca, hat der Kaiser, am 23. Juni, sein Hauptquartier nach Valeggio am Mincio verlegt.

König Victor Emanuel II.,

geboren am 14. März 1820, ist der Sohn Karl Alberts und dessen Gemahlin, Therese von Toscana. Seine früheste Jugend fiel mit der Zeit zusammen, wo sein Vater, wegen seiner Verbindungen mit der Aufstandspartei, aus Piemont verbannt wurde. Oesterreich hatte den ihm abgeneigten Prinzen von Savoyen-Carignan durch die Vermählung mit einer Prinzessin des Habsburgischen Hauses zu fesseln gesucht. Obwohl nun dies nicht gelungen war, gelangte Karl Albert wenigstens dadurch bald wieder zur Versöhnung, nachdem er Besserung gelobt und den Feldzug der Franzosen unter dem Herzog von Angoulême, zur Vernichtung der spanischen Verfassung, mitgemacht hatte.

Er kehrte nach einigen Jahren nach Turin zurück und lebte zurückgezogen seiner Familie. Seine Kinder wurden streng und einfach in militärischer Weise erzogen und mehr noch als der jüngere Sohn Karl Alberts, der vielbefähigte Herzog Ferdinand (von Genua), entwickelte der Thronerbe, Victor Emanuel die muthigen Eigenschaften und Neigungen eines jungen Soldaten. Er war bald der kühnste Reiter, der geschickteste Fechter und Jäger, der unermüdlichste Offizier bei allen kriegerischen Uebungen, und diese Auszeichnungen wurden unterstützt durch eine hohe, stolze Gestalt, durch ein offenes schönes Gesicht, und durch eine ungestüme Tapferkeit, welche ihm bald die begeisterte Anhänglichkeit der Soldaten und der Jugend des Landes erwarb.

Im Jahre 1842 verheirathete ihn der König, sein Vater, mit der zwanzig-

jährigen österreichischen Erzherzogin Adelheid, der Tochter des Erzherzogs Rainer, damaligen Vicekönigs des lombardo-venetianischen Reichs. Sie war eine nahe Verwandte, denn ihre Mutter war König Karl Alberts Schwester; die Heirath selbst eine politische Combination, um Sardinien fester an Oesterreich zu binden. Allein Karl Albert stand vier Jahre darauf mit den italienischen Patrioten in engerer Verbindung, als der ehemalige Prinz von Carignan mit den Revolutionären von 1820. Das Jahr 1848 entschied. Karl Albert entfaltete die Fahne Italiens und Erzherzog Rainer floh vor den Schaaren seines Schwagers und seines Schwiegersohnes aus Mailand.

Victor Emanuel kämpfte in den Feldzügen von 1848 und 1849 mit demselben todtverachtenden Ungestüm, dem er auch jetzt wieder an der Sesia sich überließ. Die Schlacht bei Goito wurde durch seine an Wildheit grenzende Kühnheit entschieden, und wenn er die Niederlage bei Novara, am 23. März 1849, nicht abwenden konnte, so lag dies nicht an seiner persönlichen Bravheit, welche nichts unversucht ließ, um den Gott des Sieges zu fesseln, sondern an der höheren Kriegskunst des greisen Feldherrn Radetzky.

Karl Albert, verzweifelnd an Glück und Zukunft, legte noch auf dem Schlachtfelde die Krone nieder, und der junge König Victor Emanuel II. schloß drei Tage darauf den Frieden zu Novara, in welchem er nichts verlor und nur die Kriegskosten bezahlen mußte. Im phantastischen, soldatischen Aufputz erschien er bei dieser Unterhandlung, mit aufgeworfenem Kopf und herausfordernden Blicken, den langen, flatternden Schnurrbart übermüthig streichelnd und drehend, während der alte, gebückte Radetzky der Besiegte und Bittende zu sein schien, der mit seiner höflichen Unterwürfigkeit den erzürnten Sieger zu versöhnen suchte.

Victor Emanuel hatte die guten Bedingungen vielleicht weniger seiner Verwandtschaft mit dem Kaiserhause, wie Oesterreichs Besorgniß vor Frankreichs Einmischung zu danken. In Wien war man selbst froh genug, ohne Schaden aus dem italienischen Kriege herauskommen zu sein, die Italiener wieder in der Hand zu haben und das bisherige System fortsetzen zu können. Daß man dies that, nichts änderte und nichts besserte, die Schnüre vielmehr noch stärker zusammenzog, das eben hat jetzt, nach 10 Jahren die Ereignisse her-

beigeführt, vor denen der Kaiserstaat zittert. — Victor Emanuel II. bekehrte sich nach dem Frieden nicht durch Oesterreichs Milde, denn er blieb dessen Gegner, blieb constitutioneller König, und bildete das constitutionelle System in Sardinien mit aufrichtiger Ergebenheit aus. Einer der edelsten Männer, der Marquis d'Azeglio, stand dabei als erster Minister an seiner Seite und als Umstände diesen nöthigten, sein Amt niederzulegen, empfahl er dem Könige seinen Freund, den Grafen Cavour, der mit nicht geringerer Kraft, doch schlauer und schmiegsamer, das eingeschlagene System weiter verfolgte.

Victor Emanuel II. ist kein bedeutender Politiker oder Staatsmann, kein bedeutender Kopf wie behauptet wird, aber seine natürlichen Eigenschaften, sein Ungestüm und seine Ungeduld, seine Lebenslust und Lust zum Genuß, sein soldatischer Muth und seine romantischen Neigungen, eigneten ihn nicht für die Formen und Lasten eines absoluten Monarchen und eben so wenig für den Einfluß der Priester und der Kirche, dem so viele seiner Vorfahren sich gebeugt hatten.

Er überließ seinem Minister die Sorgen der Geschäfte und den Kampf gegen die Parteien im Lande, und gegen Rom und Oesterreich, und überließ sich dafür den heiteren Freuden des Lebens und den Leidenschaften, die seiner Jugend und seiner Denkweise zur Last fallen. — d'Azeglio und Cavour hatten gleichmäßig nicht wenig gegen den über die neuen Verhältnisse und Einrichtungen mißvergnügten Adel und gegen die mißvergnügten Bischöfe und Prälaten zu kämpfen, was ihnen nur unter dem festen Beistande des Königs, mit Hülfe der Volksmajorität und der Volkskammer gelang. So stritt die Staatsgewalt hartnäckig und erfolgreich gegen die Forderungen des Papstes und der Geistlichkeit, und widerstand allen Lockungen und Drohungen von dieser Seite eben sowohl, wie allen Angriffen der radicalen Partei, welche Mazzini und die Flüchtlinge in London verschiedentlich zu republikanischen Schilderhebungen aufstachelten.

Mit Oesterreich wurden die Verhältnisse bald wieder gespannter, und jemehr in Turin die constitutionellen Grundsätze sich befestigten, je sichtlicher es der Sammelplatz der italienischen, patriotischen Ideen und Zukunftspläne

wurde, um so feindlicher mußte die Stellung zu Mailand und Wien werden, wo man nichts so sehr verwarf, als Nationalitätspolitik, und die Erhaltung des Bestehenden das einzige, leitende Princip war.

Victor Emanuel beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Heere, das durch seine rastlosen Bemühungen in trefflichen Stand und bis zu 65,000 Mann gebracht wurde. Mehr und mehr richteten sich dabei seine geheimen Hoffnungen und Verbindungen nach Paris, wo ihm Louis Napoleons weitreichenden Pläne die Hand boten. Es war der erste Schritt zu dem nachherigen Bündniß und Einverständniß gegen Oesterreich, als eine sardinische Division in den Krimmkrieg, für die napoleonische Civilisation auszog, worauf an Napoleons mächtiger Hand der kleine sardinische Graf Cavour in den Rath der Großmächte eingeführt wurde, und zum heftigsten Aerger Oesterreichs die italienischen Zustände auf's Tapet brachte.

All dies Gebahren aber, der Krieg von 1849, die bezahlten Kriegskosten, die neuen Einrichtungen, der Krimmzug, die Großmachtsideen und die italienischen Königsträume kosteten viel Geld, und kein Staat von Sardiniens Größe hat eine so hohe Schuldenlast und ist mit solchen Abgaben belastet Die Ausgaben waren enorm und dem Könige wird der Vorwurf gemacht, daß Sparsamkeit, Einschränkung überhaupt nicht seine Sache ist. Er ist geneigt, viel auszugeben, reiche Geschenke zu machen, seine Freunde und Vertrauten großmüthig zu belohnen und gegen Damen besonders galant zu sein.

Seine Gemahlin hat der König 1855 durch den Tod verloren, in demselben Jahre starb auch sein Bruder, der im ganzen Volke durch Geist, Kenntnisse, edle Eigenschaften und Charakter hochgeehrte Herzog von Genua. Der König besitzt von seiner Gemahlin fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, von denen die älteste, Prinzessin Clotilde, bekanntlich Anfang dieses Jahres mit dem Prinzen Jerome Bonaparte vermählt wurde.

Im letzten Jahre war von einer neuen Vermählung des Königs mit einer russischen Prinzessin, einer jungen Herzogin von Leuchtenberg, die Rede, welche jedoch bis jetzt nicht geschlossen wurde. Die treueste Freundin des Königs ist die schöne Tambourtochter Rosine geblieben, die seit dem Tode seiner Gattin, sogar keinen geringen Einfluß auf Victor Emanuels politische

Entwürfe und Entschlüsse ausüben soll. Rosine war ein schönes, piemontesisches Mädchen, welches der König 1848 im Feldlager kennen lernte, wohin sie ihren Vater, den Tambour, und ihre Mutter, die Marketenderin, begleitete. Durch ihre Fröhlichkeit und Keckheit war sie der Liebling des Lagers geworden, und ihre Blumen, welche sie für den Herzog von Savoyen zu pflücken und zu winden verstand, verschafften ihr und ihren Reizen die dauernde Gunst desselben. Als Victor Emanuel König geworden, zog er sie aus ihrer Dunkelheit zu sich empor und jetzt bewohnt sie auf der Piazza Emanuele in Turin mit ihren drei Kindern, welche sie dem Könige geboren und dieser auf's zärtlichste liebt, ein glänzendes Haus, in welchem Victor Emanuel keinen geringen Theil seiner Zeit bisher verlebte.

Reisende schildern den König als von ritterlicher stolzer Gestalt, etwas Theatralisches und Hochfahrendes in seiner Erscheinung, rasch und soldatisch in seinem Wesen. Ein gewaltiger Schnurbart reicht weit über sein Gesicht, und dies drückt genügend die Kühnheit aus, mit welcher der König sich unbedenklich in die größten Gefahren stürzt, aus denen er bisher, wie durch ein Wunder, immer unversehrt hervorgegangen ist.

General Forey.

„Der General Louis Forey ward im Jahre 1804 zu Paris geboren und erhielt in der Militärschule von St. Cyr seine militärische Erziehung, nach deren Beendigung er am 1. Oct. 1824 als Unterlieutenant in das zweite leichte Regiment eintrat. Als solcher zog er bald die Aufmerksamkeit seiner Obern durch außerordentlichen Diensteifer und Strenge auf sich, daher er schon 1835 zum Capitän aufrückte. Dieses Jahr rief ihn nach Algier, der Pflanzschule für die französischen Generale, dem günstigen Tummelplatze für die Befriedigung des militärischen Ehrgeizes. Forey hatte das Glück, den zahlreichen Gefahren, die der kleine Krieg den Officieren bereitet, zu

entgehen. Gleich bei der ersten Expedition, an der er Theil nahm, der nach Medeah, erwarb er sich durch Tapferkeit das Kreuz der Ehrenlegion, bei der zweiten nach den eisernen Thoren des Atlas den Rang als Bataillons-Chef. Dieses Avancement brachte ihn nach Frankreich zurück, aber nur, um ihn einer neuen Auszeichnung zuzuführen. Der Herzog von Orleans errichtete im Jahre 1840 ein Corps von zehn Jäger-Bataillonen nach den neuesten Grundsätzen der Kriegskunst und Bewaffnung, die sich bald als Chasseurs d'Orleans (später Chasseurs de Vincennes) großen Ruf erwarben. Die ausgezeichnetsten Officiere der Infanterie wurden zu ihren Führern erwählt, und als solcher erhielt Forey das Commando des sechsten Bataillons, mit dem er sich bereits 1841 wieder nach Algier einschiffte. Der General Hautpoul gab ihm das glänzende Zeugniß mit, „daß er den Bataillonschef Forey für einen ausgezeichneten Officier halte, fähig, die höchsten Grade der militärischen Hierarchie zu erreichen." Forey rechtfertigte diese gute Meinung. Unter solch glänzenden Vorbildern, wie sie ein Changarnier Lamoriciere, Bedeau, Cavaignac lieferten, zog ihn die Schule des Krieges zum tüchtigen Führer. Es verging fast kein Gefecht, in dem er sich nicht Lorbeeren brach, und da die Jägerbataillone meist den gefährlichen Posten der Nachhut erhielten, so fehlte es auch nicht an Gelegenheiten dazu. In dem Feldzuge 1842 ward Forey verwundet und zum Oberst-Lieutenant ernannt, und 1844 avancirte er zum Obersten des 26. Linien-Regiments, welches in Frankreich garnisonirte. Er verließ somit Algier, auf dessen Boden er so viele Triumphe errungen; denn er war nicht weniger als siebenmal mit Auszeichnung in den Tagesbefehlen genannt worden, außerdem hatte er sich das Officierkreuz der Ehrenlegion erworben. Sein neues Regiment, welches lange in Algier gestanden hatte, mochte daselbst in der Disciplin etwas gelockert worden sein. Forey, ein Held vor dem Feind, ist in der Garnison ein eiserner Mann des Dienstes; seine Commando-Führung ist gerecht, aber von unerbittlicher Strenge, fast Härte. Diese Eigenschaft bewirkte es, daß sein Regiment in kurzer Zeit eines der vorzüglichsten der französischen Infanterie ward, und der Ruf von Forey's rücksichtsloser Energie war so groß, daß ihm nach der Februar-Revolution 1848 die Republik den Schutz der

National-Versammlung an der Spitze einer Brigade anvertraute, bei welcher Gelegenheit er zum Brigade-General aufrückte. Im December 1851 erhielt er das Commandeurkreuz der Ehrenlegion, und 1852 im December ernannte ihn der Kaiser Napoleon III. zum Divisions-General und Mitglied des Infanterie-Comite's. Beim Ausbruche des orientalischen Krieges erhielt Forey das Commando der 4. Infanterie-Division, welche sowohl in der Schlacht an der Alma, als auch bei dem Ausfalle der Russen aus Sebastopol am Tage von Inkerman stark in's Feuer kam. Doch führte Forey an diesem Tage die Division nicht selbst, da er nach der Einschließung von Sebastopol den Oberbefehl über die zwei Divisionen erhielt, welche das eigentliche Belagerungs-Corps bildeten, während General Bosquet das Deckungs-Corps nach außen befehligte. General Forey zeichnete sich in dieser Stellung durch große Thätigkeit und Energie aus; doch scheint es, daß er dem Zwiespalt politischer Meinungen und militärischer Eifersucht nicht fremd war, welche das kameradschaftliche Verhältniß der französischen Generale während des mühevollen und unthätigen Winters von 1854 zu 1855 vor Sebastopol allmälig lockerten. Der Obergeneral Canrobert konnte sich den Beifall seiner Untergenerale nicht erringen; es traten Disharmonieen zwischen ihnen hervor, und General Forey wähnte, daß ihn Canrobert in seinen Berichten an den Kaiser geflissentlich nicht erwähnt habe, weil er kein unbedingter Anhänger des gegenwärtig in Frankreich herrschenden Systems sei. Forey forderte Aufschlüsse darüber vom Obergeneral, und da ihm diese nicht genügend erschienen, forderte er seine Entlassung. Der Kaiser bewilligte sie zwar nicht sofort, berief aber den General Forey Ende März von der Expeditions-Armee ab und übertrug ihm das Commando über die Division Oran in Afrika, einen Posten, den bisher ein Brigade-General versehen hatte. Nach dem Krimmkriege trat Forey als Divisionsgeneral zur Verwendung in die Armee von Paris."

Garibaldi.



Wenn auch nicht die bedeutendste, so doch gewiß die romantischste Persönlichkeit im gegenwärtigen Kriege ist Joseph Garibaldi, der Führer

und das Losungswort der italienischen Patrioten und Rebellen seit den letzten Decennien. Ein abenteuerlicher Geist, rasch, unternehmend und unerschrocken. Ein Mann von schöner, kräftiger Gestalt, etwas theatralisch in Kleidung und Wesen, dabei voll persönlichen Muths und aller jener Eigenschaften, die geeignet sind, ihm die Popularität und Anhänglichkeit bei seinen ihm treu ergebenen Soldaten zu sichern, dem Feinde ein gefürchteter Name — das ist Garibaldi. Doch nicht allein wegen seiner Persönlichkeit, sondern auch wegen seiner wahrhaft erstaunlichen, abenteuerlichen Schicksale, die sich durch sein ganzes Leben ziehen, ist dieses einer besondern Beachtung werth. Geboren in Nizza den 4. Juli 1807 begann er seine bewegte Laufbahn in noch jugendlichem Alter auf den Meereswogen. Wiewohl Sturm und Wellen für seinen lebendigen Geist ganz geeignete Elemente waren, so ward er doch der Unthätigkeit der sardinischen Marine, der er angehörte, bald überdrüssig; er sprang wieder an das Land und knüpfte Verbindungen mit den italienischen Patrioten an. Durch den Mazzini'schen Savoyerzug (1834) compromittirt, floh er nach Frankreich. Aber hier fand er für Italien nicht die Sympathieen, die er zu finden hoffte, verließ es daher bald wieder und trat als Flotten-Offizier in die Dienste — des Bei von Tunis. Auch dieser Dienst genügte ihm nicht, und schon nach ein paar Monaten ging er nach Amerika, und zwar nach Montevideo, dem Hauptsammelplatz italienischer Abenteurer. Anfangs befehligte er das Schiffsgeschwader von Uraguay, später, als die französisch-englische Intervention die Argentine von La Plata verjagte, errichtete er eine Freischaar, mit der er nun einen Krieg führte, der ihm grade zusagte, einen Krieg, der meist aus Ueberfällen, tollkühnen Unternehmungen und Einzelgefechten bestand, wobei seine Persönlichkeit sich Geltung verschaffen konnte.

Die Nachrichten der italienischen Revolution von 1848 rissen ihn natürlich mit unwiderstehlicher Gewalt auch aus dieser Beschäftigung, aber er kam zu spät nach Italien zurück, um noch an den für seine Landsleute glücklichen Schlachten in Oberitalien Theil nehmen zu können. Die Räumung Mailands durch die Sardinier war schon geschehen, und der Waffenstillstand

vom 9. August geschlossen. Jetzt hatte Mazzini die Volks-Aufstände bewerkstelligt, die nun den republikanischen Krieg in den noch nicht von den Oesterreichern unterworfenen Landestheilen begannen.

Etwa 5000 Flüchtlinge und österreichische Ueberläufer bildeten das republikanische Heer, das aber schon nach drei nicht sehr glorreichen Gefechten seine Rolle ausgespielt hatte. Ueber die sardinische Grenze zurückgeworfen, bestieg Garibaldi ein Schiff, sammelte in Toskana neue Haufen um sich und drang in den Kirchenstaat ein. Auch dieser zweite republikanische Versuch scheiterte gänzlich. Obgleich General Zucchi, den man den Eingedrungenen entgegenschickte, säuberlicher mit ihnen verfuhr, als der Oesterreichische Aspre am Langensee, mußten sie doch die Waffen niederlegen und auseinandergehen. Garibaldi eilte nach Sardinien zurück, ließ sich zum Abgeordneten wählen und that sich in der Opposition durch die heftigsten Kritiken des unglücklichen Feldzugs und die übertriebensten Anklagen gegen die Generale des Königs und gegen diesen selbst hervor.

Der Krieg wurde zum zweiten Male erklärt und Garibaldi wählte Mittelitalien zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Seine alten Soldaten stießen mit alter Anhänglichkeit alle wieder zu ihm, und auf dem Zuge über Rieti gegen Rom wuchs seine Legion mit jeder Meile an Zahl. Den Römern bangte bei dem Anblicke dieser verzweifelten Kerle, aber mit Unrecht: denn Garibaldi hielt die Zucht mit eiserner Strenge aufrecht. Er hatte seine Leute nach antiker Weise in Cohorten, Centurien und Decurien getheilt und aus ihnen eine Legion von 2000 Mann mit etwas Reiterei gebildet.

Sein Weib Leonta, eine geborene Creolin, jung und üppig, schien seinen abenteuerlichen Geist zu theilen, denn sie gehörte mit zu seinen Truppen und war bei der vierten Centurie inscribirt. Dies war keine bloße Prahlerei, die schöne Amazone kämpfte wirklich mit und soll glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gegeben haben, so daß sie nach dem Rückzuge von Rom zum Hauptmann avancirt war.

Garibaldi nahm nun an den Berathungen der verfassunggebenden Ver-

sammlung Theil. Aber das lange Reden und Hören war nicht seine Sache. In einer wichtigen Versammlung sprang er bebend auf und rief: „Was wollen wir die Zeit mit Worten und leeren Formen vergeuden! Keine Minute gezögert, es lebe die Republik!“ Mit dem nun beginnenden Kampfe, besonders mit der Landung der Franzosen, begann seine eigentliche Ruhmes-Epoche. Obgleich er den Kriegsplan der Triumvirn für verderblich hielt, gab er in der gefährlichsten Zeit das Beispiel des unbedingten Gehorsams und erfüllte seine Pflicht mit demselben Eifer, als wenn die Ueberzeugung eines gewissen Sieges ihn angespornt hätte. Diese Selbstverläugnung gab ihm eine Bedeutung, die er sich bis dahin durch sein eigenmächtiges und zum Theil unbesonnenes Handeln nicht errungen hatte. Dabei hatte er an Ueberlegung, an Geschick in der Kriegführung wesentlich gewonnen, während seine unermüdliche Thätigkeit und Unerschrockenheit keineswegs von ihm gewichen waren.

Alle Erfolge, die während der Belagerung errungen wurden, verdankte man ihm. Er war es, der das erste, unvorsichtige Vorrücken der Franzosen durch einen Flankenangriff in eine Niederlage verwandelte, und seiner fast rasenden Vertheidigung der Stellung am Thor von San Pancrazio verdankte man den Triumph, daß Oudinot sich zu einer förmlichen Belagerung der Stadt entschließen mußte. Er war es, der bei den erfolgreichen Angriffen auf die Neapolitaner bei Palestrina und Velletri die Palme davontrug. Seine Soldaten waren jene Tapfern, die sich lieber unter dem Schutt des Casino Quattroventi begraben ließen, ehe sie den ihrer Ehre anvertrauten Posten räumten.

Aber den Muthigen begünstigte auch das Glück in seltner Weise. Oft waren in heißem Gefecht alle Offiziere in Garibaldi's Nähe gefallen; er blieb stets unversehrt, auch im heftigsten Feuer. Endlich hatten die Franzosen alle vorherrschenden Stellungen inne, und Garibaldi wurde in die verfassungsgebende Versammlung beschieden, um sich über die Möglichkeit einer Fortsetzung des Widerstandes auszusprechen. Er erklärte, wenn man Trastevere räume und alle Tiberbrücken in die Luft sprenge, könne Rom sich

halten. „Wie lange?“ wurde von allen Seiten gefragt. „Einige Tage,“ antwortete er kalt.

Von seinen 2000 Mann hatten 453 Mann bei der Belagerung den Tod gefunden. Mit dem Rest wandte er sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oesterreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so hoffnungslose Lage, daß er in San Marino seine Leute entließ. Mit etwa 200, die sich nicht von ihm trennen wollten, zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine österreichische Flottille verlegte ihm den Weg und bemächtigte sich der meisten seiner Boote.

Er entkam mit seiner Frau und einigen Freunden und erreichte, als Fischer verkleidet, Genua, leider aber ohne sein tapferes Weib, das in Folge schwerer Strapazen nach einer Entbindung auf der Flucht gestorben war. Von Genua wandte sich Garibaldi aufs Neue nach Amerika, wo der gebräunte Krieger, der bis dahin nur mit dem Schwerte geleuchtet hatte, in New-York einen friedlichen Kerzenhandel begann. Natürlich konnte dies nicht lange währen, 1852 wechselte er schon wieder den Schauplatz seiner Thätigkeit, indem er als Steuermann eine Peruanische Brigg nach China führte. Im nächsten Jahre zurückkehrend, nahm er Dienste im Heere Peru's, ging aber schon wieder 1854 nach Sardinien zurück. Jetzt stellte er sich den Mazzini'schen Projecten offen entgegen und verfeindete sich so mit den exaltirten Republikanern.

Sein Aufenthalt war ihm dadurch bald unleidlich, und er faßte den Entschluß, wieder nach Montevideo zurückzukehren. Doch Privatverhältnisse verhinderten ihn an der baldigen Ausführung seines Planes; und als er 1859 bereit war, sein Vaterland zu verlassen, brach die gegenwärtige Katastrophe herein, die seinem unruhigen Geiste und seiner Tapferkeit ein neues Feld eröffnete. Mit der Anwerbung einer Legion beauftragt, hat er vorläufig ein Corps von 4000 Mann gesammelt. Mit seinem bereits ge-

schehenen Einfall in die Lombardei wird, — wenn es den Oesterreichern nicht schnell gelingt, ihn mit seinem Corps aufzureiben, — ein Krieg von Scharmützeln und Ueberfällen beginnen, der die Oesterreicher in fortwährender Thätigkeit gegen ihn erhält, abgesehen davon, daß es ihm gelungen ist, die Lombardei zu revoltiren.

Urtheil eines englischen Artillerie-Offiziers über die Aus- und Einschiffung der französischen Truppen in Marseille und Toulon.

Mein jetziger Aufenthalt während 14 Tagen in Marseille und Toulon bot mir eine solche Menge der interessantesten militairischen Schauspiele dar, und gab so reichen Stoff zu Belehrungen, daß ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast unausgesetzt an den Hafenquais und auf den öffentlichen Plätzen, wo die Truppen bivouakirten, verweilte. Ein so reges, kriegerisches Leben wie ich solches seit dem Lager vor Sebastopol nicht wieder sah, erfüllte fortwährend diese beiden wichtigen Hafenstädte Frankreichs. Ich liebe den jetzigen Kaiser Louis Napoleon persönlich nicht im mindesten, aber mit Achtung vor seiner Thätigkeit und Energie erfüllte mich auch jetzt wieder vieles, was ich hier sah, und wenn es mir als ächtem Engländer auch rein unmöglich ist, warme Zuneigung für diese quecksilberartigen, unzuverlässigen Franzosen zu fassen, so muß ich doch die wahrhaft militairischen Eigenschaften ihrer Truppen gebührend loben. Mit welcher unvergleichlichen Schnelligkeit, Gewandtheit und Umsicht geschah in Marseille und Toulon die Einschiffung der Soldaten nach Genua! Wir Engländer haben gewiß volle Ursache auf unsere Flotte stolz zu sein. Wenn der Orkan auf dem Meer daherstürmt, und alle Elemente in wildem Aufruhr begriffen sind, wird die Mannschaft eines englischen Kriegsschiffes an kalter Besonnenheit, strenger Disciplin und

todesmuthiger Aufopferung, so lange nur noch eine Planke zusammenhält, gewiß den Vorrang vor der eines französischen Fahrzeuges behaupten; aber jetzt bei dem Transportdienst entfaltete die Marine wie das Landheer Frankreichs eine Gewandtheit und Schnelligkeit, wie ich solche bei uns in England leider niemals sah. Schon bei dem Feldzug in der Krim konnte man diesen Vorzug bemerken, und die Franzosen scheinen seitdem noch mehr Geschicklichkeit erlangt zu haben; als gelte es nur eine kleine Lustfahrt von wenigen Stunden, so schnell ist die Einschiffung eines französischen Bataillons geschehen. Unter Lachen und Singen und Rufen: „es lebe der Krieg!“ hüpfen diese kleinen rothhosigen Knirpse, ihr volles Feldgepäck auf dem Rücken, in die Boote, die Matrosen helfen ihnen lachend und Cameradschaft dabei trinkend, statt daß bei uns jede Blaujacke eine mürrische Verdrossenheit gegen den Landsoldaten zeigt und bei jeder Gelegenheit diesen in Verlegenheit zu bringen sucht. Eben so schnell wird dann an Bord geklettert; das sehr geringfügige Gepäck, welches die Truppen mit sich führen, wird im Raum aufgestaut, und die Einschiffung ist fertig, so daß das Schiff ohne weiteres aus dem Hafen dampfen kann. Auffallend ist, wie sehr geringes Feldgepäck die Franzosen mit sich führen, und wie wenige Pferde die Staabsoffiziere der Infanterie besitzen dürfen, wie denn überhaupt die ganze Ausrüstung ungemein leicht und einfach, dabei aber doch wirklich kriegstüchtig ist.

Manche Truppen, die aus Afrika kamen, haben nur ihre Arbeitsjacken, sehr gute starke Epauletten, sonst aber weiter keine Uniformsröcke und Tschakos bei sich. Die Waffen sind durchweg gut, doch gefallen mir die Flinten der österreichischen Infanterie besser, und ich glaube, daß sie weiter und sicherer schießen. Als Artillerie-Offizier interessirten mich besonders die neuen gezogonen Geschütze ungemein, von denen ich mehrere Batterieen sah. Was Zierlichkeit der Arbeit, Trefflichkeit des Materials und ungemeine Leichtigkeit anbelangt, sind diese neuen Kanonen unbedingt sehr zu loben. Vier Pferde ziehen ein derartiges Geschütz leicht in den schnellsten Gangarten, und besonders bei schlechten Wegen oder steilen Höhen, wo andere schwere Kanonen nur mit äußerster Mühe und großer Langsamkeit fortzuschleppen sind, werden sie die besten Dienste leisten. Weite Schußfähigkeit besitzen

diese Kanonen ebenfalls, und bei sicherem Zielen kann man auch gut damit treffen. Ob aber diese gezogenen Läufe auf die Länge aushalten werden, die Züge nicht durch den Pulverschleim bald verschleimen, und die zierliche Arbeit auch recht dauerhaft bleibt — alles dieß sind Eigenschaften, welche sich erst durch eine längere Erfahrung im Kriege selbst herausstellen können. Die Ansichten der französischen Artillerie-Offiziere sind — wie dies bei jeder Neuerung in jedem Heere stets der Fall sein wird — über diese Geschütze sehr verschieden, und die meisten sprechen sich ziemlich vorsichtig darüber aus. Ueberhaupt scheint es mir, als ob die meisten französischen Offiziere jetzt ungleich vorsichtiger in ihren militairischen und politischen Gesprächen seien, als dies noch vor Sebastopol der Fall war — eine Eigenschaft, die ich als Soldat nur loben muß.

Die Mannschaft ist nach wie vor, sobald sie sich nicht im eigentlichen Dienst befindet, wo sogleich die strengste Disciplin eintritt, äußerst ungebunden mit ihren Zungen, und von einer so sorglosen und leichtsinnigen Redseligkeit wie sie nur eben französische und keine andern Soldaten der Welt besitzen. Das lacht und jubelt und singt und witzelt oder räsonnirt, brummt und flucht den ganzen Tag hindurch, und die Zungen sind keinen Augenblick still.

Wie in Grenoble, so fand ich auch jetzt in Marseille und Toulon die Stimmung der Soldaten sehr verschieden. Die wieder einberufenen Beurlaubten sprachen sich laut über den Krieg aus, schimpften ohne weiteres auf den Kaiser, und wünschten alle zehntausend Teufel auf die Köpfe der Italiener herab, um derentwillen sie ihre Familien hätten verlassen und abermals in den Krieg ziehen müssen. Besonders bei einigen Batterien, die viele Artilleristen, größtentheils Eisenhüttengießer und Hammerschmiede, Arbeiter aus den großen Maschinenfabriken, neuerdings eingezogen hatten, fand ich unter diesen Soldaten, die ihrer sehr lohnenden, friedlichen Beschäftigung wieder entrissen waren, eine sehr gereizte, fast wilde Stimmung, die sich ohne Scheu auch öffentlich aussprach.

Ein recht altgedienter Artillerie-Capitain, der jetzt schon 25 Jahre seine Batterie commandirt, dem ich meine Verwunderung über diese wildgereizte

Stimmung so vieler seiner Artilleristen aussprach, lachte aber nur darüber, und meinte, „Was die Leute jetzt räsonniren, das kümmert mich den Teufel, und wenn sie über den Kaiser schimpfen, so geht dies mich nichts an; paßt aber einer von ihnen bei der Bedienung seines Geschützes auch nur eine Secunde nicht auf, so wird er von mir mit der größtmöglichen Strenge sogleich gestraft; dies wissen sie alle. Habe ich die Burschen nur vor dem Feind, so lassen sie ihren jetzigen Ingrimm gegen diesen aus, und, ventre saint gris! noch anders als vor Sebastopol soll meine Batterie so recht in das Feuer hinein." So denken und handeln aber viele französische Offiziere. Im Gegensatz zu dieser Kriegsunlust vieler einberufenen Soldaten zeigen alle Offiziere, dann besonders auch die Unteroffiziere und die im Dienst befindlichen „Algierer", die größte Kriegslust. Besonders die Zuaven sind halb toll vor Jubel und machen in ihrer Ausgelassenheit oft die unbändigsten Streiche. Eine Gesellschaft wilderer, tollköpfigerer Bursche, die zu jedem nur irgend möglichen Unfug bereitwilliger wären, als einige Zuavencompagnien, welche aus Algier kamen, in sich vereinten, sah ich noch nie beisammen. Es bedarf besonders energischer Offiziere, die sich keinen Augenblick bedenken, zu den gewaltsamsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen wenn die Disciplin leiden will, und der ganzen Strenge des von Napoleon I. mit Blut geschriebenen französischen Militairstrafbuchs, um solche Banden nur einigermaßen in Ordnung zu halten. Sehr viele altgediente Leute mit der Krim-Medaille, häufig auch mit der Ehrenlegion auf der Brust, sah ich bei diesen Zuaven, die ihrer Gewohnheit nach auch wieder Katzen, kleine Affen, gezähmte Mäuse, Schlangen und Chamäleons auf dem Tornister oder in der Busentasche ihrer Jacke bei sich führten. Besitzen diese Zuaven bei aller Zügellosigkeit doch in der Regel eine gewisse Gutmüthigkeit und ein chevalereskes Wesen, wie solches der gediente französische Soldat so häufig zeigt, so findet man unter den eingeborenen afrikanischen Tirailleurs (Turkos jetzt genannt) nur zu viele Räuber und Mörder.

Ich halte es für ganz unverantwortlich vom Kaiser Napoleon, daß er diese wilde Bande jetzt schon in einem europäischen Krieg verwendet, da er in dem weiten großen Frankreich doch noch andere reguläre Feldtruppen in ge-

nügender Menge besitzt, so daß er nicht zu einem so verzweifelten Mittel seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Vor Sebastopol zeichneten sich die eingebornen afrikanischen Tirailleurs zwar durch grimmigen Muth, aber auch durch Mord und Raublust sehr aus, schnitten den Gefangenen die Köpfe ab, begingen Raubanfälle und Plünderungen in Menge, so daß Marschall Pelissier — der es überhaupt nicht liebte zu spaßen — Dutzende von ihnen erschießen ließ. Die Elitecorps der französischen Truppen, besonders die Artillerie und und die Genietruppen — diese Musterbilder aller soldatischen Eigenschaften, litten gar nicht, daß diese Tirailleurs nur in die Nähe ihres Bivouac kommen durften, und behandelten sie mit dem äußersten Stolz.

Macht Algerien daher mit diesen afrikanischen Tirailleurs der französischen Armee auch ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werth, so liefert es dafür desto bessere Cavallerie. Die Chasseurs d'Afrique, welche unserer Reiterei bei Balaklawa schon so großen Beistand leisteten, halte ich für die weitaus beste Cavallerie, welche die gesammte französische Armee besitzt, und das herrliche Chasseur-Regiment der Garde (früher das so ausgezeichnete vierte Regiment der Chasseurs d'Afrique) ist, was Roß und Reiter anbelangt, eine wahre Mustertruppe, wie sich solche kein Heer der Welt besser wünschen kann. Auch sonst kommen jetzt viele kleine maurische Pferde für die leichte Cavallerie aus Afrika, und die französischen Offiziere sollen ganz Marokko und Tunis durchstreifen, um Rosse aufzukaufen. Dazu kommen Maulesel aus Spanien, Cürassierpferde aus Flandern und Brabant, Artilleriepferde aus Dänemark, Paradepferde für Offiziere aus England und Mecklenburg — kurz Louis Napoleon läßt es weder an Geld noch an Mühe fehlen, um seine Armee auf die bestmögliche Weise zu remontiren. Woher bekommt dieser ungewöhnliche Mensch aber all das Geld, um fort und fort alle diese ungeheuren Ausgaben zu bestreiten? Hat er wirklich das Geheimniß entdeckt Feldsteine in Gold zu verwandeln? oder ist Frankreich denn in der That so reich, wie manche Franzosen mit gewohnter Ruhmrederei prahlen? Wären die Franzosen nur nicht häufig so unverantwortlich leichtsinnige Pferdewärter, so könnte gegenwärtig die französische Artillerie und Cavallerie mit die bestremontirte in ganz Europa sein, so aber hapert es nur zu oft, und man sieht

jetzt schon manche gedrückte Pferde. Mich dauern diese edlen maurischen Hengste mit ihren schlanken Köpfen und klugen Augen, daß sie sich auf so rohe Weise behandeln lassen müssen.

Einen in rein militairischer Hinsicht sehr stattlichen Anblick gewährten die Garde-Grenadiere. Die Uniform derselben, ganz nach dem Schnitt der alten Garde Napoleons I., ist zwar lange nicht so zweckmäßig für den Felddienst wie die leichte Kleidung der Linieninfanterie, sieht aber sonst ungemein martialisch aus. Die Soldaten sind fast durchgehends langgediente Männer von dem besten kriegerischen Anstand, häufig mit Medaillen und Orden auf der Brust. Es liegt viel Herausforderndes, aber auch wieder dabei eine große Tüchtigkeit in dem ganzen Auftreten dieser Garde, und richtig benützt, wird sie gewiß schon gehörige Wirkung haben. Ist aber ihr jetziger Gebieter Louis Napoleon auch ein Feldherr gleich seinem Oheim Napoleon I.? Wer kann es wissen? Bis jetzt darf man noch einen sehr begründeten Zweifel dagegen aussprechen. Den Kaiser, welchen ich kürzlich in der Nähe sah, fand ich sehr ernst und blaß aussehend, mit scharfen Falten auf der Stirn, dagegen hatten seine Züge einen ungemein energischen, ja, ich möchte fast sagen, trotzig kühnen Ausdruck. Bei seiner unläugbar bedeutenden geistigen Begabtheit weiß Louis Napoleon sehr wohl selbst, daß er jetzt den Riesenkampf um Sein oder Nichtsein begonnen hat. Vor 1848 habe ich wiederholt im Clubhaus zu London mit ihm mancher Flasche Sect den Hals gebrochen — wie hätte ich es ahnen können, diesen Mann, der damals oft keine 10 Guineen in baarem Vermögen besaß, jetzt als Kaiser eines so kriegstüchtigen und kriegsmuthigen Heeres wieder zu erblicken!

Freiherr Heinrich von Heß.

Der jetzige Feldherr der österreichischen Armee in Italien wurde im Jahre 1788 in Wien geboren und trat im Jahre 1805 in das kaiserliche Heer, wo er bald als Unterlieutenant dem Generalquartiermeisterstab zugetheilt wurde. Beim Stabe blieb er bis zum Jahre 1819, wo er als Major zum 33. Infanterieregiment versetzt wurde. Durch hervorragende militärische Fähigkeiten hatte er sich frühe schon bemerklich gemacht. Im Jahre 1809 wurde er Oberlieutenant, nach der Schlacht bei Wagram, Capitain-Lieutenant und 1813 Hauptmann. Er begleitete den General Grafen Bubna nach Dresden, als dieser im Mai vom Kaiser Franz an Napoleon gesandt wurde; machte im Stabe des Generals den Krieg von 1813 und 1814 mit und befand sich 1815 im großen Hauptquartier, wo er Gelegenheit hatte, die Operationspläne der großen Arme kennen und beurtheilen zu lernen.

Er kehrte mit vier Orden belohnt zurück, ward 1822 Oberstlieutenant, beschäftigte sich viel mit militärisch-geographischen Arbeiten und ward 1829 Oberst des zweiten Infanterie-Regiments. In dieser Stellung blieb er jedoch nur ein Jahr, denn schon 1830 wurde er zum Chef der Generalstabsabtheilung des mobilen Corps in Oberitalien ernannt. Hierdurch kam er zunächst an die Seite des kommandirenden Generals Grafen Radetzky, der ihm bald sein volles Vertrauen schenkte, da Heß in Entwürfen und Anschauungen ganz mit ihm übereinstimmte.

Die österreichische Armee war in vielen Einrichtungen hinter anderen Heeren zurückgeblieben, ihre Exercitien und noch mehr ihre Manövrirfähigkeit ließen Vieles zu wünschen übrig, sie war schwerfällig und unbehülflich. Diesen Mängeln maß man vornehmlich die Schuld der Niederlagen bei, welche die Oesterreicher, trotz ihrer Tapferkeit noch in den letzten Kriegen erlitten hatten. Heß entwarf nun unter Radetzky's Schutz und Beistand eine neue „Feldinstruction" und eine „Manövririnstruction", welche bei allen europäischen Heeren als vortrefflich anerkannt wurde und trotz aller Widersprüche, an denen es bei den Anhängern des Alten und Hergebrachten nicht fehlte, wurden die Verbesserungen endlich allgemein eingeführt und damit ohne Zweifel eine weit größere Beweglichkeit und Schnelle in den Ausführungen errungen; so weit dies bei einer Armee der Fall sein kann, in deren Natur und Wesen zu jeder Zeit mehr zähe Widerstandskraft, als feurige Angriffslust und Behendigkeit vorwalteten.

Im Jahre 1834 wurde Heß Generalmajor und Brigadier der Infanterie, in Mähren; 1839 ward er zur Leitung des Generalstabes des Corps berufen, 1842 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt; im Mai 1848 aber wurde er auf Radetzky's Wunsch wieder nach Italien geschickt, als General-Quartiermeister der Armee. In dieser Stellung machte er seinen Namen berühmt, und oft mit Recht hat man sein Verhältniß zu Radetzky mit dem Gneisenau's zu Blücher verglichen. Radetzky führte aus, was Heß entwarf, und während der greise Feldherr das ganze Vertrauen der Soldaten besaß, war Heß der Kopf, welcher seine Hand leitete.

Als er zur Armee kam, fand er diese geschlagen und entmuthigt hinter der Etsch, 35,000 Mann stark. Im Laufe des Mai trafen jedoch 20,000 Mann Reserven in Verona ein, und Heß machte seine erste Operation mit einem Flankenmarsch auf Mantua, um das belagerte Peschiera zu entsetzen. Dies gelang nicht, und nach den Kämpfen von Curtatone und Montanara mußten sich die Oesterreicher zurückziehen. Statt aber nach Verona zu rücken, führte Radetzky einen unerwarteten Schlag auf das neun Meilen entfernte Vicenza aus, wo 15,000 Mann päpstliche Truppen und Nationalgarden

unter Durando standen. Sie wurden zersprengt, Vicenza genommen; das venetianische Festlandgebiet war wieder in Oesterreichs Händen, ehe die Sardinier es erfuhren. Das Heer kehrte nach Verona zurück, verstärkte sich hier und ergriff dann, Mitte Juli, wieder die Offensive. Heß hatte den Plan gemacht, bei der ausgedehnten Stellung der Sardinier, deren Mitte zu durchbrechen und sie dann im Rücken und in den Flanken zugleich anzugreifen. Der Erfolg rechtfertigte diesen Plan vollkommen. Nach den dreitägigen Kämpfen von Custozza war die sardinische Armee zersprengt und derartig energisch und unablässig verfolgt, daß sie die ganze Lombardei aufgeben und unter den größten Verlusten bis über den Tessin fliehen mußte. Der ganze Feldzug dauerte nur 17 Tage. Am 9. August schloß Karl Albert einen Waffenstillstand, der ohne Zweifel gern angenommen wurde, um Zeit und Kraft zu gewinnen, das wieder erorberte Land zu behaupten.

Karl Albert ließ den Oesterreichern Zeit dazu bis zum 16. März 1849, dann kündigte er ihn und fügte zu seinem ersten Fehler den zweiten. Radetzky war längst auf diesen Schritt vorbereitet. Heß hatte den Angriffsplan fertig. Die gesammte österreichische Armee war in der Stille bei Pavia concentrirt. Sie drang über Mortara auf Novara los, gerade in die Flanke der Piemontesen, welche im Begriff waren, den Tessin zu überschreiten und in die Lombardei einzufallen. Jetzt mußten sie rechtsum machen, hatten hinter sich das Gebirge und wurden von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten, sobald eine Niederlage stattfand. Diese blieb nicht aus.

Das sardinische Heer wurde durchbrochen, der rechte Flügel völlig abgetrennt, Turin war rettungslos dem Sieger preisgegeben, Sardiniens Widerstandskraft überhaupt gebrochen. Da rettete Karl Albert sein Land dadurch, daß er seine Krone vom Haupte nahm. Auf dem Schlachtfelde dankte er ab, in's Herz getroffen von seinem Mißgeschick. Sein Sohn und Nachfolger, Victor Emanuel, schloß schon drei Tage nach der Schlacht den Frieden ab, nachdem der Krieg überhaupt nur 5 Tage gedauert hatte.

Heß wurde von dieser Zeit an als der erste strategische General Oesterreichs betrachtet und Radetzky selbst gab ihm öffentlich vor dem Kaiser das

Zeugniß: „Dem Feldmarschall-Lieutenant von Heß bezeuge ich hiermit von ganzem Herzen, daß ihm der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen gebührt, den die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben."

Der gefeierte General wurde, September 1849, zum Chef des Generalstabes der gesammten Armee ernannt; bald darauf auch zum Feldzeugmeister. Als 1850 die Verwickelungen mit Preußen eintraten, ein Heer in Böhmen und Mähren sich sammelte, und in Preußen die Landesrüstung stattfand, machte Heß die Dispositionen zum Feldzuge in Schlesien und Sachsen, um Polen zu erobern, was durch die berüchtigte Reise des Ministers von Manteuffel nach Olmütz und durch die Erklärungen des russischen Kaisers Nicolaus hintertrieben wurde. — Auch im Jahre 1855, zur Zeit des Krieges im Orient, wurde Heß an die Spitze der gegen Rußland gesammelten österreichischen Macht berufen, um deren Aufstellung zu leiten. Er machte den Plan für die Aktion der beiden Armeen, von denen die eine von Galizien aus Polen bedrohte, die andere in Siebenbürgen und der Bekarma die Donaufürstenthümer beobachtete, welche endlich auch von ihr besetzt wurden, ohne daß Oesterreich Theil am Kriege nahm, ein politischer Fehler, welcher die jetzigen Ereignisse in Italien wesentlich herbeiführen half. — Um Preußen für Oesterreich zu stimmen und ein preußisches Schutz- und Trutzbündniß, wenigstens aber die Garantie für den Besitz in Italien zu erlangen, wurde Heß nach Berlin gesandt, wo dieß Ziel durch das Bündniß vom 20. April 1854 wirklich erreicht wurde. Seit 1849 war Heß in den Freiherrnstand erhoben worden und hatte 1841 sich mit einer Freiin von Diller vermählt.

Als zu Anfang des Jahres 1859 der neue Krieg in Italien zu drohen begann, schien es nicht zweifelhaft, daß der Feldzeugmeister von Heß und kein anderer österreichischer Feldherr sein müsse, da in der Armee sowohl wie überall dieser General als der vor allen Berufene genannt wurde. Allein in Wien dachte die Hofpartei anders. Heß war Protestant, und der allgewaltige General-Adjutant Graf Grünne mochte ihn so wenig begünstigen, wie der Cardinal Rauscher und der Minister Bach. Statt Heß wurde Graf Gyulai, des Grafen Grünne's Schwager, gewählt, ein General, der noch niemals eine Schlacht geschlagen hatte und von dem man nur wußte, daß er ein

reicher Cavalier und strenger Soldat sei, vor dem den Italienern die Haare zu Berge standen. — Heß blieb in Wien, und erst als der Kaiser sich nach Verona begab, begleitete er ihn und wurde nach dem Gefechte von Montebello in das Hauptquartier Garlasco gesandt, um mit eigenen Augen zu sehen und dem Kaiser Bericht zu erstatten. Dieser fiel wahrscheinlich nicht günstig aus, denn schon damals verlautete, daß Graf Gyulai die Rathschläge und Entwürfe seines Generalstabchefs, des als ungemein talentvoll gerühmten Obersten Kuhn und anderer Offiziere seines Stabes, nicht beobachtete, sondern weit mehr seinem eigenen Ermessen folgte. Die unglücklichen Gefechte bei Palestro, am 30. und 31. Mai, und das verlorene Treffen bei Magenta, am 4. Juni, ließen endlich nicht mehr die geringe Begabung des Oberfeldherrn verkennen. Feldzeugmeister Heß befand sich in Verona, als die Nachricht von der Schlacht bei Magenta eintraf; ob es sein Rath gewesen sein mag, die Lombardei sammt allen Festungen, auch Piacenza und die Vesten im Kirchenstaate aufzugeben, und die gesammte Macht Oesterreichs hinter dem Mincio zu concentriren, läßt sich vermuthen, da Heß von Anfang an sich dafür erklärte, den Krieg nicht am Tessin, sondern am Mincio zu beginnen.

Nachdem die österreichische Armee bis zum 16. Juni den Mincio erreicht, und Graf Gyulai das Oberkommando niedergelegt hatte, übernahm dieß der Kaiser selbst; Heß trat somit abermals nicht an die Spitze des Heeres, sondern blieb als Rathgeber in der Nähe des Kaisers. Welchen Antheil er in dieser Stellung an dem Vormarsch der Armee auf das rechte Mincioufer und an der Schlacht bei Solferino am 24. Juni gehabt, läßt sich für jetzt nicht feststellen; bezweifelt wird es jedoch, daß ein so erfahrener Feldherr die Armee einem erschöpfenden Nachtmarsch unterworfen hätte, um am nächsten Morgeu einen Kampf mit einem starken und schnellen Feinde zu beginnen, von dem sich voraus sagen ließ, daß es ein langer und blutiger Tag sein würde, zu welchem frische und kräftige Soldaten dringend nothwendig waren.

Die Meinungen darüber bestärkten sich, da der Kaiser zwei Tage nach der verlorenen Schlacht das Oberkommando niederlegte und hierauf der Feld-

zeugmeister dasselbe übernommen hat. Ob es ihm jetzt noch gelingen kann, mit der zerrütteten Armee das strategische Viereck zu behaupten und an der Etsch gut zu machen, was am Tessin und am Mincio verloren ging, müssen die ferneren Ereignisse beweisen. Vergessen darf man nicht, daß der Freiherr von Heß sein zweiundsiebenzigstes Jahr angetreten hat.

Giacomo Antonelli.

Wenn von Italiens Elend, den Leiden des Volks, seiner Unterdrückung, Aussaugung und Entsittlichung die Rede ist, wird unter denen, welche es dahin brachten, der Name des Kardinals Antonelli unter den ersten genannt, und da kein Staat in Italien schlechter verwaltet, nirgend das Volk wohl so verwahrlost wird, als im Staate des Oberhauptes der katholischen Christenheit, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Römer mehr noch, als alle anderen italienischen Stämme, nach Hülfe und Erlösung von dem unerträglichen Joche rufen. In Neapel suchte der re bombardore trotz seinen Kerkern und Martern gegen jeden liberalgesinnten Mann, doch den Handel und die Gewerbe zu beleben und er ordnete die Finanzen des Landes in dem Bewußtsein, daß sein grausamer Absolutismus dadurch ein versöhnliches Gepräge sowohl, wie eine stärkere Widerstandskraft erhielt. In Oberitalien thaten die Oesterreicher Aehnliches, indem sie Handel, Gewerbe und Landbau unterstützten, um durch Sorgfalt für die materiellen Interessen, dem arbeitenden Volke den politischen Druck der Fremdherrschaft zu versüßen; im Kirchenstaate aber häuften sich alle Leiden zusammen: die schonungsloseste Vernachlässigung aller Arbeit und Gewerbsamkeit, die geistige und moralische Verwilderung, die Aufhebung und Nichtachtung aller Rechte und Rechtszustände, die Ausübung jedweder Willkür und die Besetzung des Landes durch Oesterreicher und Franzosen. Ohne diese und ihre Bajonnete würde die päpstliche Re-

gierung nicht eine Woche vor der Volkserbitterung bestehen können, mit ihrer Hülfe hat diese schreckliche Wirthschaft gewährt bis auf diese Stunde.

Wenn irgend wo in Italien, hat das römische Volk somit ein Recht, seine bittersten Klagen wider so traurige Zustände zu erheben; hier zuerst müßte der Retter der Civilisation Abhülfe verschafft haben, nichts kennzeichnet dessen Politik so sehr, als sein Benehmen gegen die Unterthanen des Papstes, welche, um das Papstthum nicht zu beleidigen, jedweder Gewalt und dem Staatssecretair Seiner Heiligkeit überlassen bleiben, auf welchem sich aller Haß des bedrückten Volkes sammelt.

Das Leben und Treiben dieses Staatsministers zeigt, wie viel ein Volk zu leiden und zu ertragen hat, auch unter einem gutmüthigen, aber schwachen Fürsten, der sich zum Rathgeber und Günstling einen schlauen, thatkräftigen, aber rücksichtslosen und verderblichen Leidenschaften ergebenen Mann gewählt, aus dessen Herrschaft er sich bei eigener Rathlosigkeit nicht zu befreien vermag.

Giacomo Antonelli ist am 2. April 1806 in Sonnio bei Terracina geboren, einem Räuberneste, das zu allen Zeiten den Ruf genoß, daß es der Hauptsitz der Halsabschneider im Kirchenstaate sei. — Auf einem hohen Felskegel gelegen, der aus engem Gebirgsthale emporsteigt und nur einen ersteigbaren Zugang hat, war Sonnio ein öder, armer Platz, dem sich kein ehrlicher Mensch ohne Noth näherte. Die Franzosen machten kurzen Prozeß mit dem Raubgesindel in dem eroberten Neste, auch unter Leo's XII. energischer Regierung fehlte es nicht an Hinrichtungen, und immer hält hier ein Gensd'armencommando Wache, ohne daß das Räubernest ganz auszurotten gewesen ist.

Giacomo Antonelli stammt aus einer alten Familie der Stadt, der obwohl sie unter ihren Ahnen einige Lehrer und Richter aufzuweisen hat, es auch an Straßenräubern nicht fehlt. Einer der Oheime des Kardinals wurde wegen seiner Heldenthaten auf der Landstraße erschossen; sein eigener Vater war jedoch klüger, er verwaltete das Amt eines Steuerempfängers und trieb einen kleinen Handel. Sein Sohn Giacomo muß von früh an Anlagen zum Lernen gezeigt und die Hoffnungen der Familie erregt haben,

daß aus ihm ein Priester werden könne, was immer ein viel gewünschtes Ziel für die Leiden des Mittelstandes ist. Als Giacomo 18 Jahr alt war, brachte ihn sein Vater nach Rom in das große Seminar, dort erhielt er die Weihen und zeichnete sich durch Fähigkeiten, Eifer für die Kirche und Schlauheit derartig aus, daß seine Vorgesetzten bald aufmerksam auf ihn wurden und ihn Papst Gregor XVI. empfahlen, der ihn in seine Umgebung zog. Der bigotte Pabst erblickte in dem jungen Priester ein Werkzeug für seine Pläne, den Stuhl Petri wieder über alle Welt zu erhöhen und Antonelli, einschmeichelnd, geschickt und thatkräftig, hat es sicher gut verstanden, sich besonders brauchbar zu beweisen, denn er wurde rasch befördert. Er wurde Prälat, Präfekt, Mitglied des obersten Gerichtshofes, Delegat in Orieto, Viterbo und Mancerata, 1841 Unterstaatssecretair des Innern, 1844 zweiter Schatzmeister, im Jahre darauf Oberschatzmeister (Finanzminister), endlich am 12. Juni 1847 Kardinal, wozu ihn Pius IX. bald nach seiner Thronbesteigung erhob.

Dem fanatischen, starrköpfigen Gregor war Antonelli ein gewandter, ergebener Diener gewesen, den neuen schwach-gutmüthigen Pabst Pius beherrschte er bald derartig, daß nichts ohne seinen Willen geschah. Damals schwärmten die Römer für Reformen, und der neue Pabst schien den liberalen Forderungen günstig, er wurde dafür enthusiastisch verehrt. Die Römer hofften auf einen Messias und glaubten ihn gefunden. Der Papst errichtete einen Ministerrath, Kardinal Antonelli wurde Vorsitzender desselben, hierauf folgte im November die Consulta, welche Vorschläge zu durchgreifenden Reformen machen sollte, und Kardinal Antonelli stand wiederum an deren Spitze. Er wurde als der erste Mann des Fortschritts betrachtet, als die Seele der Bewegung, welche vom Vatican ausging, und seine Popularität erreichte einen hohen Grad, als er Mitglied der Verfassungskommission wurde, aus welcher das berühmte Statut vom 14. März 1848 hervorging.

Der Liebling Gregor's XVI., der die Welt wieder zu Roms Füßen bringen wollte, schien ein feuriger Liberaler geworden, von dem Gedanken erfüllt, daß die Freiheit der Völker von Rom über die Welt strahlen müsse; der absoluten Willkür blieb jeder Weg geöffnet und die Folgen davon waren,

Verarmung und Elend, überhand nehmender Straßenraub, Mordthaten und Sittenlosigkeit, Unruhen, Erdolchungen aus politischem Haß, allgemeine Aufregung und Unzufriedenheit und fortgesetzte vermehrte Gewalt, fortgesetzte Nothwendigkeit, die fremden Soldaten im Lande zu behalten, um diese elende Regierung in ihrer vollen Schlechtigkeit zu beschützen.

Es hat nicht an Vorstellungen bei dem Papste gefehlt, selbst das heilige Concilium hat zuweilen die Maßregeln seines Präsidenten, des Staatssecretairs, nicht genehmigen wollen, hat sich aber dennoch immer gefügt, denn Antonelli konnte allen schwächlichen Widerspruch verachten. Eben so wenig fruchteten die Vorstellungen fremder Mächte, Frankreichs, Sardiniens und Englands, im April 1855, welche die Entlassung des Kardinals begehrten, als nothwendiges Erforderniß, um Ruhe und Ordnung im Kirchenstaate herzustellen. Der Papst weigerte sich, seinen vertrauten Liebling zu entfernen und protestirte gegen jede Beeinträchtigung seiner Souverainetät.

Auch ein Mordanfall auf den Kardinal, am 12. Juni 1855, änderte nichts. Er kam mit einer leichten Wunde davon und suchte sich nur noch mehr mit strenger Wachsamkeit gegen ähnliche Verbrechen zu schützen. — In den letzten Jahren ging das Streben des Kardinals dahin, die Franzosen möglichst bald los zu werden, da deren übermüthiges Benehmen auch das Volk aufbrachte, während der Papst diesen Wächtern seiner Sicherheit eben so wenig traute. Es wurden daher die eigenen Truppen vermehrt, namentlich die sogenannten Schweizerregimenter, welche zum Theil auch aus Deutschen bestehen. Mit Oesterreich bestand dagegen fortgesetzt das beste Einvernehmen, während Sardinien für alle italienischen Fürsten, besonders aber für den Papst und den Kardinal der Pfeil im Fleische blieb. Denn in Sardinien setzten der König und die Verfassung der römischen Kirchenmacht feste Schranken entgegen und die Feindschaft gegen Rom und die römischen Anmaßungen steigerten sich weiter, je mehr Sardinien auch mit Oesterreich zerfiel. Auf der Conferenz in Paris erklärte Graf Cavour die Regierung des Kirchenstaates als die Hauptursache für die fortdauernden, revolutionairen Zustände Italiens, welche erst enden könnten, wenn dort Abhülfe geschafft werde.

Graf Cavour wurde damals durch Oesterreichs Einspruch mit Hülfe der anderen Großmächte zum Schweigen gebracht, geändert wurde nichts, und der Anbruch dieses Jahres fand Alles noch eben so wie es gewesen. Als Louis Napoleon bei den Verhandlungen sich erbot sofort seine Truppen aus Rom abzurufen, wenn Oesterreich die Legationen räumen wolle, Oesterreich dagegen nur darauf einzugehen erklärte, wenn der Papst dies wünsche, auf dessen Verlangen die Oesterreicher gekommen seien, überraschte der Staatssekretär die Welt mit dem Antrage die beiderseitigen Truppen aus dem Kirchenstaate zu entfernen, da der Papst stark genug sei, seinen Thron selbst zu schützen. Es war jedoch keinem von allen Contrahenten Ernst damit, somit geschah nichts, bis der Krieg ausbrach, dessen Erfolge eine ungeheure Aufregung bei den Römern hevorbrachte. Allein noch immer hatte Louis Napoleon dieselben Gründe den Papst zu schonen und vor aller Welt zu betheuern, daß er ihn und seinen Thron schützen werde. Während die Fürsten von Modena, Parma und Toscana verjagt wurden; die Mailänder ohne weiteres, im Namen aller Lombarden, den König Victor Emanuel zu ihrem Könige erklärten und ihren kaiserlichen Landesherrn absetzten, der König von Sardinien aber ohne Bedenken seine Dictatur über alle diese Länder ausdehnte, wurde im Kirchenstaate von General Goyon und seinen Franzosen, jede Auflehnung gegen den heiligen Vater verboten und bedroht, und als Bologna und einige andere Städte der Romagna, nach Abzug der Oesterreicher, dennoch ein Pronunciamento machten, den König von Sardinien als Dictator und Herrn ausriefen und eine Deputation an den Kaiser und den König nach Mailand schickten, wurde diese abgewiesen und zur Pflicht gegen den rechtmäßigen Fürsten aufgefordert.

Im verstärkten Maße zeigte sich diese Politik voll greller Widersprüche, als mit Zustimmung des General Goyon eines der Schweizerregimenter gegen Perugia auszog und dort die Autorität des Papstes in blutiger Weise herstellte. Bei alledem aber dürfte der Tag doch nicht fern sein, wo Antonelli's Herrschaft nicht länger aufrecht erhalten werden kann, sollte sich dies auch noch mit Hülfe der Bajonette, bis zu den Friedensverhandlungen hinziehen. Niemand kann glauben, daß der Kirchenstaat weiter bestehen kann,

wie er ist. Der Papst, als weltlicher Souverain, kann sich keine allzugroße Hoffnungen auf das Fortbestehen seiner Macht machen, und jedesfalls wird beim ersten Wanken der bisherigen Stützen, der Staatssecretär nichts besseres thun können, als sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, wie er dies mit seinen Schätzen schon gethan haben soll.

Antonelli ist, wie ihn Augenzeugen schildern, trotz seiner 53 Jahre noch jugendlich kräftig und schlank, hoch von Gestalt und sein Gesicht mit Adlernase, breiter Stirn und blitzenden, feurigen Augen voll geistiger Kraft und Kühnheit. Die schwere breite Kinlade mit langen Zähnen und die dicken Lippen drücken dagegen starke, sinnliche Leidenschaften aus. In seinen Zügen lagert sich eben so viele Gewandtheit und Geschmeidigkeit, wie List und Hochmuth, und seine stattliche Schönheit und stolzes Wesen können eben so wohl Bewunderung wie Furcht erregen. Wenn er am Altare dem Papst assistirt, nimmt er sich eben so prächtig aus, wie wenn er Audienzen ertheilt und die fremden Gesandten mit der überlegenen Würde eines römischen Cardinals empfängt. Den Papst verläßt er niemals. Er wohnt im Vatikan über dessen Zimmer, um stets bei der Hand zu sein. Die Römer thun daher gern die spöttisch witzige Frage: Wer ist der höhere, der Papst oder Antonelli? es kam jedoch bald genug zu Tage, was Schein, was Wahrheit war. Sobald die gegebene Constitution ausgeführt werden sollte, das Volk seine Rechte zu entwickeln begann, Italien sich erhob, um seine Freiheit zu erringen, begann er die Contrerevolution und wirkte auf den, von seinen Illusionen zu ängstlichen Befürchtungen gebrachten Papst, sich den Bestimmungen der Verfassung zu widersetzen, sie zu verletzen. Eine Zeit lang trieb er ein doppelzüngiges Spiel, indem er scheinbar die Sache des Volks und des verfassungsmäßigen Rechtes unterstützte, auch den General Durando mit 17,000 Mann in die Lombardei sandte, zur Hülfe Karl Alberts und der Lombarden, hinterher jedoch läugnete er dies ab und schob alles auf den revolutionären General und die fanatischen Leiter der Umsturzpartei.

Mit kluger Berechnung legte er jedoch bald sein Amt als Ministerpräsident nieder und empfahl dafür den unglücklichen Grafen Pellegrino Rossi, der sich der Revolution entgegen warf und ermordet wurde, während An-

tonelli jetzt ungestört den schwachen Papst weiter bearbeitete und mit Furcht und Entsetzen vor seinem eigenen Werke erfüllte. Er beredete Pius IX. auch zur Flucht nach Gaëta, beredete ihn alle Verständigung mit den Römern abzuschlagen, den Briefwechsel mit Karl Albert abzubrechen, Oesterreich um Hülfe anzurufen und gegen die neue Regierung in Rom zu protestiren. Am 18. Februar 1849 richtete Antonelli im Auftrage des Papstes ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs, Oesterreichs, Spaniens und Neapels, der vier katholischen Höfe, worin die gesammte Christenheit aufgefordert wurde das Oberhaupt der heiligen Kirche Gottes wieder auf den Stuhl Petri zu setzen. Zu gleicher Zeit betheuerte er das gegebene Statut getreulich halten zu wollen, und als die französische Hülfsarmee am 9. April in Civitavecchia eilig landete und auf Rom marschirte, um den in der Romagna heranrückenden Oesterreichern zuvorzukommen, wurde Antonelli zum Präsidenten der außerordentlichen Commission ernannt, welche die Verfassung revidiren sollte.

Von allen Verheißungen und Zusicherungen wurde jedoch nichts gehalten, denn sobald Rom erobert und der Papst endlich, am 12. April 1850, dahin zurückgekehrt war, ließ sich nicht länger bezweifeln, daß vollständige Herstellung des alten Absolutismus, wie er unter Gregor XVI. gewesen, Zweck und Ziel des Cardinals sei. Um dies kräftiger auszuführen und seine Ergebenheit zu belohnen, ernannte ihn sein Gönner zum Minister-Staatssekretär. Alle alten Mißbräuche wurden nun hergestellt, alles was die Revolution Gutes und Neues geschaffen hatte, zerstört; alle Männer, die ihre Gesinnung bemerklich machten und nicht bei Zeiten sich retteten, wurden verfolgt, in Kerker geworfen, ihres Vermögens beraubt, hingerichtet. Die Franzosen mußten diesem Verfahren freien Lauf lassen, denn Louis Napoleon mochte sich den Papst nicht zum Feinde machen. Sein eigenes böses Gewissen sagte ihm deutlich genug, daß er den Klerus nöthig habe, um den Staatsstreich und seinen Eid- und Treubruch, das vergossene Blut und die zertretene Freiheit vor den Franzosen zu beschönigen, auch hoffte er, daß der dankbare Papst selbst nach Frankreich kommen und ihn krönen solle. So hatte Antonelli freie Hand vor den Franzosen und wackere Gehülfen an den Oesterreichern in Bologna und Ancona.

Diese sahen dort nicht zu, wie die Franzosen in Rom, sondern bändigten die zu Verschwörungen und Empörungen geneigten Bewohner der Romagna, wobei es an harten Handlungen, Standgerichten, Begnadigungen zu Pulver und Blei oder zu den sumpfigen unterirdischen Kerkern von Paliano nicht fehlte. — Manche Männer und Jünglinge edler Geschlechter haben ihre Erbitterung gegen die gewaltsam aufzwungenen Zustände in solcher Weise gebüßt, aber der Cardinal-Staatssekretär traf nicht nur seine politischen Gegner, die gesammte Staatsverwaltung gerieth in trostlose Verhältnisse. Das Auspressungssystem, immer schon groß genug, verdoppelte sich durch neue Steuern und Lasten, es kam überall nur darauf an, Geld zu bekommen, durch welche Mittel es sein mochte, und nirgend eine Vorsorge, um den Besteuerten zu helfen, nirgend eine ordnende Hand, nirgend ein Gesetz oder eine Maßregel, welche den Glauben an Gerechtigkeit oder Besserung belebt hätte! Die Aemter und Stellen wurden von den Anhängern und Werkzeugen des Cardinals — und deren Anhänger und Werkzeuge eingenommen oder verkauft, die Einnahmen verpachtet, Betrug und Bestechlichkeit, die schreiendsten Mißbräuche und Willkürlichkeiten konnten nicht ausbleiben. Jeder, der Gelegenheit hatte, suchte für sich zu erobern, was er vermochte, für seine Verwandten und Freunde zu sorgen, wie es anging, und gegen das Elend des Volks stachen die goldenen Karossen der Cardinäle und Prälaten, die Schaaren der wohlgenährten, wohl versorgten Priester, die Verschwendungen der Mächtigen und Gewaltigen, die gierige Habsucht derer, welche sich zu bereichern trachteten, um so greller ab.

Antonelli ging auch hierbei mit seinem Beispiele voran. Er häufte ein so großes Vermögen auf, daß man ihn für einen der reichsten Männer in dem ärmsten Staate Europa's hält. Aus welchen Mitteln diese Schätze zusammenflossen, wird mit den schwärzesten Farben geschildert, dabei vergaß er auch nicht seine Brüder und seine Verwandten. Die Familie wurde in den Grafenstand erhoben und zu Aemtern, Gütern und einträglichen Stellen befördert. Aus einem der ärmlichen, unwissenden Bergbewohner der Abruzzen ist sogar ein Diplomat gemacht worden; ein anderer Bruder des Cardinals

ist Conservator von Rom, ein dritter Leihhausdirektor, ein Vetter, der Graf Dandini, Chef der Polizei.

Der mächtige Staatssekretär leitete die gesammte Staatsmaschine sowohl, wie er die rastlose Thätigkeit des römischen Ultramontanismus leitete. Die Ausbreitung der Jesuiten, die Bestrebungen in Deutschland zur Unterjochung der Geister, das Concordat in Oesterreich, die zahllosen Intriguen und Versuche auch in anderen Staaten, Fürsten und Völker zu bekehren und unter die Priesterhoheit zu bringen, die alte Macht über die Menschheit zu erlangen, alles steht mit der gewaltigen Wirksamkeit dieses Mannes in Verbindung, in dessen Händen der Papst biegsames Wachs ist.

Es kann nicht fehlen, daß den Cardinal dafür der glühendste Haß trifft, da jedermann weiß, daß Alles von ihm ausgeht und abhängt. In den zwei Jahren von 1850 bis 1852 wurden alle Reformen der Staatsverwaltung aufgehoben, das Volk in die äußerste Abhängigkeit zurückversetzt.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.


A B C D E F
1 2 3 4 5 6 7 8
Dora Fl.
Gazometro
Piazza
Emanuele
Filiberto
Giard
Reale
Piazza
Castello
Imbarcadero
Citadella
Piazza
S. Carlo
Piazza
Carlo
Felice
Strada Ferrata di Novara
Piazza
d'Armi
Polveriera
Imbarcadero
BORGO
A B C D E F



Oeffentliche Plätze:

(Places pupliques):

1. Piazza Emanuele Filibert. D 2
2. „ Vittorio Emanuele H I 5
3. „ S. Carlo . . . . . . E 5. 6
4. „ Castello. . . . . . E F 4
5. „ delle Erbe . . . . . . D 4
6. „ d'Italia. . . . . D 3
7. „ Susina . . . . C 4
8. „ di S. Giovanni . . . E 3

Kirchen, Paläste, Sammlungen:

(Églises, palais, collections):

12. Cattedrale . . . . E 3
13. il Carmine . . . . C 4
14. S. Cristina . . . . E 6
15. S. Filippo Neri . . . . . . F 5
16. S. Theresa . . . . E 5
17. Chiesa protestante . . . G 8
S. Massimo . . . . G 7
18. La Consolata . . . . C 3
19. S. Domenico . . . . D 3
20. Ai Capuccini . . . . I 6
21. Corpus Domini . . . . D E 4
22. Gran Madre di Dio . . . I 5
23. Palazzo Madama. . . . E F 4
24. „ reale . . . . E 3
25. „ di Duca d'Aosta E 3. 4
26. „ Manatti . . . . . . E F 4
27. „ del R. Senato . . . C 4
28. „ Carignan (Post) . . F 5
29. „ Birago de' Borgaro F 6
30. „ Haratsch . . . . . . D 5
31. „ delle Torri . . . . . E 3
32. Acad. R. delle Scienze . E 5
33. „ delle belle Arti . G 4. 5
34. „ R. Militare . . . . . F 5
35. Arsenale . . . . D 6. 7
36. Università . . . . F 4
37. Osped. di S. Giovanni . G 6
38. „ di Carità . . . . . . G 4
39. „ S. Luigi . . . . B 3
40. „ Ritiro di Rosine . B C 3
41. Albergo di Virtù . . . . G 4
42. Teatro reale . . . . F 4
43. „ Carignan . . . . . . E 5
44. „ d'Angennes . . . . . G 5
45. „ Diurno . . . . H 5
46. „ Sutera. . . . . G 5
47. Uffizio della Posta (Pal. Carignan) . . . . F 5
48. Uffizio d. Polizia (Pal. Madama) . . . . F 4
49. Uffizio d. Bonafous frères F 5
50. Hôtel Feder . . . . F 5
51. „ Europa . . . . . E F 4
52. „ de la Ville . . . . F 5

Strassen:

(Rues):

1. Via al Ponte . . . . D 1
2. „ Cottolengo . . . . B C 2
3. Strada San Massimo A B C 2
4. „ San Barbara . . E 2
5. Via delle Chiacciaje . B C 3
6. „ San Martino . . . A B 3
7. „ Santa Chiara . . . . C 3
8. „ della Basilica . . . D 3
9. „ del Partitore . . . A B 3
10. „ delle figlie Militari C 3
11. „ San Domenico . . . D 3
12. „ del Carmine . . . . B 4
13. Strada di Dora . . B C D 4
14. „ San Maurizio F G H I 3. 4
15. Via degli Artiste . . . H I 3
16. „ della Zecca . . F G H 4
17. „ del Pescatore . . . . I 4
18. Strada del Po . . F G H 4. 5
19. Via d'Angennes . . F G H 5
20. Strada di Sa. Teresa D E 5
21. „ San Felipo . . . . . F 5
22. Via dei Tintori . . . . . H 5
23. Strada del Ospedale F G H 6
24. „ Arcivescovato . . E F 6
25. Via Oporto . . . . D 7
26. „ dei Carrozzai . . E F 7
27. „ di S. Lazzaro . . G H 7
28. „ a Borgo Nuovo G H 7
29. „ S. Quintino . . . . D 7
30. Strada del Re D E F G H 8
31. Via la Gimnastica . . . D 8
32. „ del Pi Quinto . . F G 8
33. „ dell'Assietta . . . . D 8
34. „ Galliari . . . . . . F G 8
35. Strada lungo Po . . . I 6. 7
36. Via della Rocca. . . . H 6 7
37. „ del Corso . . . . . I 5. 6
38. „ San Marsino . . . . I 4
39. „ dei Macelli . . . . H 4
40. „ „ Ripari . . . . . H 5
41. „ del Belvedere . . . H 7
42. „ della Rosinte . . . H 5. 6
43. „ della Chiesa . . . . G 7
44. „ d. Canon d'Oro . . G 4
45. „ S. Pelagia . . . . . G 5
46. „ della Posta . . G 4. 5. 6
47. „ „ Arco . . . . G 7. 8
48. „ S. Franzesco da Paola G 5.6
49. „ del'Meridiano . . G 7. 8
50. „ Bogino . . . . F 5
51. „ degli Ambassattore F 6
52. „ Carlo Alberto . . . F 5
53. „ della Madonna degli Angeli . . . . F 6. 7
54. dei Conciatori . . F 4. 5. 6 7
55. Strada Nuova . . . . . E 5. 6
56. Via della Providenza E 6. 7
57. „ del Gazometro . . . E 8
58. „ dell' Arsenale . . . E 6
59. „ S. Secondo . . . . E 7. 8
60. „ S. Massena . . . . D 7. 8
61. „ dei Mercante . . . D 4. 5
62. „ d'Italia . . . . . . D 3. 4
63. „ Bellezia . . . . D 3
64. „ Fieno . . . . D 4. 5
65. „ S. Agostino . . . . D 3. 4
66. „ degli Stampatori . D 4. 5
67. „ delle Orfanelle . . . C 3
68. „ S. Dalmazo . . . . C 4. 5
69. „ della Consolata . C 3. 4
70. „ del Scuole . . . . C 3. 4
71. „ „ Deposita . . . B 3. 4
72. „ dei Quartieri . . . B 3. 4
73. Strada di Valdocco . . B 3. 4
74. Via Albione . . . . . . A 3
75. Strada S. Salutore A 3 bis 8



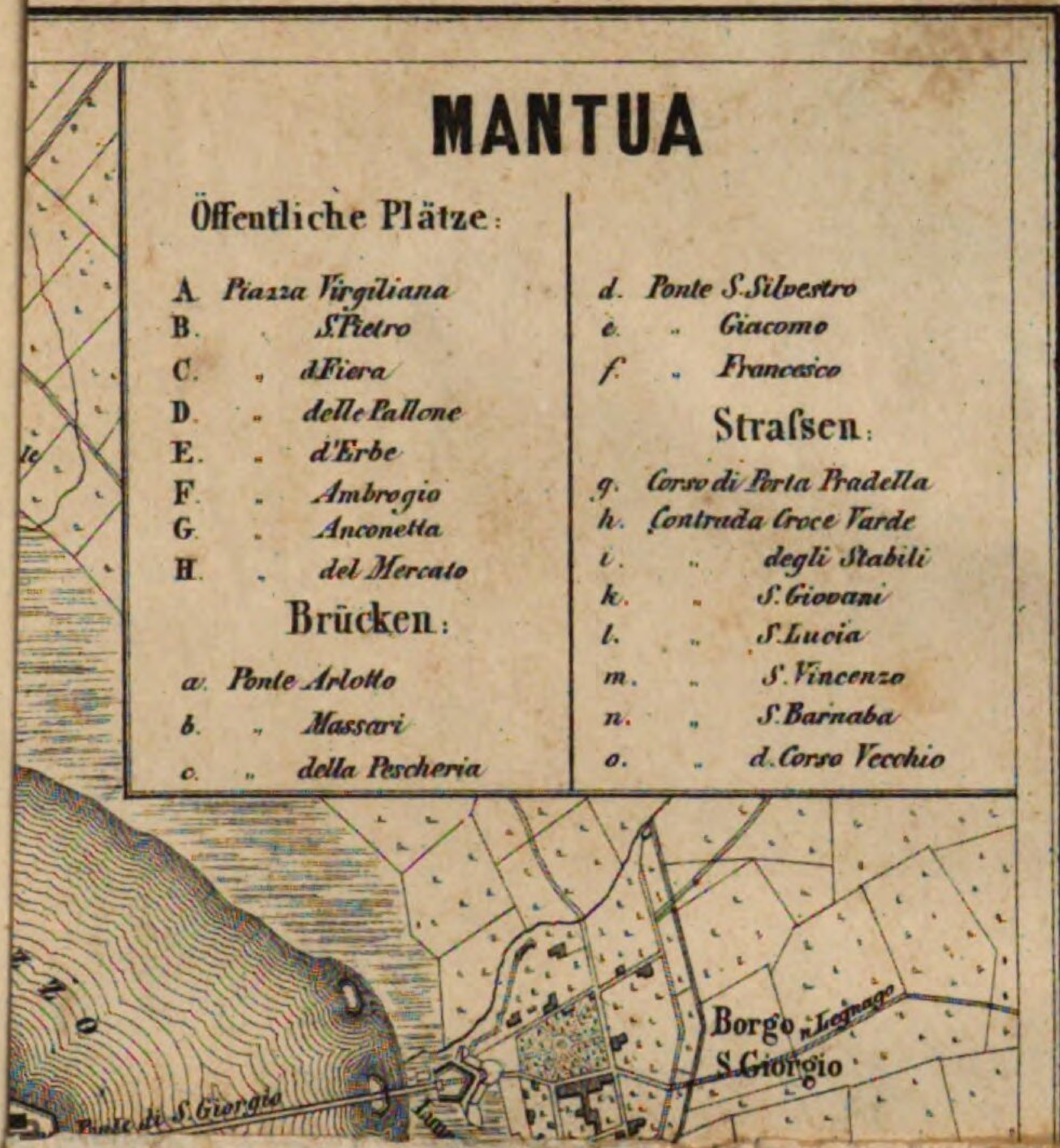
Chiese.

. Cattedrale Vescovato e la Capella di S. Evasio.
. S. Paolo.
S. Domenico Parocchia.
S. Ilario id.
S. Stefano e Campanile di Citta.
Madonna Addolorata parocchia.

Luoghi rimarchevoli.

Palazzo di Citta.
Intendenza e Prefettura.
Seminario e Piazza.

10. Ospedale Maggiore.
11. Convente e Collegio de Padri Sommaschi.
12. Ospedale dei Poveri.
13. Regie Carceri.
14. Theatre.
15. Quartiere de Cavalleria.
16. Piazza Castello.
17. " d'Arme.
18. Muraglione della Citta.
19. Prato della Fiera.
20. Campo Santo.
21. Castello.


MANTUA
Öffentliche Plätze:
A. Piazza Virgiliana
B. " S.Pietro
C. " d.Fiera
D. " delle Pallone
E. " d'Erbe
F. " Ambrogio
G. " Anconetta
H. " del Mercato
Brücken:
a. Ponte Arlotto
b. " Massari
c. " della Pescheria
d. Ponte S.Silvestro
e. " Giacomo
f. " Francesco
Strafsen:
g. Corso di Porta Pradella
h. Contrada Croce Varde
i. " degli Stabili
k. " S.Giovani
l. " S.Lucia
m. " S.Vincenzo
n. " S.Barnaba
o. " d.Corso Vecchio
Borgo S.Giorgio
Ponte di S.Giorgio